# Bergfahrten

und

# Raststätten

von

Heinrich Noë.

München,
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).
1892.

K. b. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei von Fr. Junge (Junge & Sohn), Erlangen.

# Bergfahrten

und

# Raststätten.

# Vorwort.

In diesem Buche gebe ich wohl kaum eine Erweiterung der Kenntnis unserer deutsch-österreichischen Alpen und ihres Küstensaumes, so weit es sich um deren räumliche Ausdehnung handelt. Dagegen glaube ich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gesichtspunkten hervorgehoben zu haben, welche den Genuß dieser Landschaften, sowohl dem beschaulichen Naturfreunde überhaupt, als auch dem Reisenden mit seinen verschiedenen Wünschen und Bedürfnissen, zu fördern geeignet sind.

In letzterer Hinsicht sei betont, daß ich allenthalben neben die Fahrten die Raststätten beigefügt und beide mit gleichmäßiger Schilderung bedacht habe.

Dieses Buch ist die Frucht vieler Jahre. Es wird deshalb auch Alpenwanderern, die mit vielen Erinnerungen und Erfahrungen es in die Hand nehmen, manches Neue bringen.

Wenn ich, über diese untergeordneteren Zwecke hinausgehend, dem mitfühlenden geneigten Leser manche Seite der Erscheinungswelt enthüllt habe, mit welcher in Berührung zu treten er keine äußere Veranlassung fand, ist überdies der Lieblingswunsch und das vornehmste Streben des Verfassers erfüllt und erreicht.

Madonna di Campiglio, Frühling 1892.

**Heinrich Noë.**

# Inhalts-Verzeichnis.

Friedrich Julius Schüler,

dem

Förderer der Bergfahrten,

dem

Schöpfer herrlicher Raststätten.

# I.

## Im Innthal.

Tirol hat nur ein Innthal, ja in der gesamten Alpenwelt findet man nicht mehr eine so lange Flucht von Coulissen, in verblauender Dämmerung einen breiten Gletscherstrom verfolgend, deren Zwischenräume einen solchen Reichtum von lieblichen und großen Zügen abschließen. Schöner aber sind seine Bilder nirgends eingerahmt, als wenn man einen Abblick thut aus der einen oder anderen Lichtung des Volderwaldes.

Der Volderwald genießt eines weiten Rufes in Nordtirol. Man versteht darunter den schattigen Rücken des Gebirges, welches sich südlich vom Inn zwischen Hall und dem Thale Volders erstreckt. Wenn in der langen Reihe von reizvollen Gegenden, welche man das Unterinnthal nennt, eine Landschaft besonders auffällt, so mag man sich dessen für vergewissert halten, daß da etwas Absonderliches zu sehen ist.

Diese Voraussetzung trifft zu. Der Volderwald, durch dessen Gehänge sich sehr viele Wege ziehen, zeichnet sich durch alle die Dinge aus, die man in einem kühlen Wald sucht. Als solcher hat er im Berglande, für welches kraftvolle und mächtige Wälder nicht gerade zu den hervorragendsten Merkmalen gehören, kaum seinesgleichen — am allerwenigsten in nächster Nähe eines Schienenweges und so unmittelbar neben dem Treiben der Menschen, daß man durch jede Lichtung eine Anzahl von Kirchtürmen und belebten Ansiedelungen, auch von Klöstern und Burgen, überschaut, welch' letztere

da unten im Thale an gewaltthätige Zeiten des Menschengeschlechts erinnern, wie die Berge, an deren Fuß sie hängen, an aufgewühlte Zeiten in der Geschichte unsrer Erdrinde.

Es gibt viele Wege durch denselben. Allen sind gemeinsam die erfrischende Luft, die Bäche, welche in farnbedeckten Rinnen des Schiefergebirges zum Inn rauschen, die überschatteten Quellen, das dichte Unterholz. Wenn man an die alte Bedeutung des Wortes Ach denkt, womit fließendes Wasser gemeint war, und nicht etwa annehmen will, daß man bei der Namengebung den am Fuß des Hanges hinströmenden Inn im Auge gehabt habe, so erscheint die Bezeichnung „Achleite“, wie man die Abdachung des Volderwaldes in der Nähe von Hall nennt, gut gewählt.

Wundersam nimmt sich im Gegensatze dazu das dürre Geklüfte der Kalkalpen jenseit des Flusses aus, das Speckkar, die grauen Mauern von Vomp. Alle ihre Treppenabsätze, Steinhalden, Schuttabwürfe, Rinnen und Rillen erscheinen um so deutlicher und blendender, je mehr sie von der nämlichen Mittagssonne getroffen werden, unter deren Strahlen wir uns hier im toten Winkel dieser beschatteten Hänge bewegen. Ein so scharfer Gegensatz ist nur noch im Pusterthale zu sehen. Dort aber wirkt die Beleuchtung umgekehrt, weil dort die aschgrauen Dolomite gegen Norden schauen, die sanften Schiefergebirge dagegen von der Mittagssonne getroffen werden.

Merkwürdigerweise sind in diesem Falle die Einheimischen früher zur Wertschätzung des landschaftlichen Schatzes gelangt, als die fremden Zugereisten und Naturbewunderer. Während man selten oder nie einer Schilderung in den hieher gehörigen Büchern, Schriften und Zeitungen begegnet, erfreut sich der Wald im ganzen Lande des besten Ansehens. Im Sommer findet man immer Leute aus den benachbarten Städten, welche sich auf einem der vielen Pfade ergehen.

Zu den alten Ansitzen, wie Taschenlehen, Portenschlaglehen, Stachelburg, Friedberg, haben sich zeitgenössische Gründungen gesellt, wie die „Schöne Aussicht“, das eine und andere Lusthaus, und schon hat auch ein modisches Hotel, der Volderwaldhof, in schönster, weitschauender Lage, sein Thor geöffnet. Es wird kaum ein Hotel im Berglande geben, von welchem, am Rande geschlossenen Waldes, eine solche Menge von Ansiedelungen und Berge von so verschiedener Gestalt wird überschaut werden können.

Was die „Schöne Aussicht“ anbelangt, so ist ein Pfad da, auf welchem der Wanderer neben mancher Quelle im Lärchenschatten dahingeht und vielleicht mit einem Blick einem der zahlreichen Eichhörnchen folgt, welche das Dickicht beleben, oder zur Abwechslung unter einem der Nußbäume rastet, die sich den Waldbäumen zugesellen, oder des Gegensatzes wegen zum Schnee emporschaut, der noch irgendwo eine graue Mulde des Vompergebirges ausfüllt. Während er seinen Blick so der bunten Umgebung zuwendet, fällt ihm vielleicht an einem Baumstamm eine Tafel in die Augen, die ihn einladet:

„Hab' ob der schönen Aussicht,
O Wanderer, so viel Einsicht,
Daß man zu allen Werken
Durch Labung sich muß stärken!“

Es kann, wie erwähnt, den Gast nur anmuten, daß dieser Wald heute schon wirtlich ist und wirtlich gemacht worden war, ohne jeden Gedanken an eine Betriebsamkeit, die sich auf Fremde wirft, ohne neumodisches Anstreben, einzig und allein zur Erquickung der Landeskinder, die von jeher ihre Freude an dem Waldgebirge hatten. Da ist das Kreuzhäusl, ausgezeichnet durch den besten Rebensaft, den die Trauben des Etschlandes spenden können, ferner auch

der Schützenwirt, beide umschattet vom Wald, dessen Gezweige aber von den Wipfeln der Obstbäume unterbrochen wird.

Zur Ausstaffierung eines schönen, großen Waldes gehört auch eine ordentliche Räubergeschichte, und hier spielt eine solche, wie man sie nicht alle Tage findet.

Durch den Wald, am Hange her, zog sich einmal eine jener halb verschollenen „Hochstraßen", die man jetzt nur noch an wenigen Stellen deutlich als solche erkennt, während sie zumeist von Erde, Gras und Baumwurzeln bedeckt sind und eigentlich nur noch in den antiquarischen Aufsätzen, die von einem Lokalforscher in irgend ein wenig gelesenes Blatt geschrieben werden, noch eine Rolle spielen. Von wem diese Hochstraßen herrühren, scheint nicht recht ausgemacht zu sein, und der Bericht über die Vermutungen, welche darüber aufgestellt worden sind, gehört nicht in diese Naturbetrachtung. Hier und dort nimmt man einen breiten, baumüberwachsenen, treppenförmigen Absatz am Gehänge wahr, und da hat man dann nicht selten eine Spur dieser Hochstraße vor sich.

An einer Stelle erspäht man plötzlich ein unscheinbares Haus, auf dessen nördliche, weißgetünchte Wand eine Glocke aufgemalt ist. Wir haben den „Glockenhof" vor uns. Ringsum stehen Föhren und Apfelbäume, es rauscht in der Rodung ein kleines Maisfeld, noch stärker aber ein Bach, der jählings im Dunkel des Waldes hinabstürzt.

An der weißen Wand sieht man ein „Marterl" befestigt, auf welchem ein Missethäter, ein Mönch und ein Henker erscheinen. Es handelt sich um eine Hinrichtung. Das Marterl erzählt im Moritatenstil, von dessen Versen ich den Anfang beisetze, die schlimme Geschichte:

„Hochberühmt und Kunsterfahren,
Lange Zeit hier hochgeehrt,
Starb vor bald dreihundert Jahren
Ein Verbrecher durch das Schwert.

Glockengießer und daneben
Straßenräuber, welche Schmach,
Führte Ehr ein wüstes Leben,
Bis man Ihm das Urteil sprach."

Der verdienstvolle Meister ließ sich mit seinen Gesellen dazu herbei, Leute auf der Hochstraße tot zu schlagen und auszurauben. Einmal waren Näherinnen da, welche die im Hause gesponnene Leinwand aufarbeiteten. Diese hörten ein Gespräch mit an, in welchem die Spießgesellen sich beklagten, daß mit dem Totschlagen so wenig verdient werde, worauf der Meister antwortete, daß oft ein Metzger ein Kalb umbringe, wobei nicht viel herausschaue. Die Räuber wurden verraten und der Meister dazu verurteilt, vor dem eigenen Hause geköpft zu werden. Er bat sich die Gnade aus, daß man ihm erlaube, von dem noch im Hause liegenden Erz eine Glocke für die Kirche von Unser Lieben Frau in Mils, die gerade gegenüber vom anderen Ufer des Inn herüberschaut, gießen zu dürfen. Als sie fertig war und bei der Prüfung mit dem Hammer einen guten Ton von sich gab, sagte er: „Gott und Maria seien gelobt und gepriesen, die Glocke ist gut ausgefallen. Ich hoffe, durch sie ein christliches Ende und einen guten Tod zu erlangen."

Nachdem er die Glocke noch ciseliert hatte, wurde sie nach Mils gebracht und aufgezogen. An einem Freitag Morgen um die neunte Stunde, der Zeit, in welcher man die armen Sünder hinrichtet, tönte sie zum ersten Mal. Nachdem der Meister ihren Klang vernommen hatte, fiel sein Kopf. Die Glocke wurde 1791 mit der Kirche von Mils durch Flammen zerstört.

Diese Geschichte hat Hr. Joseph Praxmarer zu einer Erzählung verarbeitet, und auch eine andere Geschichte, an welche oben im Wald eine Kapelle erinnert, von deren unsauberen Einzelheiten hier jedoch nicht die Rede sein kann.

Genug der düsteren Waldbegebenheiten!

Hier und dort ist, wie ich erwähnt habe, ein kleiner Bauernsitz, dessen Mauern von Spalierobst überdeckt sind, in dessen Gärtchen viele Blumen blühen und dem überall der Wald nahe an die Schwelle rückt. Oft sieht man plaudernde Frauen an dem Springbrunnen oder in der Laube, Kinder, mit den blauen Glockenkelchen des Waldes oder den roten Bohnenblüten der Umzäunung geschmückt, freuen sich dieser Tage der Freiheit. Es sind die echten Bilder der stillen, bescheidenen Tiroler Sommerfrische, eines kostbaren Besitztums, um welches dieses Land von der ganzen Welt beneidet werden darf. Das sind nicht die kostspieligen Sommerreisen und Badeausflüge, wie sie wohl sonst den durch Glücksgüter begnadigten kleinen Teil der Menschheit in die Weite entführen — es ist das Verweilen unter einem anspruchslosen Obdach, mit geringen Auslagen, welche auch solchen, die nicht viel Habe ihr eigen nennen, Tage der Freiheit im unmittelbaren Verkehr mit den Lichtern der Berghalde und den Geistern des Waldes vergönnen, während oft das heimatliche Dach des Hauses in der Tiefe unten, welches die Sorgen der anderen Monate und Mühsale des Jahres zudeckt, oben von der grünen Insel der Freiheit aus erblickt wird.

Machen wir es wie so viele andere, die des Weges wollen und lassen uns in der Laube vor dem Kreuzhäusl nieder, um ein wenig in Beschaulichkeit zu überdenken, was dieses so kleine und doch so hohe Stück Welt, das wir da vor uns haben, zu enthüllen vermag.

Wie alle Dinge schauen auch Gärten, Waldwiesen, Nadelbäume anmutiger und hoffnungsvoller aus, wenn der Morgentau auf ihnen liegt. Das Gnadenbild, welches in die Morgenlandschaft hinausblickt, scheint huldvoller gestimmt, als die nämliche Gestalt, wenn wir sie am müden Nach-

mittag betrachten, wenn auf ihr und auf dem einen oder anderen Lärchbaum manchmal zeitweilig der verdunkelnde Schatten einer Sommerwolke ruht. Wie eine Verheißung von Jugend haucht es aus dem Walde heraus, in welchen nach und nach immer mehr und mehr Sonnenstrahlen durch das Geäst auf den Blumenboden vordringen und denselben in leichterer Farbentönung verklären. Die letzten dünnen Nebel verflüchtigen sich um die scharfen Kalkjöcher. Der Brunnenstrahl gewinnt fortwährend an Farbenglanz. Es geht ein geheimnisvoller Zug durch die Welt, als strebte sie danach, sich immer mehr in Schönheit zu sättigen. Der eine Apfelbaum neigt sich tief, der andere noch tiefer, am herablassendsten ist derjenige, welcher den Menschen die meisten Früchte bietet. Eine Ahnung von Schönheit und Güte hat uns gestreift.

Es müßte fortwährend vom taufrischen Wald die Rede sein, wenn man da auf dem Wege zum Volderer Bad die Bilder, wie sie aufeinander folgen, in den Einzelzügen bis zur Vollständigkeit ausmalen wollte. Begnügen wir uns, um Wiederholungen zu vermeiden, auf die Schluchten hinzuweisen, die den Wald an mancher Stelle unterbrechen. Diese Schluchten, deren Sohlen von einem Bach ausgefüllt werden, welcher in ungezählten Schnellen durch die Erlen zum Inn hinabstürzt, sind eine der schönsten Mitgaben zu dem Wald auf den Hängen. Der Reisende, der draußen auf der Eisenbahn fährt und das Gebirge betrachtet, das ihm zahm und sanft zu sein scheint, hat keine Ahnung von diesen Unterbrechungen des Bodens. Wer Waldbäche malen will, findet hier immer nach wenigen Schritten wieder etwas Neues. In diesen schattigen Tobeln, durch welche sich der Wasserstaub hinzieht und in denen der fließende Schaum, der den Ufern zutreibt, oft unter Fichtenwurzeln, mächtigen Farnen, Himbeerstauden und dem weit vorgestreckten

Zweigwerk der Waldbäume verschwindet, gibt es zu keiner Stunde Sommerhitze.

Zwei solche enge Waldbachthäler sind es insbesondere, welche den Gast an diesen Hängen immer wieder anziehen: das des Voldersbaches unmittelbar über der alten Veste Friedberg und das des Wattenbaches über dem Dorfe Wattens, welch letzteres schon vollauf den Namen einer Klamm verdient. Die Veste Friedberg, vor tausend Jahren von den Grafen von Wolfrathshausen zur Hut des Volderser Innüberganges erbaut, war bis auf den heutigen Tag immer in adeligen Händen, und gewiß ist es dem Schutze dieser zu verdanken, daß der Wald dort noch schöner und mächtiger steht, als anderswo an diesem Gebirge. Man hat diesen Wald um Friedberg Park genannt und die Bezeichnung ist auch richtig, weil er eingefriedet ist. Vielleicht erweckt sie aber doch eine falsche Vorstellung, weil man dabei leicht an verzärtelnde Pflege denkt. In diesem Falle würde man sich irren. Ich habe nirgendwo unter gleich hohen Fichten ein gleich klares Wasser in gleich wilden Sätzen durch enge Berglandschaft stürzen gesehen, die man Park genannt hätte. Wer dort jemals an der Quelle über dem Waldbach, die man den Born zum Raffelstein nennt, gesessen ist und hinabgeschaut hat, wird mir recht geben.

Noch wilder, aber von weniger starken Fichtenriesen umdrängt, thut sich die Wattenser Klamm auf, die eine Viertelstunde vom gleichnamigen gastlichen Dorfe entfernt ist. Dort verrichtet ein anderer Bach seine Sägearbeit, indem er mit mächtigem Schwall einen Staubtobel in hohem Sturze ausfüllt. Diejenigen Tobel, die er in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden ausgearbeitet hat, stehen näher dem Inn zu, zeigen aber die Spuren ihrer Entstehung in welligen Buckeln und Mulden der Schieferwände und deuten uns an, wie der jetzige Fallkessel nach einer gewissen Zeit

aussehen wird, wenn einmal seine benagten Wände unter dem stürzenden und fliegenden Schaum nicht mehr unsichtbar sein und der Bach sich weiter zurückgesägt haben wird. Simon Angerer, der treffliche Gasthalter von Wattens, darf auf den Dank derjenigen Anspruch machen, denen er durch einen guten Weg den Zugang zu diesen Stürzen geschaffen hat und für welche er auch eine Brücke baute, von welcher aus man viel besser, als es von einem der Uferränder möglich wäre, in die milchige Quirlung hinab- und hineinschauen kann.

Weiter oben am Volderser Bach, über den wir uns in der Waldenge von Friedberg gefreut haben, liegt im abermals verengten Fichtenthale das Volderer Wildbad, gegen sechshundert Meter über dem Inn. Man hat diesen Gesundbrunnen das nordtirolische Ratzes genannt, sollte aber eigentlich umgekehrt, da bei solchen Vergleichungen von Rechtswegen das Anziehendere mit seinem Namen zu Gevatter stehen müßte, jenes Ratzes das südtirolische Volderer Bad nennen.

Beide liegen ungefähr gleich hoch über dem Meere, Ratzes in einer Schlucht zwischen Seiser Alp und Schlern, Voldererbad in einer Furche dieses Waldgebirges. Aber der Wald, sein Boden und sein Unterholz verhalten sich auf dieser Innthalischen Höhe zu den gleichen Erscheinungen dort auf der Hochfläche über dem Eisak, wie sie sich überhaupt in Nord und Süd gegeneinander verhalten. Der mächtigere Schatten, die reichlicheren Wasser, die vergnüglicheren Wege durch den Tann sind hier. Wohl hat man gut daran gethan, die Kapelle bei den Gesundbrunnen den heiligen Brüdern Kosmas und Damian, von deren irdischen Hüllen hier überdies einige Reste aufbewahrt werden, zu widmen. Betrachtet man doch diese ehrwürdigen Märtyrer, obwohl man sie meistens mit Arzneigläsern abbildet, als Patrone der leiblichen Gesundheit.

Hier wehen in Wahrheit kühle Lüfte durch den Wald, und wo sie das Dickicht vielleicht nicht erreichen, ersetzt sie der Hauch der Bäche. Es ist da eine kleine Gruppe von Häusern, die samt und sonders von Badegästen bewohnt werden, welche sich dieser Landschaft, nicht minder aber auch der Bewirtung freuen. Man sieht da wieder, wie neben der Schrift auch die Tradition mächtig ist. In Büchern findet man nichts Richtiges hervorgehoben über diese Höhe, in Zeitungen habe ich noch nie etwas gelesen, was sich darauf bezieht, und dennoch haben, offenbar unter der Einwirkung mündlicher Überlieferung, die Münchener und Stuttgarter ihren Weg nicht minder hieher gefunden, als die Tiroler. Von Hochgebirg ist freilich wenig zu sehen. Ein beschneiter Gipfel ragt aus dem Hintergrunde des Thales herein, im Norden aber scheinen die grauen Wände nördlich des Inn zum greifen nahe. Geht man aber ein wenig weiter thalauswärts, so sieht man alle Schönheiten des Innthales samt dem Kaisergebirge und den anderen Kufsteiner Bergen, und steigt man ein klein wenig in die Höhe, so erblickt man das Eisfeld des Rosenjoches, jenseit dessen sich der Uebergang nach Navis hinzieht.

Den Ruf dieser Quellen kann man bis an den Anfang des 15. Jahrhunderts hin verfolgen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts hat sich der bekannte Guarinoni viel damit beschäftigt, eine Art von tirolischem Paracelsus, in dessen Kopf es wunderbar ausgesehen haben mag, wenn man ihn nach den sogenannten chemischen Untersuchungen, die er mit den Wassern anstellte, und seinem übrigen Gebahren beurteilt. Guarinoni war Edelknabe beim heiligen Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, gewesen und baute seinem Herrn und Heiligen die Kirche unten an der Volderer Brücke, die noch heute steht und deren Gemälde von der Hand Knollers, die Ankunft des heiligen Karl im

Himmel darstellend, von Kennern vielfach bewundert wird. Der nämliche Naturforscher brachte es über sich, auf dem Judenstein, von dem später die Rede sein soll, zu Ehren des Knaben Andreas Oxner, dem die Juden vor vierhundert Jahren die Haut abgezogen haben, eine stattliche Kirche zu gründen.

Überall im Wald herum stehen dort Bänke, auf welchen der Gast neben den hellen Bächen die Schwüle der Hundstage verträumen kann. Es gibt viele ebene oder nur sanft geneigte Wege. Einer der schönsten erstreckt sich zum Berghofe Windegg, derjenigen Ansiedelung des Innthales, welcher man die ausgebreitetste Fernsicht nachrühmt. Während man diesen Waldpfad geht, vermehrt sich fortwährend die Anzahl der Spitzen des Kalkgebirges, welche über den Rand der vorgelagerten Joche heraufkommen, und verschwimmt, immer mehr zusammenhallend, der Glockenklang, der von so vielen Türmen des weithingedehnten Thales in der Tiefe ausgeht.

Die Umgebung der vielen Wege, die den Voldererwald durchziehen, wäre lückenhaft geschildert, wenn nicht eines Friedhofs eigener Art Erwähnung geschähe. Es gibt zahme Bäder und Wildbäder, so kann man auch von wilden Friedhöfen reden. Ich kenne drei solche: den auf dem Radstädter Tauern, einen bei Ambras und den, welcher hier vom „Brückenwald“ (Bruckenwaldeln) beschattet wird. Unter den Wipfeln seiner Erlen ruhen viele, welche ihr Leben bei irgendeinem der Kämpfe an der vielumstrittenen Volderer Brücke, sei es im vorigen Jahrhundert, sei es in diesem, verloren. Es mögen der Schläfer etwa achthundert sein. Es fehlt nicht an Steindenkmälern, wie an eisernen und hölzernen Kreuzen. Keine Mauer, keine Kapelle, kein Haus steht da — nur ein von Waldblumen umwucherter Zaun umfriedet diesen Totenhag. Wenn der Bergwind über ihn braust, wirft er

die lieberoten Beeren der Eberesche über die Gräber, und es zittern die morschen Kreuze.

Auch Inschriften sind vorhanden. Eine derselben lautet:

„Brüder, wollt ihr uns im Grabe ehren,
Wie es uns gefällt;
Keine Lobschrift ausgesonnen!
Keine Säule aufgestellt!
Fechtet so, wie wir gefochten,
Grüßt mit festem Blick den Tod!
Und es färbt mit unserm Blute
Sich der Freiheit Morgenroth."

Ergreifend in seiner Einfachheit — ergreifend im entgegengesetzten Sinne von dem, was die Stimmung des Dichters beherrschte, als er das Morgenrot der Freiheit zu erspähen glaubte, für welche diese Unglücklichen starben. Wie viele Wörter gibt es doch, die eigens erfunden zu sein scheinen, damit im wechselvollen Spiel der Welt Falschmünzerei damit getrieben werde!

Weiter hinab am Innstrome liegt in einem großen Obstgarten das Dorf Wattens, dessen Häuser vereinzelt auf den schattigen grünen Angern stehen. Mir erscheint es mit seinen breiten, grasbewachsenen, von Wasser durchrieselten Wegen mit den sauberen Gaststätten, mit seiner Nähe von Hochwald als das behaglichste im ganzen unteren Innthale. Leider hat sich die oben berührte Tradition hier nicht so mächtig erwiesen, als anderswo. Wattens hat wenig Gäste. Dies scheint schon in Beziehung auf die erwähnten und mehrere andere Vorzüge seltsam, nicht minder aber auch dann, wenn man die Überfüllung benachbarter Orte, wie etwa Brixlegg, in Betracht zieht, von welcher Congestion und Anschoppung ohne Schaden von irgend Jemandem, ja zum allseitigen Vorteil, wohl ein gutes Teil hieher geleitet werden könnte. Dies sei insbesondere zu Nutz der-

jenigen gesagt, welche die paar Wochen ihrer freien Zeit irgendwo in Sammlung und Ruhe zubringen wollen.

Zwei andere Bäder an hellen Bächen und am Saume des Waldes, das Rinner Bad und das Bad Laviernbach, liegen etwa 400 Meter über Hall, nicht weit vom Dorfe Rinn und der erwähnten Wallfahrtskirche Judenstein. Was die letztere anbelangt, so ist die Umgebung in Nähe und Ferne wunderbar, und es muß auf sie angewendet werden, was im allgemeinen zu Gunsten des Geschickes gesagt werden kann, mit welcher die Lage sämtlicher Wallfahrtsorte ausgesucht erscheint. Um so unheimlicher kommt einem in dieser herrlichen Runde von Wald und Bergen die Posse vor, welche in der Gestalt einiger grotesker Juden und eines Knaben in diesem Heiligtume uns vor die Augen gerückt wird. Fast lebensgroße Holzfiguren stellen die Abschlachtung des Kindes dar, an welche offenbar von Vielen geglaubt wird.

Daß der naturkundige Guarinoni einen solchen Ort mit nichts anderem zu schmücken wußte, als mit einem Denkmal, durch welches ein wüster Wahn befestigt werden soll, beweist uns abermals, wie der Mensch in der ihn umgebenden Welt immer wieder die Projektion seines eigenen Gehirns erblickt. Während wir hinausschauen in Himmel und Erde, sehen wir als Brocken-Gespenst uns selbst. Und darum ist zur Kenntnis eines jeden einzelnen nichts bedeutungsvoller, als ihm zuzuhören, wenn er uns berichtet, was er gesehen hat, als er um sich her schaute. Wir dürfen uns für vergewissert halten, daß die Erzählung von Hunderten, die auf dem nämlichen Flecke nebeneinander stehen, hundertfach verschieden ausfallen wird. Hätte man die Holzgestalten der ungläubigen Juden weggelassen und nur das selige Kind, so wie es jetzt auf dem Wiesenplane vergoldet auf dem Brunnen mit lauterem Wasser steht, auf-

gerichtet, so hätte man der Menschheit, welche dort hinauf geht, eine sinnigere Lehre vor die Augen gerückt, nämlich die, daß sie nicht das Reich Gottes, auch in seinen Werken, schauen soll, so sie nicht wird, wie die Kinder. —

Viele der Schönheiten, die man im Volderwald findet, erscheinen gleichartig oder auch in wechselnder Gestaltung auf dem Innsbrucker Mittelgebirge. Man versteht darunter jene Bergterrassen, welche sich im Süden des Inn von Hall aus bis gegen Zirl hinauf erstrecken.

Die Bezeichnung Mittelgebirge ist mit dem Worte Sommerfrische aus einer der tirolischen Mundarten allmählich in die deutsche Schriftsprache übergegangen, und es dürfte jetzt so ziemlich jeder wissen, daß unter Mittelgebirge in Tirol bewohnte Hochflächen zwischen dem Flußthal und dem anstrebenden Gebirge, dessen breite Vorstaffel sie darstellen, zu verstehen seien.

Kühler als die tief liegende Thalsohle, wärmer als die in das Gebirge sich hineinziehenden Hochthäler, erfreuen sie sich angenehmer Lüfte. Überraschend sind die Fernsichten, welche man dort oben von den ebenen Wegen aus genießt. An nicht wenigen Stellen des Innsbrucker Mittelgebirges schaut man von den verblauenden Wänden des Kaisers bei Kufstein bis zum Imster Tschürgant und noch weiter. Dabei stehen auf diesen Hochflächen die saubersten und wirtlichsten Dörfer. Wenn einer eine Preiseverteilung an die Gaststätten des Landes vornähme, fielen nicht wenige Auszeichnungen auf jene Ansiedlungen, die von der Eisenbahn aus kein Mensch sieht. Die gegen Norden gewendete, schattseitige Lage macht, daß die Gründe quellenfrischer sind, als die ihnen gegenüberliegenden Thalabhänge, und daß sich zwischen den Feldern weit mehr Waldinseln befinden, als drüben. Wer jemals dort oben war, der erinnert sich an die gewölbt eingerahmten Bilder, welche die Zweige des

Nußbaumes oder das Fichtengeäst aus nahen Eisgefilden von Stubai oder Selrain ausschneiden.

Vor vielen Jahrtausenden, als der Gletscher, welcher das vom Brenner gegen Innsbruck sich hinabziehende Sill-Thal zudeckte, sich mit dem großen Inn-Gletscher zu vereinigen strebte, bildete der Berg Isel ein Hemmnis, vor welchem die Stirnmoräne nach rechts und links hin abgedrängt wurde.

Das Geschiebe der Moränenblöcke, einem Eisgange des Polarmeeres vergleichbar, hat hier eine der anmutigsten Landschaften der Erde vorbereitet. Wenn man sich einer einheitlichen Weltanschauung zuneigt, so blickt man hier, ohne seine Einbildungskraft anzustrengen, in eine jener Bethätigungen der Kraft, welche uns auf eine Entwicklung zum Besseren und Schöneren hinweisen. Die guten Götter sind Herren über die Frostriesen geworden.

In der That sind diese Mittelgebirge, wie man die von den Moränen geschaffenen Staffelaufsätze zwischen Thalsohle und Hochgebirg nennt, wegen ihrer Schönheit berühmt. Kühle Lüfte und entzückende Fernsichten erfreuen den Glücklichen, der dort oben eine Zeit der Rast genießt.

Besondere Gnaden hat man jenen Höhen immer zugemutet. Das alte Wallfahrtslied, welches die Pilger singen, die sich zum hohen Waldborne „Heilig Wasser“ begeben, mag, in verschieden gewendetem Sinne, auch den Weltleuten gelten, die heute zur Sommerfrische dort hinauf fahren oder gehen:

„Die sich auf den Berg begeben,
Freuen sich ob deinem Segen,
Der ihr Haus und sie beglückt:
Wer sie auch von weitem grüßt,
Ihren Schutz und Hülf' genießt,
Den sie in die Ferne schickt“

Die neue Wallfahrt der Bergfreunde und solcher, welche nach ungestörtem Waldfrieden trachten, ist später auf-

gekommen und läuft neben jener ursprünglicheren her, so wie ein Schienenweg hier und dort an einem uralten Heiligtum vorüberzieht, in welchem fromme Überlieferung ein brennendes Licht erhält und Blumen und wächserne Weihgeschenke aufstellt. Vor Jahrhunderten sahen Kinder, die sich im Igler Wald verloren hatten, viele Menschen, welche, hinter einer bunten Fahne einherschreitend, zum Berge emporstiegen. Dieses Gesicht wurde die Veranlassung der Weihe jener Waldstätte oben, neben welcher die Quelle fließt, wo jetzt das weiße Gemäuer, „Heilig Wasser", aus den Fichten herabschaut. Man kann sich den Gegensatz zwischen Mittelalter und unsern Tagen nicht deutlicher vorhalten, als wenn man neben jener Fahne, die den verirrten Kindern erschien, die roth-weiße Flagge hinstellt, von welcher neben dem Igler Hof die „Hochsaison" angedeutet wird und die Landauer und Omnibusse, die zum Bahnhof in der Tiefe verkehren, neben die langsam bergan schreitenden Pilger.

Gewöhnlich sind Fußsteige anziehender als Fahrwege. Hier möchte aber leicht das Gegenteil behauptet werden können. Denn der Fahrweg, welcher gleich von der Sillbrücke sich rechts gegen Vill und Igls hinaufzieht, geht durch ein walddüsteres, vom Gletscherwasser durchrauschtes Engthal. Beim Wehr der Sill wird der Wanderer vom Staube des stürzenden Wassers angesprüht und begrüßt. Da kann er seine Einbildungskraft beleben, daß sie sich flugs dorthin begibt, wo diese Wasser herabkommen, in die Stubaier Sulzenau hinein, wo die Stürze noch ganz anders aufstäuben, und zu den blauen Thoren der Ferner.

Allerdings fährt täglich über diese Straße mehrmals der Hotel-Omnibus von Igls. Man darf sich aber von einer solchen Begegnung den Eindruck der feierlichen Landschaft nicht verwirren lassen. Ein flüchtiges Knarren — ein Peitschenknall, dann ist es mit den Anzeichen solchen

Getriebes wieder auf Stunden vorüber und man hört dann nichts mehr, als im Walde das Klopfen der Spechte und das Rauschen der Sill, welche sich jäh und schaumig zwischen ihren steilen Fichtenhängen fortbewegt.

Wenn man sich beim Gluirsch-Hofe befindet und gegen Norden hin umwendet, so hat man ein besonders schönes Bild vor sich.

Über den Wäldern des Berges Isel, durch dessen Inneres der erste große Tunnel der Brennerbahn gebrochen ist, türmen sich Frau Hütt und Solstein auf, gerade aus den Fichtenwipfeln emporragend, als ob zwischen ihnen und jenen grauen, schneegefleckten Höhen keine Stadt mit ihren Kasernen, Gerichtssälen, Steuerämtern, Bahnhöfen und ähnlichem Zugehör sich ausdehnte. Den Vordergrund nimmt ein Felsen ein, auf welchem über den Wassern die Gestalt des Heilandes steht.

An dieser Stelle, deren Ruhe zur Rast einladet, kann man vielleicht manchem der sich andrängenden Gedanken das Wort überlassen. Die enge Waldschlucht mit ihrem Bergstrom und ihrer sonstigen Umrandung mag den Eindruck hervorbringen, als ob sich da niemals etwas Absonderliches zugetragen hätte.

Das wäre ebenso ein Irrtum, als ob man aus dieser Stille auf einen Mangel an Verkehr, auf Weltabgeschiedenheit schließen wollte. In letzterer Beziehung können wir uns sofort daran erinnern, daß gerade unter uns durch die Nacht des Thonschiefergesteins im ersten Tunnel des Schienenweges, der nach Welschland führt, der Dampfwagen raucht, und daß wir von jenseits des Waldes den Pfiff der Lokomotive von einer anderen Völkerstraße herüberhören können, welche gegen den Arlberg hin gelegt ist und den Osten und Westen miteinander verbindet. Wald verhindert uns, die Brennerstraße selbst zu sehen, und wenn wir uns an das

erinnern, was wir in vielen Büchern über Tirol gelesen haben, so gedenken wir auch jener Straßen und der vielen mittelalterlichen Saumwege, welche in vergangenen Jahrhunderten, jetzt zum großen Teil vergessen, von Wurzeln des Fichtenwaldes oder fruchttragender Ackerkrume überdeckt, über die Hänge dieses Mittelgebirges hinweg den Paß gegen das Land Italien hin anstrebten.

Mancher Fund wird hier gemacht, welcher auf vergessene Völker hindeutet. Aber auch Zeugnisse aus einer Zeit, die über alle Geschichte hinausreicht, hat hier und dort der Spaten zu tage gefördert. Dazu sind uns in den Namen Gluirsch, Vill, Igls Phonogramme aus den Tagen erhalten, in welchen hier die romanische Sprache unter den Rhätiern sich ausbreitete. Das erste hängt mit glaries (Steingeröll oder Flußsand), das zweite mit villa zusammen, und was das dritte anbelangt, so hat der gelehrte Schönherr eine Anzahl von Deutungen zusammengestellt, über welche ich mich hier nicht verbreiten kann. Dazu dunkelt hier grün vor uns der Iselberg, schlachtenberühmt, dessen Namen die deutschen Knaben kennen bis zum Nordmeer hinab. Still aber blickt uns der gekreuzigte Heiland an, und der Strom rauscht an ihm vorbei.

Der verstorbene Ludwig v. Hohenbühel, der sein Land gekannt hat, wie irgend einer, nannte den Igler Wald ein Kinderparadies. Ich pflichte ihm bei, füge aber noch etwas hinzu, was er vergessen hat. Im ganzen Berglande gibt es nicht eine einzige Gaststätte wie diese, neben welcher in solcher Ausdehnung sich ein tischflacher Wald hinzieht. Weißtannen, Fichten, Birken, Föhren, Erlen, Lärchen, Eiben beschatten den mit Moos bewachsenen Plan. Viele seltene Pflanzen gedeihen in diesem Waldgebiet, welches von den Ebenen von Taxburg östlich bis zu den Marken von Sistrans und Lans reicht. Durch das Geäst schaut das Ge-

fild des Habicht und Wilden Freiger herein, und der Bergwind kühlt die Hochebene.

Warum also ein Paradies nur für Kinder? Vielmehr doch ein Lustgarten für alle Menschen. Wer in diesem Schatten herumgeht, der sieht Ebene und welliges Hügelland scheinbar bis in alle Fernen der Gebirge hinein sich fortsetzen, und wer ohne alle Kenntnis der Bodenverhältnisse urplötzlich in diesen Forst gestellt würde, der müßte nicht wenig erstaunt sein über den Pfiff der Lokomotive. Er könnte sich nicht enträtseln, woher dieser Ton kommt, denn die Thalsohle und die Tiefe sieht man nicht.

Aber nicht nur die Moränen haben dort ihrer Zeit ein hemmendes Widerlager gefunden, sondern auch manche Wasser, welche ohne vorgelegten Wall schnurstracks in das Innthal abgeflossen wären. In der Mulde der Hochfläche haben die durchsickernden Quellen einen von moorigen Ufern umsäumten See geschaffen, der als solcher jetzt nicht mehr besteht, sondern sich in zwei kleinere Seen und verschiedene Hochmoore aufgeteilt hat. Wie die Blöcke dem Wanderer der nachkommenden Jahrtausende einen schönen Grund geschaffen haben, daß er sich im Walde ergehen könne, so erscheint der See gerade wie absichtlich hier eingebettet, um doch auch einmal in Tirol irgendwo ein Becken herzustellen, das nicht vom kalten Wasser der Bergbäche, sondern von durchwärmter, weicher Flut ausgefüllt ist.

Dieser See ist in geringer Entfernung nördlich von Igls unter den Lanser Köpfen und in der That das einzige richtige Schwimmbecken im ganzen Tirol. Er — ich rede von demjenigen, der zum Baden benützt wird — wurde schon in vergangenen Jahrhunderten, nicht wegen seines sich anschmeichelnden weichen Wassers, sondern wegen seiner Karpfen, Schleien, Barsche, Krebse und zehnpfündigen Hechte geschätzt, so daß die frommen Herren des Klosters Wilten,

denen er vom König Heinrich von Böhmen bei Gelegenheit seiner zweiten Hochzeit geschenkt wurde, gewiß über diese Vorratskammer für ihre Fastenküche recht erfreut waren.

Lassen wir aber den Nutzen und den Fischfang; halten wir uns, was stets heilsamer einwirkt, an die beschauliche Seite der Dinge, so haben wir von den Schilfufern dieser Gewässer an bis über den hohen Berg Glungezer hinüber ein Theater mit ungezählten Versetzstücken vor uns. Es ist nicht gerade notwendig, sich stets die große Gletscherpracht vorzuhalten, welche sich aus dem welligen Hügellande von Igls abhebt, es ist auch schön, die grellen Pflanzen zu betrachten, welche am Saum des Waldes den Moorboden zieren, oder die klaren Quellen, welche einst diesen und jenen See ausfüllten und jetzt als glitzernde Adern in den Vertiefungen zwischen den Höckern rinnen, die allmählich von spitzblätterigem Sphagnum oder von Hypnum-Arten gebildet worden sind. Hier und dort liegt auch ein Wanderblock, der sich von der Moräne besonders weit entfernt hat. Ihn bedecken Sedum Dasyphyllum, Stereocaulon Corallinum, Biatora Decipiens und andere grelle Kelche. In kurzer Entfernung befinden wir uns immer wieder auf anderem Boden. Einmal gehen wir über Thonschiefer, dann über dolomitischen Kalk, dann über Hornblendenschiefer, auf dem Umbilicarien gedeihen, über Boden, aus dem es überall aufquillt, neben Vertiefungen, in welchen die hineingeworfenen Trümmer vom Grund bis an den Rand heraufreichen.

Den beiden kleinen Seen entsprechen zwei Kuppen, welche über dieselben und über die ganze Hochfläche emporragen und wo ihnen aus in etwa einer Viertelstunde erstiegen werden. Es sind dies die Lanser Köpfe, und der Ruf ihrer Rundschau zieht nicht minder viele Leute herauf als die Lockung des Schwimmbades. Es ist das ein verdienter Ruf. Weithin überschaut der Blick das ganze Innthal.

Auch der Einblick in vereistes Gebirge ist groß. Wer die Innsbrucker Gegend recht im Gedächtnis festhalten will, der gehe hierher, wo ihm zugleich durch die Striche auf einer Platte nach allen Himmelsrichtungen hin die Namen der Berge und Ansiedelungen angegeben werden, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen. Und betrachtet er den Boden, auf dem er steht, den grobkörnigen Kalk, welcher hier dem Thonschiefer aufgelagert ist, so daß man die beiden Erhöhungen nicht Köpfe, sondern Kappen nennen sollte, die dem letzteren Gestein aufgesetzt sind, so geht dem Beschauer wohl auch eine Ahnung auf von den Gewalten, welche die breite Mulde des Innthals geschaffen, ausmodelliert und diese Kappen von einer gleichartigen Schicht, zu welcher sie einst gehörten, losgerissen haben.

Es sieht aus, wie wenn nach einem Eisgange Trümmer Eises, die den Weg nicht mitmachten, nicht losgerissen werden konnten, noch starr am Ufer festhalten.

Es muß in diesen Bergen sich manche große Umwälzung abgespielt haben. Dem Glungezer hat der Volksmund diesen Namen beigelegt, weil es mit ihm den Naturlaut gluckſender Quellen nachahmen wollte, und weiter hinein gegen die Hörner der Morgenköfel und gegen das Thal Vikar hin ragen überall gewaltige Trümmer und sieht man die Spuren des Berstens und Verwerfens.

Es ist bemerkt worden, daß man vom breiten Thale, in welchem der große Strom fließt und die Marktflecken, Dörfer und Städte liegen, von dieser Hochfläche aus nichts sieht, obwohl man nicht eine Stunde braucht, um an die Schienenwege und in das Getriebe des Verkehrs hinabzukommen. Darum gleitet auch der Blick über die Spalte hinweg, in welche dort unten neben der Sill die Brennerbahn eingelegt ist, und überschaut nur eine zusammenhängende Decke von Flächen und leichten Bodenwellen, die sich für ihn

in das Thal Stubai hinein bis an den Fuß der Gletscher fortsetzen. Dadurch entsteht, wenn auch nicht für das Auge, doch für die Einbildungskraft, eine Scenerie, wie man sie kaum irgendwo wiederfindet: von der Welt, die einen in nächster Nähe umgibt, bleibt die eine Hälfte unsichtbar, und zwar gerade diejenige, die wir am liebsten missen, wenn wir in die Berge gehen, diejenige, welche uns an die Geschäftigkeit des Alltags erinnert. Die andere aber, die vor uns ausgebreitet daliegt, verdeckt uns mit anmutiger Täuschung die Klüfte, welche uns von den noch glanzvolleren Hochbühnen der Alpenwelt trennen.

Der Schneefall, welcher 1890 zum ersten Male wieder nach den Julitagen des Jahres 1851 hier um die Mitte des Juli erlebt wurde, ließ uns diese ebenso großartige als seltsame Landschaft in einem Lichte erscheinen, dessen Wirkung über das hinausging, was irgend eine Anstrengung der Phantasie zu leisten vermag. Die Thonschiefer-Kuppe des Patscher Kofel, die sich unmittelbar aus dem Walde von Igls emporwölbt, war von einem Weiß, dessen Schimmer im Winter niemals gesehen wird, weil zu jener Zeit das grelle Sonnenlicht fehlt, dessen Strahlenschwingungen von der höheren Bahn steil auffallen. Die silberne Decke, die so schön aus Stubai herausglänzt, war bis auf die Getreidefelder herabgezogen, und aus dem Schneegrunde ragten die gelben Halme und die Kornblumen heraus, umgeben von einer Blendung, welche den Wanderer immer wieder nach wenigen Schritten nötigte, die Augen zu schließen. Von den Bäumen fiel die Traufe des flüssigen Schnees ab, und wenn es in dem Tropfen rot aufblitzte, so mochte es irgend ein gebrochener Strahl sein, vielleicht aber auch eine der rubinfarbenen Bergkirschen, welche auf dieser kühlen Höhe noch im Heumonate an den Bäumen hängen. Es war die Natur des sommerlichen, fruchtreichen Hügellandes mit der des unzerstörbaren Winters, welche ja über ihm in

der Höhe jahraus jahrein ausgebreitet liegt, in einem Thaumatrop zusammengeworfen, überglänzt von einer Sonne, welche den Wanderer in den Schatten der Fichten trieb, doch aber nicht im stande war, die Schneehaufen zwischen den Rosen der Gärten aufzuzehren.

Die Natur ist haushälterisch mit solchen Wunderstücken. Und wie ein Menschenalter vergangen ist, seit sie ein solches zum letzten Mal gezeigt hat, so wird auch wahrscheinlich dieses Geschlecht in das Grab steigen, bevor wieder ähnliches zu sehen sein wird. Auch bei dieser Gelegenheit konnte man des Gegensatzes zwischen der Nützlichkeit und der Großartigkeit inne werden. Denn während die bizarre Pracht den Sinn gefangen hielt, jammerten die Menschen über die Fruchtzweige, die, vom Eis abgeknickt, die Wege bedeckten, über die erdrückten Weizenhalme und über die verwüsteten Maisäcker, auf welchen Blätter und Schafte durchkältet und schlaff in den vom Schneewasser aufgeweichten Schollen halb vergraben lagen.

Am nächsten Morgen war dieses Traumbild verschwunden, der schimmernde Winter nur mehr auf den Höhen, seinen Wohnsitzen, und über den Tannenhöhen wie über den Fruchtfeldern und dem Schaume der thalwärts stürzenden Wasser lag der Sommertag. Auf den Lanser Köpfen sah man wieder dunkle Gruppen von Menschen, welche dorthin gehen, um sich der für eine so geringe Höhe merkwürdig vielgestaltigen Aussicht zu erfreuen. Auch diese Gruppen mochten die Gedanken an einen Gegensatz anregen, welchen mancher Besuch aus vergangener Zeit gegen diese Vergnüglinge darstellt. Oft genug sind auf diese Kalkkuppen Männer hinaufgestiegen, um in Landesnöten die „Kreidefeuer“, Flammenrufzeichen, auflodern zu lassen. Durch den Wald bewegten sich wieder lichte Gewänder der Frauen, und der sanfte Ostwind, der von Altrans herüberkam, brachte den Glockenhall mit, der wie

ein Ausdruck der Sommerfreude auf der Höhe klingt und uns gelegentlich auch von alten Dingen erzählt, die unter den weißen Wasserlilien der Moorseen begraben sind.

Da, hinter den Bergen, sind in der That viel solcher alten Dinge verschollen. Vom Glungezer gegen Süden werden uns vom Boden zunächst manche Zeugnisse über die Umwälzungen und Erschütterungen des Erdgrundes selbst vorgehalten. Da liegen Thonschiefer, Dolomiten, Glimmerschiefer, Kalk, Serpentin, Tuffe über- und durcheinander, bis sich dann gegen das Zillerthal hin die Wälle des ältesten Gneißes erheben. An den Blöcken hämmert der Geognost mit seinem Hammer, der Pflanzenkenner entdeckt auf ihnen seltene Flechten, und der ganz gewöhnliche Sommerfrischler pflückt von der Dammerde, die sich unter dem auf ihnen angesiedelten Heidelbeergestrüpp gebildet hat, Täublinge und andere Pilze, welche er in Butterbrühe verspeist.

All dieses Gesteinswirrsal des Hochgebirges gilt als die Runenschrift, in welcher uns der Boden seine Geschichte erzählt. Es mag aber noch da und dort ein Runenstein im eigentlichen Sinne des Wortes vorhanden sein, von dem wir Andeutungen über Menschenschicksale bekämen, wenn wir die Schriftzüge lesen könnten. Wir vermögen das aber geradeso wenig, als wir im stande sind, die Namen der Ansiedelungen zu deuten. So erhebt sich in der Thalschlucht Vikar, bei den „Unteren Seegruben“, ein etwa fünfzehn Fuß hoher Block glimmerschieferartigen Thonschiefers, einem Meilenzeiger ähnlich, welcher eine Inschrift trägt, die noch kein Mensch gelesen hat. Im Pfarrhause zu St. Peter an der Ellenbognerstraße (der Brennerstraße gegenüber auf dem rechten Sill-Ufer) ist allerdings eine Aufzeichnung vorhanden, aus welcher hervorginge, daß die Zeichen von Max, dem letzten Ritter, und seiner Jagdgesellschaft herrühren, die ihre Namen dort in das Gestein eingegraben haben

sollen. Wer die Zeichen betrachtet, findet aber von alle diesem nichts heraus.

Geradeso verhält es sich mit den Lauten, welche die Ortsnamen dieser Höhen zusammensetzen. Keiner unserer Sprachgewaltigen hat ihr Geheimnis aufgeklärt. Wäre die Deutung der Namen möglich, so wüßten wir die Geschichte, die sich vor etwa zwei Jahrtausenden da heroben abspielte. Für Igls beispielsweise haben die Gelehrten schon das Verschiedenartigste beigebracht. Da muß Hugili herhalten, eine Koseform von Hugo; viculus, Gäßchen, als angeblich römische Niederlassung; eghelo, ein ladinischer Ausdruck für den alpinen Bohnenbaum; aquila, mit Anklang an die Igeler Säule neben dem Dorfe Igel bei Trier, die von einem Adler gekrönt wird, Aegydius, bayerisch Gidi, Gigl, Jilg, romanisch Gilles; ein angeblich rhätisches Ucalusa; (ad) monticulos, verstümmelt zu Igels; ein romanisches clesias, iglesias, „Bei den Kirchen“, und manches andere.

Durch Umwandlung und Weiterentwickelung ist nun aus irgend welchem Wort aus der Sprache eines Volkes, welches den heutigen Namen wohl kaum wiedererkennen würde, die Aufschrift Igler Hof geworden.

Der Verfasser dieser Betrachtung pflegt andere Pfade einzuschlagen, als solche, die nach Anstalten dieser Art führen. Wenn er aber neben der Stimme seiner Neigungen auch die der Billigkeit gelten lassen und mit Berücksichtigung so vieler anerzogenen Bedürfnisse der Menschheit sprechen soll, so muß er sagen, daß wohlhabende Leute im ganzen Bergland kaum eine Stätte finden werden, die ihnen besser zusagt.

Die Ausführung derartiger Dinge gehört nicht hierher. Wohl aber seien noch die Schaustücke des Morgens, sowie des Abends gepriesen — wenn dort der rote Frühschein von der Spitze des Wilden Freiger gegen die Tiefe rückt und hier das Tagesgestirn hinter fernen, gegen das Lechthal zu

gelegenen Höhen hinabsinkt, unter sich etwas, wie ein zugleich blendendes und nebeliges Geflitter, zurücklassend den Staub, der hinter dem hinabstürzenden Sonnenwagen zur Höhe steigt.

---

Das Innthal zu besprechen, ohne länger bei dem herrlichen, noch immer zu wenig gewürdigten Innsbruck zu verweilen, möchte billig getadelt werden. Es ist auch in Bezug auf Innsbruck ein Sachverhältnis festzustellen, welches in der vorhandenen Literatur viel zu wenig — vielmehr gar nicht, hervorgehoben worden ist.

Ich verstehe darunter das gerechte Streben der Innsbrucker, ihre Stadt immer mehr und mehr zu einem Aufenthalt zu machen, welcher bei allen Annehmlichkeiten des Landlebens und der Sommerfrische dem Gaste gleichwohl die Hilfsmittel einer so großen Ansiedelung bietet.

Eine Menge von Fremden haben sich beispielsweise in Zürich niedergelassen, weil sie dort die Gebirgsluft und den Straßenverkehr, die Universität und die Alpen, die Kunst und den Bergwald nebeneinander haben. Ganz das Gleiche trifft für Innsbruck zu. Schulen, mildes Klima, Theater, Alpenwiesen, auf denen das Edelweiß wächst in der Luftentfernung von zwei bis drei Kilometern, Musik, Schwelle zwischen Italien und Deutschland, Abgründe und Wasserstürze, Geselligkeit und Einsamkeit, Eisenbahnen und Alpenpfade, rascheste Verbindung mit Nord und Süd, Fakultäten und Musiklehrer, den Eilzug Paris-Wien, wie den Eilzug Berlin-Rom, billige Wohnungen und elegante Hotels, Luxus und einfach behäbige Schänken, Gletscher vor dem Fenster und Hofgarten vor der Thüre — alles das bietet diese Stadt.

Vielleicht ist es angezeigt, in der Frage von Wohnstätten, die man der Erholung wegen aufsucht, sich an Extreme zu halten.

Es hat allerdings einen besonderen Reiz, sich in Umgebungen zu versetzen, die den alltäglichen so unähnlich als möglich sind. Mit den frischen Lüften und Wassern ist dieses das vorzüglichste Lockmittel nach den sogenannten „Höhenaufenthalten“. Die Welt dehnt sich nicht mehr in den gewohnten Richtungen vor uns aus, sie sinkt vielmehr vor unseren Augen hinab, Gewitter gröhlen unter uns, aus fernen Gesichtskreisen leuchtet der weiße Winter in den Sommertag hinein und zu mancher Stunde kommen im bunten Wechsel der Sturmerscheinungen um uns herum die Bilder sämtlicher vier Jahreszeiten.

Von „wirklichen“ Höhen, in der Weise, wie das Obdach in den obersten Thalstufen des Engadin beschaffen ist, haben wir nur wenige, wenn man einen Nachweis von mindestens ungefähr vierzehnhundert Metern Erhebung über das Meer erfordert. Da wäre zu erwähnen das treffliche Hotel Franzenshöhe neben der Stilfserjochstraße, welches gar auf einer Höhe von zweitausendundzweihundert Metern steht.

Alle diese Häuser liegen in den Südalpen. Da ist das prächtige Madonna di Campiglio, eine nicht genug zu preisende Sommerfrische. Auch müssen San Martino di Castrozza und Paneveggio erwähnt werden.

Solche Häuser eignen sich als Höhen-Sommerfrischen für diejenigen, welche mit der Wahl ihres Aufenthalts nicht in eine Lebensweise eintreten wollen, die mit dem Treiben in der Tiefe ebenso wenig Ähnlichkeit hat, als die zerzausten und vom Baumbart überdeckten Wettertannen und die unvernichtbaren Legföhren, aber auch die farbenleuchtenden Blumenkelche der Jöcher mit dem Pflanzenwuchse der Tiefe, ihren Gemüsegärten und Getreidefeldern.

Dagegen kann ich mir einen Landaufenthalt im nächsten besten Dorf, wie er so oft beliebt wird, nur denken, wenn

ich mir dabei eine gewisse Voreingenommenheit des Städters und den Reiz vorstelle, den irgend welche zeitweilige Veränderung auf ihn ausübt.

Man muß mitunter staunen über die Geduld, mit welcher so viele Gäste die Annehmlichkeiten ihrer „Sommerfrischen" über sich ergehen lassen.

Eine übermäßige Anzahl von Fliegen, verderbte Luft, die Spuren landwirtschaftlicher Hantierung, dumpfe Behausungen, schlechtes Trinkwasser, Dürftigkeit anmutenden Pflanzenwuchses, unsanfte Berührungen mit den Dorfbauern würden den Genuß solcher Bukolik empfindlich stören, wenn sich nicht eben jene günstige Voreingenommenheit und jenes Bedürfnis des Gegensatzes gegen die Stadtgewohnheiten als mächtig erwiesen. Ja, es ließe sich vielleicht ohne Übertreibung behaupten, daß manches von dem, was man von einem derartigen Landaufenthalt sich erwartet, selbst in großen Städten besser vorgefunden wird.

Es ist zwar oft behauptet worden, daß man auf der sogenannten goldenen Mittelstraße am besten gehe, gleichwohl aber scheint es, als ob man mit dem Aufsuchen der äußersten Gegensätze mitunter besser verfahre. Kann es einen größeren Gegensatz geben, als den zwischen einer der geschilderten Alpenhöhen und einer von einem schönen Baumgarten umgebenen Gaststätte, welche sich mitten in einer belebten Gegend, vielleicht sogar in oder nahe bei einer Stadt, erhebt? Das Mittelding zwischen diesen beiden Extremen ist das Dorf. Es bedarf jedoch nicht vielen Nachdenkens, um zu finden, daß die Hilfsmittel der Erholung in diesem letzteren nach verschiedener Richtung hin geringer sind, als in den angeführten Extremen.

Wenn es nicht vieler Worte bedarf, um auf die deckenden Eigenschaften der Häuser in hohen Lüften aufmerksam zu machen, so ist es dagegen nicht überflüssig, sich die Frage

vorzulegen, warum unsere Alpenstädte verhältnismäßig so wenig als Aufenthaltsorte benützt werden. An Unterkunft fehlt es nicht, die Wohnungen sind bequemer und meist auch billiger, als in den Dörfern — an Sauberkeit können sich die letzteren überhaupt kaum mit ihnen vergleichen. Allenthalben ist für Spazierwege gesorgt, es gibt Gärten und Blumen, und gegen die schlimmen Launen des Wetters schützen die mannigfachen Hilfsquellen einer größeren Ansiedelung. Zudem sind die Leute in einer Stadt auf den Sommerfremden meist nicht so „versessen", als in den Dörfern, die sich einmal auf diesen Erwerbszweig für einige Monate geworfen haben. Es lebt die gebildete Menschheit auch außerhalb der Frist zwischen Mai und Oktober dort.

Die nächste Umgebung von Innsbruck und die Stadt selbst wird als ständiger Aufenthalt viel zu wenig in Betracht gezogen. Man übersieht, daß diese und andere Alpenstädte zu ihrer besseren Nahrung und Wohnung und zu anderen Vorteilen, welche sie bieten, auch noch den der Eisenbahn nach verschiedenen Richtungen hin haben. Wer beispielsweise in Innsbruck wohnt, fährt mit der Eisenbahn eine Station weit bis Unterberg, macht dann einen Spaziergang von einer Stunde und erfreut sich an den blauen Klüften des Eises, welches in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Kilometern ihm gegenüber glänzt. Oder er geht zu Fuß binnen einer Stunde in eine der wilden Klammen von Mühlau oder Kranebitt hinein, wenn er es nicht vorzieht, mit Benützung der Eisenbahn ähnliche Schaustücke an der Mündung entfernterer Thäler aufzusuchen. Allenthalben gibt es Wälder, Wasserfälle und Fernblicke, und es muß gewiß als eine Eigentümlichkeit gelten, daß man aus den Gärten des Stadtteils am linken Inn-Ufer unmittelbar über Wald und Almenmatten zu den zerrissenen Graten der Kalkalpen emporsteigen kann. Dabei gibt es die verschiedenen

Dinge, welche vielen als Rastinseln in ihrem Naturtreiben zeitweilig willkommen erscheinen, wie Kaffeehäuser, Lesezimmer, eine große Mannigfaltigkeit von Wirtsräumen, Blumengärten und allerlei Merkwürdiges in der Stadt, das über wolkige Stunden hinweghilft. Auch dient es manchem zum Behagen, daß er hier nicht fortwährend die gleichen Gesichter zu sehen bekommt, die saisongemäß sämtlich ad hoc da sind und mit denen er fortwährend die Wege kreuzt.

Wer in sich nicht die Tugend zu jenen schönen Einsiedeleien im Wolkenlande verspürt, dem möchte ich raten, sich zu solchen belebten Mittelpunkten des Gebirges zu wenden, namentlich aber sich über das eine und andere Dorf-Idyll unbedenklich hinwegzusetzen. Von den angedeuteten Vorteilen abgesehen, ladet selbst die Natur dazu ein. Denn diese spricht uns nur in zwei Gestalten an: entweder in ihrer ungebändigten Größe oder in der Umgestaltung, welcher sie der Schönheitssinn des Menschen unterwirft. Das erstere ist dort oben zu finden, das andere aber bei park- und gartenreichen Städten. Haben es doch auch vor Jahrhunderten schon die Italiener verstanden, sich in ihren Städten Landsitze einzurichten, mit deren Baumwuchs und Wasserreichtum das von Gewinnrücksichten ausgeschrotete Ackerland sich nicht vergleichen kann. Kein Wald Italiens gibt den Schatten, wie die Wandelgänge des von Brunnen durchrauschten Lorbeerdickichts der Villa Pamfili mitten in Rom — und das Gleiche kann man von so vielen beschatteten Gängen um Innsbruck herum sagen, wenn man sie mit der Umgebung von Dörfern und ihren Feldwegen vergleicht.

---

Das Innthal sollte niemand verlassen, ohne sich das in dasselbe einmündende Ötzthal betrachtet zu haben.

Es wird dies allenthalben empfohlen, aber die meisten, welche davon hören und sich die Pracht der Gletscher schildern lassen, geben sich dem Irrtume hin, als ob mit einer solchen Abweichung von der Bahn allerlei mühsame Wege und abenteuerliche Gänge verbunden wären, zum mindesten Fußwanderungen, für welche viele keinen Beruf in sich entdecken können. Diesen sei nachfolgende Schilderung zugedacht, aus welcher hervorgeht, daß man nicht die Länge des ganzen Thales bis zu den Fernern hin auskosten muß, um etwas Großartiges zu sehen, sowie auch, daß dem Reisenden dabei nicht mehr zugemutet wird, als durch eine Fahrt auf irgend einer Landstraße.

Das Ötzthal ist merkwürdig von seinem Eckpfeiler, dem Achenkogel, an bis hinauf zu den weißen Jöchern, an welchen die Wasser anfangen, gegen die Etsch abzufließen. Der Baumeister des Ötzthales hat allerdings das künstlerische Gesetz der Steigerung eingehalten, indem das Fremdartige und Große der Erscheinung zunimmt, je weiter man gegen die hintersten Thalauszweigungen fortschreitet. Demungeachtet läßt sich sagen, daß jeder einzelne Teil unter die hervorragendsten Schaustücke der Tiroler Landschaften gehört, und wenn hinten die feierliche Öde der vom Eis umringten Halbkreise wirksam ist, so überwältigt den Eintretenden an anderer Stelle die Macht der zusammengeflossenen oder abstürzenden Wasser.

Schon der Eingang überrascht. Er hat eine fächerartig ins Thal hineingeschobene Vormauer, die Felsen- und Schuttanhäufungen, welche sofort dem Wanderer Kunde geben von jener Zeit, in welcher die Gletscher nicht, wie heute, sich an die Grenze der obersten Grasböden hielten, sondern im starren Strom ihre Steinfrachten hinaustrugen bis dahin, wo sie sich gegen den wahrscheinlich noch stärkeren Inn-Gletscher anpreßten.

Man geht von der Haltestelle Ötzthal der Eisenbahn durch eine echte Moränenlandschaft. Die alten, verwirrten

Trümmer werden jetzt vom Grün der Föhren und Birken bedeckt, der Fortschritt hat sich zwischen den Glimmerschieferblöcken eingenistet, Pfade und sogar einen Fahrweg zu dem an der Eisenbahn befindlichen Hotel durchschnitten und an den Flächen der einst vom Eis abgeriebenen Blöcke Pfeile angebracht, welche zu allerlei empfohlenen Aussichtsstandorten hinweisen.

Die Pfade und Wege durch diese schön überwachsenen Schutthaufen werden, seit die Eisenbahn besteht, viel begangen, weil alle Ötzthal-Wanderer den Wagen an der Stelle verlassen, welche die Aufschrift Station Ötzthal trägt. Man gelangt auf diese Weise sofort auf die Längenachse des Thales. Gleichwohl aber meine ich, daß sie etwas verlieren im Vergleich mit den Wanderern der früheren Zeit, die alle von der Poststraße in Silz ausgingen. Der leichte Föhrenwald mit seinen Kapellen und Durchblicken auf den Tschürgant, in welchen die Glocken so vieler unsichtbaren Kirchen hineinhallen, ist gewiß manchem in der Erinnerung geblieben. Jetzt fährt man daran vorüber. Dieser Wald mit seinen Wipfeln und seinem Geäst, das sich erst von den obersten Enden der Stämme an schirmdachähnlich ausweitet, macht den Eindruck einer Kirche mit ungezählten Säulen oder auch eines Pinienwaldes. Die Stämme gestatten überall hin freien Durchblick, und doch geben sie, weil sie in so großer Menge dastehen, dem Durchschreitenden den Eindruck wahrer Einsamkeit.

Der Achenkogel ist, wie erwähnt, der östliche Eckpfeiler des Thales. Wenn man sich seinem Fuße nähert, so kommt man aus der Stirnmoräne heraus und auf den Thalboden, in welchem neben dem schiefergrauen Gletscherwasser der pfeilschnellen Ache hier und dort ein helles Wässerlein rinnt, auf dessen Grund die Blätter der Brunnenkresse und lange Wasserfäden der Bewegung zu folgen scheinen.

Was der erwähnte Baumeister des Ötzthales auch in Bezug auf Wirkung von Wasserspielen zu leisten vermag, davon gibt er alsbald hier am Eingang einen Begriff. In der „Auer Klamm", in welche man da hineinsteigen kann, ist ein großartiges Schaumgetöse, Rauschen und Donnern. Es ist der Stuibenbach, dessen Wasser hier in enger Schlucht von einem Felsabsatz zum anderen fallen.

Beim ersten Fall steht die „Teufelsmühle" inmitten eines Gerümpels von schwarzen Rädern und Walzen, welche herumliegen, oder auch von Schaum triefen. In der Mühle drinnen selbst dreht aber niemand anderer an einer Kurbel, als der Gottseibeiuns — wahrhaftig, lebensgroß beugt er sich vorwärts und rückwärts und macht eine furchtbare Fratze. Er ist rußig, als ob er gerade aus der Hölle käme, hat Gemskrickeln auf dem Kopf und Bocksfüße. Diesen Scherz sollte sich jeder Besucher des Thales anschauen. Noch wunderlicher vielleicht, als der Teufel selbst, ist es aber, daß daneben durch die Aufschrift auf einer Sammelbüchse zu Gaben für den deutschen Schulverein aufgefordert wird. Sollte dieser Verein wirklich des Teufels sein? Manche unserer Herren Klerikalen scheinen die Meinung ihrer guten Freunde, der Tschechen, über diesen Gegenstand zu teilen.

Man legt sich die Frage vor: Hieß die Mühle schon Teufelsmühle, bevor dieser plastische Schildhalter aufgestellt war, oder ist es umgekehrt? Für zukünftige Sprach- und Kulturforscher sicherlich eine dankbare Aufgabe. Ist der Teufel, welcher jetzt den Blasbalg in Bewegung setzt, Taufpate der Mühle, oder verdankt er selbst sein schwarzes Dasein einer dunklen Sage?

Nachdem wir dem Teufelskasten unsere bescheidene Spende anvertraut haben, als Beitrag zu jenen vielen zusammengefochtenen und noch zusammenzufechtenden Groschen, durch welche die vorzüglichsten Bindemittel, die den Kaiserstaat

zusammenhalten, verstärkt werden sollen, setzen wir unseren Wanderstab weiter.

Es gibt keinen sicheren „Ausweis“ (um diesen Ausdruck aus einem sehr unpoetischen Gebiet menschlichen Getriebes hier anzuwenden) bei der Kontrollierung der Eigenschaften einer Gegend, als ein Blick auf ihren Pflanzenwuchs. Und wenn man sich auf dem Wege nach Ötz, und auch noch weiter hinein diesen betrachtet, so staunt man über das Gedeihen so mancher Arten, die keineswegs unter dem milden Himmel jenseits der Berge, wohl aber hier überraschen. Wie die obersten Gründe des Ötzthales — gleich so vielen anderen Thälern der Nordalpen — „von drüben“ herüber besiedelt worden sind, so müssen auch die sänftigenden Lüfte jener Gefilde des Südens oft genug ihren Weg in das von glänzenden Fernern umgürtete Thal herüberfinden, wenn beispielsweise der pyrenäische Ranunkel, Galium lucidum u. s. w., und dann die vielen schönen Obstbäume, ja auch die Rebe — die mitunter bei Ötz reif wird — die Bedingungen für ihr Dasein vorfinden sollen. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß es in Bezug auf Pflanzenwuchs um Ötz herum kaum anders ausschaut, als im unteren Vinstgau, in der Gegend zwischen Schlanders und Naturns. Mais und Fruchtbäume, insbesondere auch die glänzenden Blätter der Wallnuß, bedecken die ganze Sohle der Thalwanne, durch welche der Gischt der Ache zwischen den zahllosen Gneißblöcken mit großer Schnelligkeit fortgerissen wird.

Im Dorfe Ötz, welches die Glimmerschieferkuppe überragt, von der die Burg Hirschberg verschwunden ist, geht es jetzt so lebhaft zu, wie an irgend einem der am häufigsten genannten Orte von Tirol. Fuhrwerke, Pension, Telegraph, ein Durcheinander von Germaniens Völkerstimmen, Engländer, lange Speisekarten — der Fortschritt hat sein Werk gethan. Übrigens ist es bei alledem doch nicht ungemütlich

geworden. Doch, wo sind die Zeiten, wo den spärlichen Gästen der Kasselwirt von seinem Piburger See erzählte (der heute auch schon mit einem Restaurant verziert ist), wie es heute von einer jener legendenhaften Eislachen des Hochgebirges geschähe, oder von den Fernern weiter drinnen, daß einem schon gleich von allem Anfang an das Grausen aufstieg? Damals gab es keine wimmelnde Staffage vor jenen Hintergründen. Der Glanz aber, mit dem sie in die Tiefe herableuchten, hat sich noch nicht verringert, obwohl der verklärende Schimmer entfernt ist, durch welchen mancher Wanderer auf die eigene Jugend zurückblickt.

Sofort außerhalb Ötz empfindet man die erste Steigerung in der Tonart. Sie wird von der Ache selbst eingeleitet, welche hier unaufhörlich ihre Arbeit in hochansteigenden Wällen von Trümmern, mögen diese Überreste eines Bergsturzes oder Moränen-Wall sein, verrichtet. Besonders mutet uns dort ein sonniger Mittag an, wenn die Schallwellen der Stürze und der Glocken zusammentreffen, die von Hypnum und „baumartigen“ Climacium bedeckten Felsen ihren Hauch von sich geben und man aus dem Lärchenschatten hinauf auf die steile Engelwand schaut, über welche der Sommerglanz in einem breiten, ununterbrochenen Strome herabzufließen scheint.

Wenn man über dieses „Gsteig“ mit seinen Blöcken und Lärchbäumen hinaus ist, so hat man eine etwas kühlere Thalstufe erreicht, worin auf dem Boden mehr und mehr der Flachs, das „Haar“, mit seinen blauen Blumen sich breit macht und die Fichte immer mehr vor der Lärche zurückweicht. Das ist der eigentliche Baum dieses Hochgebirges, welches er fast bis zu solchen Höhen hinauf bedeckt, auf denen Wetter und Wind überhaupt noch den Wuchs eines Baumes zulassen. Denn über ihm gibt es nichts mehr, als die Zirbe. Neben dieser Beobachtung kann man auch

noch eine andere, aber weniger erfreuliche, anstellen. So oft ich im Zwischenraume mehrerer Jahre das Ötzthal wieder durchschritten habe, bot seine Sohle da, gegen Umhausen hin, einen veränderten Anblick. Die Schönheit der steil von den Schieferwänden herabfallenden Wasser findet hier ihre unangenehme Fortsetzung in den langgezogenen Linien der Schuttwälle, welche dort anfangen, wo das Wasser, von dem die Blöcke einzeln herabgebracht werden, in seinem Aufprall den ebenen Boden erreicht, auf welchem sie alsdann langsam, mitunter auch sehr schnell, weiter verfrachtet und hingeschoben werden. Jede bedeutendere Anschwellung dieser Stürze oder „Rinnen“ bedingt dann, abgesehen vom Nachschub, eine Verwerfung, Ausflachung oder Erhöhung des bereits angehäuften Geschiebes. So schaut der Boden nach einiger Zeit immer wieder anders aus. Nicht ohne Mitleid wird man einem solchen Treiben der erdumgestaltenden Kraft zusehen, mit ebensoviel Mitleid aber auch zu den hoch über die Felsstufen des Thalrandes auf geneigten Wiesen angesiedelten Höfen emporblicken.

Die Leute, welche dieselben bewohnen, sind allerdings, wenn auch nicht gerade gegen das Abrutschen ihrer Gründe oder gar ihres Obdaches, doch gegen das Wüten der Steilbäche gesichert. Wenn man sich dagegen die Wintertage vorstellt, an welchen die Kinder von dort oben herab ihr Weg über Eisplatten zur Schule führt — ein Weg, der sich hie und da auch im schönen Sommer schwindelig genug ausnimmt und immer einen lungenkräftigen Steiger erheischt, dann überkommt einem das Gefühl des Bedauerns über die Verschiedenartigkeit der Maßstäbe, mit welchen der Mensch freiwillig oder gezwungen sich seine Heimat gründet. Derartige Schaustücke könnten auch den Aufklärungswüterichen, von welchen zeitweilige Schulversäumnisse schier wie Missethaten betrachtet werden, allerlei Stoff zum Nachdenken geben.

Nicht bloß die Schuttwälle schauen anders aus, als vor einer Reihe von Jahrzehnten, sondern auch aus den Fenstern schauen immer neue Gesichter. Um diese kümmert man sich am Ende nicht viel, wohl aber um die „Vielen“, die nicht mehr da sind.

Wo ist der alte Marberger, der so viel von seinen Reisen zu erzählen wußte? In seinem netten Haus schaltet wohl sein freundlicher Sohn — aber wir reden lieber mit ihm von der alten Zeit, als von der neuen Eisenbahn und ihren sich daran anhängenden Karawanenstraßen. Das ist ein Haus, in welchem sich nicht viel verändert hat. Wer es versteht, der weiß, was das sagen will.

Schon vor Umhausen haben wir in einiger Höhe an der östlichen Thalwand ein eigentümliches Zucken von Lichtern und eine hastige Bewegung von Nebeln wahrgenommen, die ein Neuling vielleicht noch nicht ohne weiteres zu deuten wüßte. Das ist der Umhauser Wasserfall, und der allein ist eine Reise ins Ötzthal wert. Derjenige, dem es an Zeit gebricht, bis dort hinten hinauf zu gehen, wo die Thaläste gegen den Rand der Ferner auslaufen, hat vollauf genug gesehen, wenn er vor dieses großartige Schaustück hingetreten ist.

Es ist ein Musterwasserfall, der in jede Sammlung von landschaftlichen Charakterbildern aufgenommen werden sollte, wenn die Kunst überhaupt Erscheinungen dieser Art wiedergeben könnte. Regen und Kälte übertrieft und überhaucht weithin die Waldgehänge, während man sich dem Sturze nähert. Was sein Vermögen ist, das sieht man an den messerscharfen und ausgesägten Felsen der Tiefe, hört es an dem eigentümlichen dumpfen Getöne, in welchem weithin der Grund erzittert, und fühlt es an den fortgeschleuderten Traufen, die den Körper des Beschauers überfliegen.

Schön ist es, etwas außer dem Bereiche dieses eisigen Getriebes am Schaum des herabgestürzten Baches zu lagern

und einmal den Sturz zu betrachten, dessen einzelne Teile bald wie geglättete Aluminium-Flächen, auf welche das stärkste Licht fällt, aufglühen, bald wieder sich zur Farbe eines von der Sonne beschienenen Schneefeldes, so kann man wohl sagen, verfinstern — dann wieder hinauf, zum stillen, starren Ferner auf der Abendseite des Thales, oder auch auf den Rand von Vergißmeinnicht und von zierlichen Blütenwalzen verschiedener Polygonum, deren grelle Zeilen den Lauf des beruhigteren Wassers begleiten.

Es gibt aber etwas noch Schöneres. Das ist der Anblick, welchen die mehr als hundert Meter hohe Glasglocke, die sich im Frost des Winters der Sturz selbst schafft, unsern Augen bietet, die wohl an wenigen Stellen der Erdoberfläche ein solches Schauspiel finden. Die Glasglocke ist der zusammengefrorene Wasserstaub. Oben ist eine vom Sturze selbst frei gelassene Öffnung, in welche die nicht gebändigten Wellen hineinfallen. Zu mancher Stunde des Tages gibt es in der Glocke ungezählte, ruhig dastehende Regenbogen, wie es deren zur Sommerszeit im Staube viele rasch auf- und absinkende gibt. Die Einheimischen nennen dieses das „Blühen" der Glocke. Uns aber bereichert diese blühende Glocke mit einer neuen Anschauung, daß die dichterische Kraft des Wesens der Dinge, die sich im Durchweg durch die Gehirne der Menschen offenbart, eine unvergleichlich schwächere ist als diejenige, welche ohne ein solches hinfälliges Mittel der Äußerung unmittelbar mit den sogenannten einfachsten Erscheinungsformen der Natur arbeitet.

## II.

## Das Paradies im Pitzthale.

Im Pitzthale, welches sich bei Imst auf das Innthal heraus öffnet, reichten dort, wo jetzt der Mittelbergferner sich gegen die Sohle vorstreckt, die Gletscher, wie überall, viel weiter hinab, als heute. Jetzt ist dort ein durchfurchter, zum Teil mit Steinblöcken übersäeter, teils auch ein von stehenden Wassern und Tümpeln unterbrochener Boden, wo einst neugierigen Wanderern, wenn es zu jener Zeit solche gegeben hätte, ein höchst wunderliches Schauspiel geworden wäre. Das Eis war so nahe an den Korn- und Haferfeldern, daß man sein Lichtgrün mit dem der daneben sprossenden Saat vergleichen konnte.

Die Leute, welche jetzt im Hintergrunde des Thales ihre braunen Holzhütten auf dem nämlichen Grund errichtet haben, auf welchem einst viele hundert Fuß hoch das Eis lastete, wissen wohl zu erzählen, wie es damals ausgesehen hat. Von menschlichen Zeugen können sie diese Kunde freilich nicht haben. Auch sind sie in der gelehrten Deutung von Wanderblöcken, Gletscherschliffen und überwachsenen Stirn-Moränen gänzlich unbewandert. Es ist nicht zu ergründen, woher sie ihre Wissenschaft haben. Gibt es doch auch Menschen an anderen Orten, welche zu erzählen wissen, daß einst Meer da war, wo sie hausen, daß ihr Land einst von einem undurchdringlichen Wald bedeckt war oder daß vor Zeiten eine volkreiche Stadt stand, wo man jetzt eine wüste Haide findet. Und in den Büchern steht es wirklich so geschrieben. Aber niemand von ihnen hat jemals ein solches Buch zu Gesicht bekommen.

In der Pfingstwoche findet man sehr selten einen Gast, welcher in einer dieser bescheidenen Herbergen vorspricht. Der Winter ist kaum abgezogen, und die Berghöhen überlagert noch tiefer Schnee, welcher niemanden anlockt. Gleichwohl aber möchte es mancher dann dort für schöner halten als im Hochsommer. Wenn auch der Schnee noch nicht sommerhart ist, so daß man ohne Beschwerde über das Joch in das nächste Thal hinübersteigen könnte, so stellt doch unter den blauen und grünen Mauern des Eises die Einleitung zum Frühling manches Bild zusammen, welches man vordem und nachher nicht findet.

An einem solchen Tage war es, daß ich draußen zwischen den Wassern herumging, die vom Gletscher abtriefen, sich bald rasch in Schlangenwindungen durch die ebenen Schotter hindurch bewegen, bald träge in irgend einem von Schlamm angefüllten Erdloch, einer Sackgasse, stocken. Auf der trüben, zähen Flut solcher sah ich bereits schneeweiße Wasserrosen erblüht. Was weiß bleiben soll, kommt auch im Sumpf auf. Die Reinheit dieses Kelches kümmert sich nicht um den Schlamm, der von allen Seiten um ihn herum das Wasser trübt, in welchem er aufgewachsen ist.

Offen gestanden, hatte ich den Anblick dieses Sinnbildes, sowie manches anderen Schaustückes, welches nachdenklich machen konnte, einem Zufalle der allergröbsten Art zu danken. Der Wirt hatte in dieser Frühsommerszeit, in welcher niemand bei ihm einkehrt, sein Haus mit keinerlei Speisevorrat versehen. Ich hatte an einer Stange des Küchenraumes nur einige Murmeltiere gesehen, welche, dicht mit Ruß bedeckt, dort seit dem Herbste im Rauche hingen. Da es vieler Stunden bedurfte, bis das Fleisch eines solchen Imbisses gargekocht war, so blieb mir Zeit genug, um draußen, wo sich dem armen Hochthale nach langer Zeit der Starre ein fröhliches Leben zu enthüllen anfing, mancherlei Betrachtungen anzustellen.

Bald tauchten aus dem Nebel des Gletschers Eissäulen auf, welche die unten klaffenden grünen und blauen Brüche um Turmhöhe überragten. Bald hörte ich den leisen Gesang einer Jäterin, welche aus der Saat, die auf dem Grunde, den noch vor zwei Wochen harte Schneekrusten bedeckt hatten, aufkeimte, allerlei Unkraut ausraufte. Dann schaute ich einem der ungezählten Wasserfälle zu, der mit seinem Schwall nicht mehr den Boden erreichte, sondern hoch über demselben in Schleiern verflatterte.

So gab es verschiedenes zu sehen — ohne Eintrittsgeld, nicht wie in einer Schaustellung von Gemälden, in welcher man kümmerliches, auf Leinwand aufgetragenes Menschenwerk betrachtet. Auch andere Sinne als das Auge wurden da von der Erscheinung in Anspruch genommen. Ich verspürte den Hauch, der von den Hängen, an welchen es aufknospte, herunterwehte, ich hörte das Geflüster des Wassers und manchen dumpfen Hall, der aus dem Gewirre der Eisklüfte kam.

Da kam auf einem der Bretterstege, die hie und da über eine der Wasseradern gelegt sind, damit sie im Winter von den Leuten, welche das Heu von den oberen Stadeln herabziehen, überschritten werden können, eine abenteuerliche Gestalt einhergeschritten. Der ganze Körper war mit braunem Loden bedeckt, welchem das Wetter der Berge allgemach so mitgespielt hatte, daß er einem Zündschwamm glich, der im Begriffe war, auseinanderzufallen. Er trug eine eiserne Stange in der Hand, welche er auf den Grund des Wassers eintauchte, um sich auf den schwanken Brettern zu stützen.

An dieser Stange und an einem Zwilchsack, den er auf dem Rücken trug, erkannte ich den Steinklauber. Die Zeit war ihm günstig. Denn die Lawinen, das Rieselwasser und die Erdrutsche des Winters und Vorfrühlings schürfen den Boden auf, und ein Sammler, der in diesen Wochen kommt, nimmt denen, welche bis später warten, manches schöne Stück weg.

Mein erster Gedanke, als ich diesen Wildling erblickte, war, ihn zu dem Murmeltiere einzuladen, welches dermalen in seiner pergamentenen Haut und in seinem dottergelben Fett schmorte. Solche Männer leiden niemals an Magenkatarrh oder Appetitlosigkeit. Auch war ich begierig, zu erfahren, was er gefunden haben mochte.

Als er mit einigen unverständlichen Gurgeltönen seinen Ranzen öffnete, sah ich, daß seine Ausbeute keine außerordentliche gewesen war. Eisenglanz, Titanit und einige stark verwitterte Stücke Strahlstein und Asbest kamen aus dem Zwilch zum Vorschein.

Als er sah, daß seine Schätze einen nur geringen Eindruck auf mich hervorbrachten, sagte er lächelnd:

„Mehr ist's doch, als das, was Ihr finden werdet."

Ich ließ mir diese Äußerung der Selbstüberhebung gefallen, weil mein Ehrgeiz niemals nach derartigen Funden gerichtet war. Doch handelte ich ihm einen Titanit-Krystall ab, obwohl dessen ursprünglicher Glasglanz unter dem Geröll erblindet war. Dann brachte ich meine Einladung an, welche mit Kopfnicken angenommen wurde.

Bald hatte ich Gelegenheit, zu erfahren, daß ich im Irrtum gewesen war, als ich gemeint hatte, der Mann glaube nicht an meine Findigkeit im Krystallsuchen. Es war etwas ganz anderes, was ihm durch den Kopf ging. Nach einer Weile, während wir dem Hause zuschritten, von welchem eine lichte Säule, der Rauch, in die Höhe zog, den Wasserfällen entgegen, deren Rauch in die Tiefe herabsank, sagte er:

„Ihr seid zu früh gekommen."

Eine derartige Bemerkung war mir nichts Neues. Hatte ich sie doch schon durch das ganze Thal herein vernommen, wo immer ich zugekehrt war. Es scheint fast, als ob die Bewohner, die sonst so gastlich und freundlich sind, einen um diese Frühsommerszeit gar nicht einmal gerne sähen, wie

wenn sie eifersüchtig auf den Ruhm ihrer Gegend wären, die nach ihrer Meinung erst viel später schön wird. Sie verwechseln aber die Schönheit mit dem Nutzen und glauben, der Fremdling freue sich gleich ihnen erst dann an dem strahlenden Hochgebirge, wenn es einmal genug Futter gibt auf den Almen.

Und gerade in diesem Augenblicke enthüllte sich große Pracht, durch welche seine Worte Lügen gestraft wurden. Die Nebel, welche bisher auf der Grenze zwischen dem Eise und den Matten gelagert waren, verflüchtigten sich und wurden so dünn, daß man durch sie hindurch sah, wie durch die Gespinste des fliegenden Sommers. Und nun öffnete die Sonne in ihnen eine rundliche Stelle, und es erschien darin in lichtgrünem Glanze ein Grasfleck nahe am Rande des Gletschers.

Der Steinklauber schüttelte den Kopf und sagte:

„Es sieht aus, als wenn es das wäre. Es ist aber nur ein Schein. Denn die dreimal sieben Jahre sind noch nicht um."

Da ich ihn verwundert anschaute, so begriff er, daß er einen Menschen vor sich hatte, welcher das nicht wußte, was seiner Meinung nach niemandem unbekannt sein konnte. In sonderbaren Sätzen machte er mir klar, was in wenigen Worten wiederzugeben ist.

Dort oben jenseits des Eises liegt ein Land, welches von einem Menschen nur in Zwischenräumen von dreimal sieben Vorabenden des Pfingstfestes erblickt werden kann. Hätte ich noch ein Jahr gewartet, so wäre ich zurecht gekommen. Das heißt, es wäre mir die Möglichkeit gegeben gewesen, einen Blick über die Grenzen desselben zu werfen, wenn ich es vermocht hätte, über die steilen Eishalden emporzuklimmen und im Gewirre der Gletschertürme und Wolken die richtige Stelle für den Auslug zu finden. Ich hätte das aber nie gekonnt und habe es deshalb auch in keinem nachfolgenden Jahre versucht. Nur aus der Ferne, wie ich es

schildern werde, gelang es mir vielleicht, eine Ahnung davon zu erhaschen.

Wie der Mensch, der die Berge nicht kennt, in die Höhe des Himmels emporschaut, um dort ein seliges Land zu erspähen, so denkt es sich derjenige, welcher am Meere wohnt, jenseits der Wasser, und der arme Ansiedler dieser Hochthäler versetzt es über die Eiswälle hinweg, welche für ihn den Gesichtskreis abschließen. Immer ist es aber die Vorstellung von einem weiten, trennenden Raum, der kaum zu überwinden ist, und hier nahm die Einbildungskraft auch noch die Schwierigkeit der trennenden Zeit mit hinzu. Ich erfuhr, daß jenes Land ein Paradies sei. Wie ein jedes Paradies, wird dasselbe aber nur von Tieren bewohnt, und zwar nur von solchen, welche sich nicht von Tod und Verderben ernähren, sondern die friedlich in der von keinem Angstgeschrei gestörten Stille dieses Hochgefildes weiden. Die Murmeltiere, die auf jener sonnigen Höhe ihre Spiele treiben, werden in keinem Wirtshause gesotten. Weder Förster noch Wilddieb verfolgt die Gemse und den Steinbock, der Adler zerfleischt kein Zicklein aus der Lämmerherde. Der Boden ist nicht, wie sonst allenthalben, mit Eis bedeckt, und auf dem grünen Rasen erheben sich mächtige Ahorne, in deren Wipfeln allerlei Vögel rasten, und die größten Zirben. Den Boden bedeckten Enzian und Alpenrose. Der Fluch, welcher die weite Gebirgswelt ringsherum verwünscht hat, so daß sie nichts Lebendiges ernährt und sogar den Menschen des Thales immer mit Vernichtung droht, ist an diesen Grenzmarken vorübergegangen.

Alles dieses erfuhr ich von dem Steinklauber, welcher meinte, ich sei hereingekommen, um mein Glück zu versuchen. Er wußte nicht, daß dort draußen in der Welt heute niemand mehr an ein Paradies glaubt. Und wenn er nach einem solchen trachtet, so sucht er es nicht mehr, wie die einfachen Menschen der Vorzeit, in der Höhe oder in der Weite, sondern

trachtet, sich mit allerlei Dingen zu umgeben, durch welche seine Wünsche und Begierden befriedigt werden sollen. Er vergißt darüber, daß er mit einer Hand zu vergleichen ist, die sich nach dem Kamm einer Welle ausstreckt, welche sich vor ihr in eine Wassertiefe verwandelt.

Mit solcher Weisheit verschonte ich meinen Begleiter. Wir setzten uns vielmehr munter zu dem bescheidenen Mahle nieder und fuhren fort, über das Paradies auf dem Ferner zu sprechen. Durch die niedrigen Fenster schauten die Alpenrosen herein, welche die vom Staube des Wasserfalls angefeuchteten Blöcke bedeckten. Sie glichen der Röte, welche in die Wangen der Jugend emporsteigt. Und hier, in dem Hochthale, stand ja das Jahr in seinen herrlichsten Jugendtagen.

Ich erfuhr noch mehr. Wie wir nicht nur ein Paradies, sondern auch einen Ort der Reinigung oder der Läuterung kennen, so gab es auch hier einen Gegensatz zu jenem stillen und seligen Gebiete.

Während ich von Zeit zu Zeit meine Blicke dem Spiel der immer dünner werdenden Dunststreifen auf dem Ferner zuwendete, meinte mein Tischgenosse, ein Tag, der sich mit solcher Wärme ankündige, sei gut für die armen Seelen, die sich im Eis des Ferners eingeschlossen befänden. Denn wenn die Sonne recht auf ihm arbeitet, dann rühren sich die Wasser stärker, und dann rutschen die Eismauern rascher der Tiefe entgegen, als sie es sonst thun. Die Felsblöcke und die armen Seelen, welche im Eis stecken, kommen dann schneller unten aus der grausen, kalten Finsternis heraus in den Sonnenschein, in eine lichte Welt.

Während mir der Mann dies erzählte, wollte es mir scheinen, als befänden wir uns alle miteinander in Kälte und Finsternis eingesperrt, auf einer solchen Wanderschaft.

Der Wirt, welcher schon mancherlei Fremde gesehen hatte, gab nicht viel auf die Erzählungen des Steinklaubers.

In seinen Augen war dieser einer von den „Alten“, von den zurückgebliebenen Leuten, die draußen bei ihrer schweigsamen Beschäftigung in der Einöde von der Welt nichts lernten, dafür aber ihre Schrullen behielten, von denen die meisten der Leute, die weiter thalauswärts wohnen, nichts mehr wissen.

Das überlegene Lächeln, mit welchem er den Erzählungen meines Gastes zuhörte, wurde von mir weder durch Wort noch durch Gebärde ermuntert.

Mir erschien eine so seltsame Meinung, wie sie der Steinklauber hatte, als ein stark verwittertes Erbstück. Es ist so, wie wenn ein Mann in späten Jahren sich an das erinnert, was ihm als Kind erzählt worden ist. Es vermengt sich in dem verdämmernden Bewußtsein des Greises die Empfindung, die er beim Anschauen der Heiligenbilder seiner Dorfkirche hatte, mit dem Andenken an die Erzählungen seines Lehrers und Seelsorgers und den Märchen von alten Königen und Helden, welchen er beim Scheine der winterlichen Herdflamme zuhörte. Man hört das Rauschen irgend eines verborgenen Brunnens, aber es gelingt nicht, zu erforschen, aus welchen Höhen die Quellen zusammenrinnen. Es ist ein Stottern in jener Sprache, die vor undenklichen Zeiten der Mensch dem großen Naturgeiste abhorchte, um sie in den Drangsalen seiner langen Geschichte wieder zu vergessen. Es steckt ein Wissen von den Göttern, vom Himmel und von dem übersinnlichen Beruf des Menschen darin. Dieses Wissen aber gleicht einer Steingestalt, welche einmal schön ausgemeißelt war und die allmählich im Laufe der Zeiten als Fracht vom Eise des Ferners langsam in die Tiefe geführt wurde. Dort unten erkennt man noch Spuren der Züge, eine Andeutung, was einst ausgestreckte Hand, was gewölbte Brust war. Das Ganze aber ist ein abgescheuerter Wulst geworden.

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendet hatten, ließ es sich der Krystallsucher nicht nehmen, mich hinaus zu dem blauen Thore zu führen, der Eiswölbung, aus welcher der Bach hervorbricht. Dort ist eine Felsenplatte, welche jetzt schon von allerlei Steinbrech, Nelken und anderen Kelchen bedeckt war. Von dort aus, sagte mein Begleiter, vermöge man am ehesten gegen den Brunnen-Kogel hinzublicken, an welchem der unbekannte Weg zu den Grenzen dieses Paradieses vorüberführen sollte.

„Heute vermöchtet Ihr ihn nicht zu finden,“ wiederholte er mir noch einmal beim Abschiede, als er sich anschickte, gegen die Eiswände anzusteigen, in denen so viele Gebannte gefangen gehalten werden. Bald entschwand er meinen Blicken.

Der Brunnen-Kogel erschien wohl manchmal durch lichtes Gewölk; wie es aber möglich wäre, dorthin einen Pfad zu finden, das wissen die „Alpinisten“, ich aber vermochte es nicht zu entdecken. Vielleicht hätte ein Schmetterling, eine goldbefleckte Arethusa, die bei meiner Annäherung von einem der roten Kelche sich erhob und in die sonnenglänzende Luft hineinflatterte, ihn gefunden. Doch würde auch sie lebendig das stille Gefilde nicht erreicht haben.

Dem Lebendigen entrückt, sonnt sich die stille Höhe mit ihren friedlichen Insassen, welche von keinem Verderben verfolgt, von keiner Not erschreckt werden. Mancher aber, der im tiefen Thale lebt, hört nicht auf, zu hoffen, daß sich einmal die Zeit erfüllen wird, in welcher zur geweihten Stunde seine Sehnsucht gestillt und dem vom harten Wege ermatteten Fuß die Ruhe auf dem freudvollen Gefilde vergönnt sein mag.

## III.

## Die Pfingstfahrten der Großstädter.

Vor denjenigen, welche zu anderen Jahreszeiten ihre Bündel für eine Wanderung über Berg und Thal schnüren, hat, wer zur Pfingstzeit hinausstrebt, etwas voraus, was nicht genug zu preisen ist. Dieser Vorzug besteht darin, daß es in diesen Tagen bei uns schöner ist als irgend sonstwo in der weiten Welt. Während man es wohl zugeben darf, daß uns der Hochsommer mächtig anlockt, hinaufzupilgern zu den hohen Bergen mit ihren Seespiegeln und mit ihren Wasserfällen — während an milden Herbsttagen, in welchen mit dem ersten Nebelhauche sich des Menschen gern eine Zugvogelstimmung bemächtigt, sich unserer Einbildungskraft die sonnigen Gestade des Südens als Wanderziel vorstellen — während denjenigen, der es vermag, im Winter der Gedanke an ein schneefreies Land jenseits der Berge reizt, steht jetzt bei uns Wald und Feld so schön da wie nirgendwo in jenen Gegenden, in welche uns sonst der Wandertrieb zieht. Eine schönere Bestätigung dieses Satzes wird nicht angetroffen, als die Wahrnehmung der Freude, mit welcher diejenigen, die einen Winter und Vorfrühling im Süden zugebracht haben, jetzt zu den Fenstern des Eisenbahnwagens hinausschauen, während sie sich der Heimat nähern. Sie glaubten den Frühling schon längst dort unten gesehen zu haben, nehmen aber jetzt wahr, daß sie ihn in Wirklichkeit erst hier vorfinden.

Man möchte sagen, es sei bei solcher Gelegenheit zu lernen, daß man auch Farben vergessen kann. Was ist die Lebensfülle des Südens gegen jenes Grün der Birken und

Buchen, hinter welchen sich hier die Dunkelheit des Waldes aufthut! Wie der Leib in ein wohlthätiges Bad, so versenkt sich der Blick in diese Farbe. Der Unterschied zwischen dem Grün, welches man den ganzen Winter über dort unten in den Ländern des Mittags gesehen hat, und diesem kommt uns vor wie jener zwischen dem alten Gewande der Tannen und Fichten und der Farbe ihrer jungen Triebe, von welchen die Frühlingsluft mit Harzdüften erfüllt wird.

Zu keiner Zeit ist unsere Heimat schöner, Pfingsten ist ihre Festzeit.

Die Schönheit allein ist es nicht, die uns bei diesem Anblicke so eigentümlich anmutet; wir stehen da vielmehr, ob bewußt oder nicht, unter der Gewalt eines tiefinnerlichen Zuges, der uns an die Flüchtigkeit dieser Erscheinung gemahnt. Es ist dies eine Art von Empfindung, wie diejenige, die uns nahe tritt, wenn wir ein unschuldsvolles rosiges Kind betrachten. Wie lange wird es dauern? Die unergründliche Ironie des Wesens der Dinge, von welcher gewollt wird, daß alles in der Erscheinung, was ergreifend schön ist, auch ebenso flüchtig sei, weht uns da wie Geisterhauch an.

Es mag sonderbar klingen, wird sich aber jedem durch die Erfahrung als Wahrheit erweisen, daß die Verschiedenheit unserer heimischen Natur von jener des Südens sich jetzt ausgesprochener darstellt als zu anderer Zeit, zu welcher der Unterschied ein viel größerer, wenigstens ein viel augenfälligerer, zu sein scheint. Es ist jetzt hier wie dort warm, hier wie dort ist Frühling oder Frühsommer, Blüten gibt es hier wie dort — es ist nicht wie im Winter, wo bei uns Schnee, Eis und Nebel die Erde bedecken, dort aber Grün und Blüten nie gänzlich mangeln — und gleichwohl blickt uns das alles mit grundverschiedenen Augen an.

Wo hat der Süden jenen heimlichen Waldweg, der sich in einem lichtgrünen Portale öffnet? Wo ist die feuchte

Rodung, hier goldig von Butterblumen, dort himmelblau von Vergißmeinnicht? Die lichten Eichen, die seidenschillernden jungen Blätter der Buchen, die düsteren Farne, die smaltfarbigen Enziane stellen uns da ein Pfingstbild zusammen, wie es der bescheideneren Entwickelung unserer Farbenverhältnisse und unseres Wachstums entspricht, nicht sinnverwirrend oder überladen, aber treuherzig und wohlmeinend in seiner verhältnismäßigen Armut. Von den domartigen Höhen der Waldhallen weht uns ein anderer Geist entgegen als derjenige, der sich in der Gestaltung der Ölhaine und Lorbeerbüsche offenbart.

Baumschlag und Waldes-Innere mit seiner Säulenfestigkeit sind aber keineswegs das ganze Bild. Dazu gehört die Beweglichkeit und Fülle der Wasser. Sie ist natürlich um diese Zeit größer als früher oder nachher. Ein besonderes Vergnügen macht es dem Auge, einen hellen Waldbach mit dem großen Fluß sich vermengen zu sehen, der, vom schmelzenden Schnee des Hochgebirges und den Unwettern desselben grau, vorüberjagt. Auf eine weite Strecke hin erkennt man inmitten jener getrübten Wasser die in Moos, Unterholz und schwarzer, duftender Erde gereinigte Waldflut. In ähnlicher Weise mündet diese lichte Pfingstzeit in den großen Strom unserer Vorstellungen und Erinnerungen ein und erhält sich noch lange inmitten von dem, was im Strome des Jahres an uns vorüberzieht.

Wo während des Hochsommers in den Thälchen unserer Waldgebirge da und dort nur ein dünner Wasserfaden dahinsickert, gleitet jetzt das verbreiterte Wasser, blendende Halbbogenlinien auf den sandigen Untergrund werfend, rasch und lebensvoll dahin. Wie gern hält man neben einem solchen Bache Rast und schaut seinen zahllosen winzigen Spiegeln zu, die im Laufe fortgetragen werden! Dies ist ein Bild der Flüchtigkeit und der Ruf des Kuckucks ein Sinnbild der-

selben. Beide geben uns vielleicht die Mahnung mit, eine Stunde in unseren Gedanken und Erinnerungen recht ergiebig auszunützen. Es ist gewiß auch keine Hindeutung bloß auf die herkömmliche Neigung des Verwüstens, wenn man so viele einfache Menschen sieht, die mit großen Waldblumenbüschen in der Hand aus dem Pfingstwalde zurückkehren. Vielen ist der Busch, den sie tragen, nur das sichtbare Wiederspiel der Eindrücke, die sie dort aufgenommen haben, und der Erinnerungen, welche sie in den gewohnten Gang ihrer Arbeitstage mit nach Hause nehmen.

Die Pfingstfreude wird deshalb nur bei uns richtig geschätzt und genossen. Es hängt dies nicht nur mit unserer weit regeren Empfindung für den Wandel der Natur zusammen, den wir vor den Menschen des Südens, und insbesondere den lateinischen Völkern, voraus haben, sondern sicherlich auch damit, daß eben bei uns draußen in Wald und Feld mehr vorgeht. Vergleichen wir die wechselnden Bilder des Jahres mit einer in zwölf Kapitel eingeteilten Erzählung, so werden wir beim Andenken an die Pfingstzeit an eine jener lieblichen Episoden erinnert, wie sie, wenn auch nur als ganz vereinzeltes Kapitel, von den begabtesten Romandichtern in fast jedem ihrer Werke eingeschoben werden. Dieser Kunstübung entspricht unser Brauch. Wer sonst nicht Wald und Heide besucht, kennt sie aus den Pfingsttagen her.

Vom Volke unserer Großstädte werden das ganze Jahr über nicht so viel fröhliche Wanderungen durch den Wald unternommen als in diesen Tagen. Auf nicht wenigen lastet die Notwendigkeit des Erwerbes so, daß ihnen die hiezu nötige Freiheit nur an diesem bedeutungsvollen Feste gewährt ist. Darum vernimmt derjenige, welcher nicht gern viel betretene Pfade geht, an diesen Tagen fröhliche Stimmen von Menschen auch in Einöden und Dickichten, in welchen er sonst niemals Sonntagsgänger antrifft.

Die Münchener und die Wiener sind besonders begnadigt, wenn sie sich einen derartigen Genuß gönnen wollen, der vielleicht in nicht allzu ferner Zeit den Bewohnern unserer Hauptstädte nur mehr aus Dichtungen oder beschreibenden Büchern bekannt sein wird.

Welcher Münchener kennt nicht die Buchenwälder Isar aufwärts, welcher Wiener ist nicht schon über den Semmering gefahren und hat den Wald in den Quellthälern der Mürz aufgesucht? Letztere haben sogar das Entzücken eines sehr nüchternen Fachmannes hervorgerufen, des bekannten Wessely, der in seinem Buch über die Forste der österreichischen Alpenländer mit Bewunderung von ihnen spricht.

Die Natur, welche hier seit den Tagen der jetzigen Weltgestaltung allein und ungestört waltete, hat da ein Unglaubliches an Kraft und Erzeugung zusammengehäuft. Die Fichten, die Tannen und selbst die Lärchen manches Kessels erreichen eine Länge von fünfundvierzig bis sechszig Metern. Die Erhabenheit dieses gewaltigen Hochholzes ist aber eine schauerliche, denn inmitten der Stämme höchster Lebenskraft stehen allenthalben die abgestorbenen Zeugen früherer Jahrhunderte umher, mit gebrochenen Ästen und Gipfeln, die rindenlosen Schäfte geisterbleich und vielfach durchlöchert von den Insekten suchenden Spechten, öfter auch in langgestreckte Splitter endend. Tausende von Schäften, wie sie Alter und Orkane nach und nach übereinander geworfen haben, bedecken kreuz und quer den graslosen Boden. Hier ein eben vom Sturme in der Fülle seiner Kraft zerrissener Stamm mit seiner ganzen markigen, tiefgrünen Benadelung, daneben der rindenlose Schaft eines heimgegangenen, in sich zusammengebrochenen Altvaters, astlos, mit geknicktem Gipfel; wieder daneben und darunter die Überreste früherer Geschlechter, dicht mit grünem Moosfilze mannigfacher Schattierung überzogen, in allen Stadien der Verwesung.

„Um nicht vielleicht vom Steige abzukommen, ließ ich mich auf einen bemoosten Baumstamm nieder und beschloß, geduldig das Rufen abzuwarten, das dann doch endlich erfolgen sollte. Ich zog die Uhr; sie wies auf ein Viertel auf eins. Draußen schien, wie ich mich später überzeugte, die Sonne im hellsten Mittagsglanze. Aber nicht ein Strahl des heißen Gestirnes drang in das ewige Dunkel, noch störte er die unwandelbare feuchte Kühlung unter dem Laubgewölbe dieses Forstes. Schwermütig starrte ich in seine düsteren Säulenhallen, welche grau auf grün und wieder grau sich nach allen Seiten ins Endlose zu erstrecken schienen. Alle Bewegung schien weit und breit erstorben; es schwirrte kein Vogel, es flatterte kein Schmetterling, und selbst die Lüfte, welche hoch oben die Baumgipfel in sanften Schwingungen wiegten, drangen nicht mehr in den Bereich der Schäfte herab. Lautlose Stille ringsumher; desto mehr schreckte plötzlich der Schrei eines Spechtes und ein andermal das Knarren zweier sich reibender, windbewegter Schäfte. Keine Spur menschlichen Waltens milderte den Eindruck dieser Öde."

Das ist eine Örtlichkeit, wie sie die Pfingstwanderer lieben. Dorther kommen sie zurück mit Eichenlaub und Adlerfarnen auf den Hüten. Dort befragen Männer und Mädchen das Orakel des Kuckucks. Von dort kommen die Büsche mit den Anemonen, dem Knabenkraut, den Primeln und Nelken, welche bei der Einfahrt in die Halle des städtischen Bahnhofes aus den Fenstern schauen. Wie die Sonnenstrahlen durch die Zwischenräume des lichtgrünen Buchengewölbes auf den Boden des dunklen Waldes, so drängt sich späterhin mancher Strahl der Erinnerung aus diesen Tagen durch die Decke der Stube auf den Arbeitstisch.

Es gibt viele, welchen die zugemessenen zwei bis drei Festtage zeitlich so ausgedehnt erscheinen, daß sie dieselben

zu einer Fahrt nach entlegeneren Gegenden benützen, welche ihnen um so außerordentlicher und reizender erscheinen, je weiter sie von der Heimat entfernt sind.

Dort erleben sie freilich allerlei schöne Dinge, welche sich dem Gedächtnisse, das mit so vieler unbewußter Schärfe sichtet, nicht minder nachhaltig einprägen. Lange vor Tag werden sie durch ungezählte Nachtigallen geweckt, aus den Buschwäldern am felsigen Meeresstrande duftet die Mahaleb-Kirsche, über die Gartenmauern nickt das Gold der Rosa-Banksia. Aus Felsen brechen an Stellen, an denen man späterhin nur das eintönige Anschlagen des Meeres vernimmt, noch laute Quellbäche und vermengen sich sofort mit der Salzflut. Lange silberne Straßen, das Wiederspiel einsamer Sommerwolken, durchziehen das glatte Meer. Wohlgeruch und Glanz durchflutet die Luft. Ob ihnen das alles den bescheidenen Waldsteg der Heimat ersetzt — das ist eine Frage, die erst beantwortet werden kann, wenn man die Mitgift abschätzt, die ein solcher Wanderer für die Lebensreise überhaupt mitbekommen hat.

## IV.

# Auf und neben der Brennerstraße.

Den Vorteil einer Eisenbahn hinsichtlich des Verkehrs, welcher in eine Gegend gebracht wird, und verschiedenerlei Bequemlichkeiten, die für die Bewohner daraus erstehen, anzuzweifeln, fällt von Zeit zu Zeit je nach Stimme, Laune und Erlebnissen dem einen und anderen Romantiker ein, der manches nicht so vorfindet, wie es nach seiner Meinung sein müßte, wenn dieser Verkehrsweg nicht wäre. Da solche Behauptungen mehr oder minder Eingebungen des Augenblicks und der Gereiztheit sind, so ist weiter nichts darüber zu sagen. Es kommt jedoch manchmal vor, daß man die Wirkungen der Eisenbahn von einem anderen Standpunkte aus bekritteln möchte.

Jeder weiß, daß von den Schienenwegen nicht mutwillig das Hochgebirge aufgesucht wird, sondern daß sich dieselben aus verschiedenen Gründen, soweit es ihre Aufgabe zuläßt, in den möglichst niedrigen Einfurchungen halten. Dadurch entsteht ein unbestimmtes Gefühl, als ob es dort nichts Richtiges wäre mit tosenden Wassern, Kühlung und Lüften des Hochgebirgs, wo die Wächterhäuser stehen und die Glockenzeichen klingen. Man schätzt die Sommerfrischen nicht hoch genug, die sich neben den Schienen aufthun. Ein belehrendes Beispiel dieser Art liegt in der Gegenüberstellung etwa vom Zillerthal und Örtlichkeiten wie Matrei, St. Jodok, Lueg am Brenner. Wenn einer in Zell am Ziller oder in Mairhofen gewesen ist, die gerade einhalbmal so hoch über dem Meere liegen wie jene Örtlichkeiten, so stellt er sich in die Reihe der Alpenwanderer schon um einige Staffeln

höher — aus dem einzigen Grunde, weil das Zillerthal abseits von der Eisenbahn liegt.

Das ganze Hochthal von Matrei an bis zur Höhe des Brenner ist viel zu wenig gewürdigt. Wenn anderswo auf einer Höhe von 1000 bis 1400 Metern so schöne Lärchwälder, so frische Wasser, so schöne Einblicke in die Ferner und — aus der Zeit des alten Straßenverkehrs her — noch so zahlreiche geräumige und behäbige Gaststätten wären, so würde man den Treffer hochschätzen, welchen hier das Land durch eine Verbindung von günstigen Zufällen gemacht hat. Abgesehen von einer Anzahl guter Herbergen, die noch immer im Betriebe sind, ja sich seit dem Aufhören des Frachtenverkehrs auf der Straße anderen Bedürfnissen und Verkehrsverhältnissen angepaßt haben, zählt man eine nicht geringe Anzahl von Häusern, die fast leer stehen und ohne absonderliche Mühe der Menschheit, welche sich in die kühlen Berge flüchtet, als Obdach dienen könnten.

Wer einmal auf der Brennerstraße gegangen ist, der weiß, daß immer im Zwischenraum von ein paar hundert Schritten wieder ein Wirtshaus steht, aus dessen Erkern es vor dreißig Jahren lustig herausklang von allerlei Leben, das aber jetzt schweigsam und versperrt neben den kleinen Grasinseln steht, die sich auf der Straße vor ihm ansiedeln. Einige dieser stattlichen Häuser hat man allerdings für Freunde der Einsamkeit und Ruhe des Hochgebirges geöffnet, aber es meldet sie kein Lied und kein Heldenbuch, das heißt keine Zeitung und kein roter Führer. So steht beispielsweise bei der alten Kapelle am Lueg, nicht weit vom Brennersee, ein großes, stattliches Wohnhaus, welches dem Sternwirt zu Matrei gehört. Wenn man sich wenige Schritte von ihm entfernt, sieht man Ferner da und dort glänzen. Neben dem Hause gedeiht der Lärchwald, und oben rasselt der Bahnzug an der steilen Berglehne. Kein Mensch weiß etwas davon. Die Lasten, welche die

Dutzende von Pferden schleppten, die einst hier über Nacht blieben, gleiten jetzt oben, und der Widerhall, in dem sich das Pfeifen der Lokomotive vervielfältigt, ist neben dem Rauschen der Wasserfälle die einzige Unterbrechung der Stille. Ähnlicher Häuser gibt es in dem waldigen Hochthal noch mehr als genug; um sie auszustatten, daß sie den Freund der Berge gut beherbergen, dazu gehört weiter nichts, als daß sich die Nachfragen danach wiederholen.

Ein nicht geringer Vorzug der Ansiedelungen dieses Hochthales ist der, daß ein Seitenthal nach dem anderen einmündet und eine solche Mündung mittels der Bahn immer in wenigen Minuten erreicht werden kann. Es ergibt sich daraus eine Fülle von Gelegenheiten, wechselnde Bilder des Hochlandes zu sehen, wie sie anderswo in gleicher Bequemlichkeit nicht wieder vorkommt. Wer beispielsweise in Matrei sitzt, der hat in seinem unmittelbaren Bereich die Thäler Navis, das des Padasterbaches, Schmirn mit seinen Auszweigungen, Vals, Padaun, das Vennathal, Stubai mit der Gleinser Hochfläche, Gschnitz, die Höhe von Nößlach zwischen Gschnitz und Obernberg, die Obernberger Seen u. s. w. Allenthalben ist Gletscherpracht.

Ich kann es mir nicht versagen, aus der Biedermaierzeit, nämlich aus den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, eine kleine Beschreibung dieser Gegend beizubringen, welche ich in einer Zeitung von 1808 gefunden habe. Dieselbe bezieht sich auf die Umgegend des nahe bei Matrei gelegenen Schönberg, die mit Matrei und dem Thalanstieg bis zum Brenner ungefähr auf gleicher Höhe liegt. In ihrer Naivetät macht sie vielleicht mehr Eindruck, als die Schilderung von uns den Schriftstellern dieser heutigen Zeit, denen durch viel zu viel Nachdenken und Lernen der rechte Ausdruck unmittelbarer Herzensfreude abhanden gekommen ist. Sie lautet:

„Dieses Thal ist auch in dieser Hinsicht merkwürdig, daß es sozusagen auf drei Seiten mit solchen schroffigten Gebirgen umgeben ist, daß nur geübte Gemsenjäger diese zu übersteigen es wagen, weswegen es die Franzosen Vallée renfermée nannten; überhaupt ist die Ansicht sehr romantisch. Am Eingange des Thales präsentieren sich vier Dörfer, welche sich besonders durch neue Kirchen und Häuser ausnehmen, deren innere Einrichtung nicht weniger niedlich ist. In einer dieser Ortschaften, mit Namen Mieders, in gesunder und angenehmer Lage, hat nun auch der jetzige Fürstbischof von Brixen seinen Sommeraufenthalt. Tiefer in dem Thale finden Liebhaber von Naturseltenheiten nicht wenige Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit würdig, als Bäche, welche sich schäumend über hohe Felsen ganz frei herunterstürzen, sich dann zum Teil ruhig durch Auen schlängeln, die von schönen Vieh- und Schafherden abgeweidet und von munteren Hirten bewohnt werden, deren Jauchzen den Felswänden ein hundertfältiges Echo abzwingt. Am Schlusse des Thales erheben sich die Eisberge, die sogenannten Ferner, hoch empor, die in der Sommerszeit bei daraufscheinender Sonne wie Krystall glänzen. Besonders majestätisch präsentiert sich von Innsbruck aus der Waldraster oder sogenannte Serlerspitz, welcher sich pyramidenförmig gleich als König der Felsen den Himmel an erhebt und doch nicht schwer bis auf den Gipfel bestiegen werden kann. Da sich gewisse Freunde bestreben, die merkwürdigsten Örter und Gegenden in Kupferstichen herauszugeben, so würden diese, besonders eine bekannte Kunsthandlung in Augsburg, gewiß nicht fehlen, wenn dieselben bei Auswählung der Ansichten auch obiges Thal im ganzen oder teilweise in Bedacht nähmen."

Nicht ohne Erstaunen wird der Wanderer, welcher die sechs Kilometer zwischen dem Schönberg und Matrei auf der Straße zu Fuß zurücklegt, die einzelnen Schönheiten dieses

Weges betrachten, der ihm doch schier nirgends empfohlen wird. Hier kommt ein kleiner Wasserfall herunter, dort enthüllt sich in den Wolken ein Schneefeld, hier kriecht ein Bahnzug, winzigem Spielzeug gleich, aus dem Mausloch eines Tunnels hervor, dort brandet im Abgrund der opalblaue Fluß gegen die Wehren, die man ihm zum Schutz des Fußgestelles der Bahn entgegengesetzt hat — allenthalben aber sind, durch Wirrsale grüner Schluchten voneinander getrennt, Wälder, Kirchen und Ansiedelungen.

Manche Wirtshäuser stehen noch von ihrer Glanzzeit her so stattlich da, daß man sie im Verhältnis zu den Herbergen an der Straße in anderen Teilen der Alpen kleine Paläste nennen möchte. Solche sind beispielsweise die alte, jetzt leerstehende, Post am Schönberg, der Schönberger Hof und einige kleinere Häuser. Wenn die Leute wüßten, wie angenehm es sich in solchen Häusern an einer verödeten Straße lebt, so würden sie gerne unter solchem Obdach ihre Sommer zubringen. Man sieht jeden Wagen des Bahnzuges, der jenseits der Sill sich den Wänden entlang bewegt. Nur etwa drei- oder vierhundert Meter breit ist die Kluft, welche sie räumlich von diesen einsamen Häusern trennt. Im übertragenen Sinne ist aber noch ein anderer Strom dazwischen, als die Sill, nämlich der breite Strom der Zeit, welcher die Bewegung, die einmal hier zu sehen war, von der jetzigen Regung des Verkehrs dort drüben trennt, und breiter noch als dieser Strom der Zeit ist der Gegensatz zwischen dem Stillleben hier und dem eisernen Dröhnen über die Böschungen und durch die Tunnels hin. Die Innsbrucker haben den Vorteil der verlassenen Straße längst begriffen und siedeln sich gern in den großen Häusern an, in deren Grasgärten die Kinder eine Anzahl von jenen Tagen ihres Daseins zubringen können, in welchen es dem Menschen am besten geht, weil er sich in der Sonne befindet und jung und beschützt ist.

Aber auch die größeren Ansiedelungen, wie beispielsweise Matrei, an denen der Schienenweg sich vorüberzieht, überraschen den Fremden, der vorher nicht unterrichtet worden ist, durch so manches, was er da zu sehen bekommt. Zunächst fällt ihm die Zeile stattlicher Häuser auf, von denen fast jedes seinen Erker hat, zum Unterschied von dem glatten, gedankenlosen Mauerwerk moderner Häuser, deren getünchte Flächen durch nichts unterbrochen werden, woran der Blick haften mag. Dann wundert man sich darüber, daß die Hälfte der Häuser Herbergen sind, über deren Portalen allerlei Getier schillernd als Gastzeichen prangt — die Romantik verödeter Wirtshäuser, die ich deutschen Lyrikern zur Abwechselung von einsam ragenden Burgen, epheuumsponnenen Türmen, mondbeglänzten Einsiedeleien ans Herz legen möchte. Bei dieser Gelegenheit mag auch Göthes gedacht sein, der auf der Reise nach Welschland diese Straße zog. Die Reisehandbücher verfehlen nicht, auf die Göthe-Zirbe am Schönberg aufmerksam zu machen, und im Posthause auf dem Brenner wird bekanntlich der Name des Dichterfürsten nicht minder ausgeschrotet, wie Wieland der Schmied und seine kunstreichen Zwerge zu Gossensaß. Ich vermag das Gasthaus nicht anzugeben, in welchem er zu Matrei eingekehrt ist. Es bleibt also der Göthe-Forschung immerhin noch eine lockende Aufgabe, dieses Ereignis festzustellen, oder gar aus neuen Quellen darzuthun, ob und wo derselbe hier waschen gelassen habe.

Niemand, welcher in dem angenehmen Matrei Sommerfrische nimmt, versäume es, auch einmal auf der alten Salz- oder Ellenbogen-Straße auf dem rechten Sillufer gegen Hall oder Innsbruck zu wandern. Dieser Weg (24 Kilometer bis Innsbruck) hat manchen schönen Blick vor der Brennerstraße voraus. Er muß des Morgens zurückgelegt werden. Die Straße ist breit, eben, glatt und weiß wie ein Ahorn-

brett. Schöne Aussichten sind in der Umgegend der „Gans“ in Gedeir, besonders aber an der Ausmündung des schon früher erwähnten Hochthales Vikar oder Valkar, aus welchem jener Mühlthaler Bach herauskommt, welcher der Eisenbahn mitunter schon übel mitgespielt hat. Hier steht am Rande von Lärchwald das schöne Sommerfrischgasthaus Mühlthal, von welchem aus man zuerst längs des Baches mit seinen Wasserschnellen durch den harzduftigen Wald und dann über Wiesen, unter deren Grund der Mühlthaler Tunnel in den Berg eingebrochen ist, zur Station Patsch hinabsteigen kann. Aus diesem Walde sieht man schön auf die Zugspitzhörner hinüber. Doch kommen wir auf Matrei zurück.

Ein moderner Baumeister würde die Hände zusammenschlagen über die Verschwendung, mit welcher hier in Wirtshäusern mehr Raum den Hausgängen, Fluren und Vorsälen gegönnt worden ist, als den Wohnzimmern. In der That bedeuten spitzbogige Flure, auf welche die Zimmer münden, daß es unseren Vorfahren weniger darum zu thun war, aus jedem Geviertzoll Geld herauszuschlagen, als darum, daß sich ihre Gäste behaglich und rückenfrei fühlten. Eine Stimmung ähnlicher Art ist auch den Herbergsvätern von jetzt noch nicht abhanden gekommen. Trotz aller Brände, Plünderungen, Brandschatzungen durch „schlimme Leute“ in den welschen Kriegen hat sich da eine dem Knausern abgeneigte Gewöhnung erhalten, wie sich die dicken Mauern der Häuser erhalten haben, die wohl noch die nämlichen sind, wie vor hunderten von Jahren. Auch findet man noch schön getäfelte Stuben und manchen alten, guten Hausrat, welcher den Spürnasen durchwandernder Liebhaber und Trödler zwar nicht entgangen ist, aber doch vorenthalten blieb. Im Flur oder im Hofe fast eines jeden Hauses rauscht ein Brunnen kalten Wassers, welcher denjenigen, der ihn nach Triest oder an andere Orte des Küstenlandes versetzen könnte, sofort zum reichen Manne

machte. Nicht minder sind die trefflichen Quellen des tirolischen „Röthels“ zu preisen, welcher noch ohne Zuleitung von anderen Zuflüssen hier gespendet wird. Man fülle sich aus dieser Quelle ein Glas an, setze sich in einen Erker und schaue auf die stille Straße hinaus, auf welcher kein Mensch schnell geht und selbst die schweren Haushunde, die gemächlich vorübertraben, sich der allgemeinen Stimmung hindämmernder Ruhe einfügen. Dort kann man der Gestalten, die durch diese Gasse nach Welschland zogen, in allerlei Träumereien gedenken und sich daran erinnern, daß ihre Schar so bunt ist, wie die der farbengrellen Gottesmänner, welche noch die Vorderseite so manchen Wohnhauses oder die Oberfläche manches uralten Bildstöckels bedecken.

Wer südwärts hineingeht, der verabsäume es nicht, sich vom Pfarrhause in Schmirn aus den mächtigen Tribulaun zu betrachten, die Seen des Obernberges mit ihren Wildtauben zu besuchen, oder von Steinach nach Obernberg hinein nicht den Weg längs der Landstraße über Gries, sondern den über die unbedeutende Höhe von Rößlach einzuschlagen. Ein schöner Einblick in die Bergwelt wird ihm die Mühe vergelten. Auf diesem Wege mag sich vielleicht auch der Wanderer, gleich dem Verfasser dieser Zeilen, seine Gedanken darüber machen, warum diese herrliche Hochfläche des Brenner mit ihrem See, ihren warmen Quellen und ihrem Schienenweg noch nicht in die Hände von Leuten gekommen ist, die sich bereichern und der Menschheit einen Gefallen erweisen würden, wenn sie Häuser dort hinstellten oder die vorhandenen herrichteten und sich um das ganze Wildbad, welches ein Gastein werden könnte, ordentlich annähmen. Hier liegt ein Brunnenschatz vergraben.

Einstweilen aber lassen wir dieses wirtschaftliche Zukunftsbild, das in seiner Weise auch in das Verzeichnis der bekannten unerschöpflichen Hilfsquellen gehört, auf seiner

grünen Höhe liegen und erfreuen uns der uns noch vergönnten Jahre, in welchen wir neben der Eisenbahn die Stille des Hirtenthales in Frieden genießen, uns dem Behagen an zwei so verschiedenen Stücken dieser sonderbaren Welt hingebend. Allerdings sucht nicht das Maultier, sondern das Dampfroß hier im Nebel seinen Weg, aber der Fortschrittsdrachen neue Brut wohnt noch in Höhlen, und es stürzt der Fels und über ihn die Flut. —

Der Sattel des Brenner bietet außer seiner verhältnismäßig geringen Erhebung den Deutschen für den Verkehr mit Italien noch den schönen Vorteil, daß eine über ihn gezogene Linie gerade in die Mitte der Halbinsel fällt. So zeichnet sich dieser Übergang erheblich vor der Alpenschienenstraße des Semmering und den in der Schweiz durchgeführten oder vorbereiteten Unternehmungen aus, deren Endziele alle zu sehr nach Ost oder West abliegen.

Hinter dem Posthause rauscht der Wasserfall herab, welchen man die Quelle des Eisack, nach Göthe der Etsch, nennt. Der Fluß fristet aber, solange er auf der Hochfläche des Brenner dahinrinnt, ein ärmliches Dasein, und erst wenn ihm die Gletscherwasser aus Pflersch und Ridnaun zugekommen sind, zeigt er dem Reisenden, welcher ihn bis dahin zweifelnd betrachtet hat, ein Bett, das auf den Wasserschatz hindeutet, welchen er weiter unten der großen Etsch zuführt. Übrigens heißt das hier herabstürzende Wasser noch auf Karten des vorigen Jahrhunderts ganz einfach der „Brennerbach“.

Hier im alten Posthause, in dessen nächster Nähe der Wildling über die Steilwand herabsträubt, hat sich nun seit einer Reihe von Jahren eine merkwürdige Wandlung und Anpassung vollzogen. Die Zeit der Frachtwagen war abgelaufen, als das Echo von der Wasserfallwand her zum erstenmal den Pfiff der Lokomotive wiederholte. Was war natürlicher, als daß jenes Haus, welches man in Beschreibungen

des vorigen Jahrhunderts als „Lener's große Posttafern" bezeichnet findet, sich in ein Hospiz, in eine freundliche Gaststätte für Fremdlinge umwandelte?

Man braucht seine zehn Finger nicht, um die auf gleicher Höhe liegenden Anstalten in Tirol, die ebenso gut ausgestattet sind und dem gleichen Zwecke dienen, herzuzählen.

Höher liegen nur Paneveggio, das herrliche Madonna di Campiglio, San Martino di Castrozza und (wenn man ein Haus mit beschränkteren Räumen zulassen will) Franzenshöhe. Dagegen hat dieser Höhenort einen sehr wesentlichen Vorzug vor all' den genannten voraus, nämlich den, daß ihm die Eisenbahn seine Gäste bis an das Hausthor hinführt, und daß die nämliche Eisenbahn dazu benützt werden kann, den Gast binnen wenigen Minuten vor die Einmündung verschiedenartiger Thäler zu bringen, die dem Spaziergänger immer neue Bilder vor Augen führen.

Man kann vom Posthaus nur wiederholen, was schon eine anderthalb Jahrhunderte alte Schilderung des Brenner über diesen Ort zu berichten gewußt hat: „Obzwar die Reisenden, absonderlich aber das Fuhrwerk, über den Brennerberg wegen des grausen scharfen Lufts und Kälte auch überhäufte Schnee, derwegen zu solcher Zeit dieser Berg vielmehr der Frörer als der Brenner sollte benannt werden, erschröcken, so ist es aber hingegen bei der warmen Sommers Zeit wegen guten Lufts gar bequemlich hin und wieder zu passieren".

Der Verfasser dieser Beschreibung, welcher seinen Text zumeist dem um einige Meter niedriger liegenden benachbarten Bade, einer Halbtherme, widmet, weiß uns noch zu erzählen, daß dieses letztere „fast mitten auf dem Brennerberg liegt, an einem luftigen und sommerreichen Ort, also nahend der ordinari Landstraßen, daß alle Passagier füglich zu sehen seynd".

Alle diese Vorzüge leuchten den Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts geradeso ein wie den naiveren

Vorfahren am Anfange des achtzehnten. Man hört bereits alle Mundarten Deutschlands auf dem Brenner sprechen, und auch der Brite, dessen Anwesenheit (mögen seine übrigen Eigenschaften wie immer beurteilt werden) sicherlich stets als gutes Zeugnis für die landschaftliche und sonstige Ausstattung einer Örtlichkeit betrachtet werden kann, ist kein seltener Gast. Das Brennerhaus gehört zu den besuchtesten aller Höhenorte. In fünf Stunden wird der Fremde aus dem Münchener Bahnhof bis zu diesem Berghause hergeführt, neben welchem die Wasser zu verschiedenen Meeren eilen, von dem aus man fast auf ebenem Boden wie im Vennathal bis nahe zur Stirne eines leibhaftigen Gletschers hingehen kann, und auf diese Weise reichlich genug begnadigt ist, um es zu einer eigenartigen Stätte zu machen. Man kann geradezu sagen, daß die Stadt München mit diesem Sachverhältnis einen Treffer gemacht hat; denn mit einem solchen Vorteil sind die Naturfreunde und die Erholungsbedürftigen keiner anderen Stadt von gleicher Größe begünstigt. In diesen wenigen Stunden erhebt man sich nirgends vom Flachland aus auf solche Höhen, auf denen man von Angesicht zu Angesicht die schnee- und eisbedeckten Hochgipfel der Alpenwelt schauen kann.

Die Brennerhöhe ist, seitdem die günstige Bahnverbindung besteht, zum leicht- und gernbesuchten Erholungsort und ungezählten Menschen zur Wohlthat geworden.

Auch schon von Matrei aus kann man eine Höhe besteigen, auf welcher man zum Genusse einer schönen und weitausgedehnten Gebirgslandschaft gelangt. Man braucht sich dabei nicht in eine jener Klettereien, welche man als eine immer beliebter werdende Art des Muskelsports betrachten kann, einzulassen. Mit der Freude an der Natur hat diese Thätigkeit, der man so oft ein schön aussehendes, aber ganz unpassendes Gewand umgehängt hat, schon deshalb nichts zu schaffen, weil beim Klettern keine Muße bleibt, sich der Beschaulichkeit hinzu-

geben. Auch würde damit Zeit verloren, wodurch die ganze Leistung sich selbst in ein schiefes Licht stellen müßte. Wie es mit dem Wesen einer Thätigkeit bestellt ist, ersieht man am besten aus dem Bilde, welches Heroen derselben von ihr entwerfen. Und in dieser Beziehung genügt es vollkommen, wenn man in den diesem Zwecke gewidmeten Zeitschriften die Aufsätze sogenannter alpiner Berühmtheiten und Autoritäten nicht etwa liest — was zu viel verlangt wäre —, sondern überblickt.

Hie und da ist von Leuten, welche sich nicht eingehend genug mit dem Sachverhältnis beschäftigt haben, die verwunderte Frage aufgestellt worden, wie es sich denn zusammenreime, daß man in einer Zeit, der man Verrohung und ein immer stärkeres Zurücktreten der gemütlichen Regungen, nüchterne Selbstsucht und Abwendung von Gedankengängen, die sich nicht mit Schaden oder Nutzen befassen, immer mehr vorwerfen muß, so viel Menschen findet, die den Naturgenuß aufsuchen. Die Lösung dieser scheinbaren Antinomie ist leicht. Man muß antworten: dieses Aufsuchen ist oft auch danach. Wer wissen will, um was es sich dabei handelt, der lese in dieser oder jener „Fach"=Zeitschrift die Wortstreite, welche um die Eigenschaften irgend eines Berges oder einer Gebirgsgruppe geführt werden. Und damit genug.

Ich führe den Leser mitten in das Hochgebirge von Tirol hinein, wo allenthalben die Gipfel des mit Eis und Schnee bedeckten Hauptwalles unserer Alpen emporragen. Doch soll er mit Neigungswinkeln und Stufenhauen verschont und nirgends am Seil geführt werden. Dabei wird er aber mindestens gerade so viel von dem Reiche des Eises und der Wolken zu sehen bekommen, als derjenige, der sich in hartem Kampfe mit den Eigenschaften der Unterlage, auf die er seine Füße stellen muß, mitten in dem überschauten Gebiet abmartert.

Es gibt wenige Gegenden, welche für den von mir angedeuteten Zweck so geeignet sind, als die Umgebung des Brenner. Erstlich bringt den Ankömmling schon der Schienenweg ohne weiteres auf eine Höhe von mehr als tausend Metern, also auf eine angenehme Basis, von welcher Gänge in das höhere Gebirge hinauf angetreten werden können. Sie erspart dem Wanderer den verhältnismäßig lästigsten Teil eines Ganges, nämlich den, welchen er noch in der schwüleren Thalluft der niedrigeren Hänge zurücklegen muß, bevor er die Grenze des Gebietes frischerer Winde erreicht. Sodann hat die Spalte des Brenner den Vorzug, daß sie mitten darinnen steckt zwischen vereisten Gebirgen, hier der Dux-Zillerthaler-, dort der Stubai-Ötzthaler-Gruppe, und daß man überall Ferner sieht, wohin man auch in die Höhe steige.

Ich lade nun solche, denen es nicht gerade um die Exponenten h und m (hora et minuta) zu thun ist, die man hinter die Ziffern der Uhrstunden aufsetzt, um sportmäßig sein eigenes Gangwerk nach der Bedeutung eines Eisenbahnfahrplans mechanisch zu normieren, sondern die vielmehr Sinn für ein ganz unregelmäßiges Ankommen haben, sich einmal auf einen bemoosten Block hinsetzen, um dem Schaum eines Baches zuzuschauen, oder gern unter dem Schatten einer Wettertanne hervor betrachten, wie es drüben auf den grünen Matten neben einem Schneefleck so licht und goldig „sommert" — ich lade sie ein, mit mir von Matrei nach der Gnadenstätte der Waldrast emporzuschlendern, die unter der gleichnamigen Spitze auf einer waldumgrenzten Wiese mehr als fünftausend Fuß über dem Meere liegt.

Schon der Anfang dieses Weges ist anmutig, weil einer der angenehmsten Begleiter des Reisenden, schäumendes Wasser, ihm fortwährend treu zur Seite bleibt. Wer das Bett des jäh abfallenden Baches malen wollte, müßte nicht wenige Farben auf seine Palette auftragen. Denn der helle Bach

hat rote, graue, braune, weiße und gemischtfarbige Blöcke aus seinem Hochthal herabgerollt, als ob er uns zeigen wollte, daß dort hinten allerlei Gesteinsschichten übereinander liegen, Dachsteinkalk und Raibler Schichten, Hallstätter Schichten, Alluvium und Glimmerschiefer. Alles dies ist weiß überwallt, und wie die Wellen das Gestein fortwährend von seinem Orte rücken, so verweht ihr Rauschen auch das Gespräch der bergan Steigenden.

Die vom Bache herabgewetterten Trümmer, welche Denkmäler vielfacher Bewegungen in der Erdgeschichte sind, ebenso wie man aus Quadern oder Säulenbruchstücken, die irgendwo in einer öden Gegend herumliegen, auf längst vergangene Menschenschicksale schließen kann, erscheinen mitunter so nahe zusammengerückt, daß sich auf ihnen Fichten anzusiedeln vermochten, deren Wurzeln ringsum von einem unabläßig gezogenen Kranz des Schaumes umgeben werden. Am Morgen bewegen sich in diesem Wasserstaub auch die Ansätze zu Regenbogen, und aus dem einen, noch beschatteten, reichlich mit Tau durchnäßten Waldufer kommt Kühlung über die Wellen bis auf den von Sonnenlicht übergossenen Pfad herüber.

Nach und nach vergilt sich die Mühe unseres Ansteigens durch die Wahrnehmung, daß im Südosten immer ausgedehntere weiße Spitzen und Flächen heraufkommen. Dieses Ergebnis gehört zur Philosophie des Bergsteigens und deutet uns in sinnbildlicher Weise an, wie viel wunderbare Dinge man um so mehr zu sehen bekommt, auf einen je höheren Standpunkt man sich selbst erhebt. Während man, mühelos im Thale, auf der Eisenbahn oder auf der Straße hinfahrend, Wiesen und Fruchtäcker erblickt, gehen dort oben glänzende Dinge auf, welche in Vergleichung mit denen in der Tiefe eine unwandelbare Ewigkeit bedeuten. Die Kapellen der Kreuzwegstationen, welche in bestimmten Abständen für die Pilger zu dem Gnadenorte hier neben dem Bergpfad aufgestellt sind,

verstärken den Eindruck dieses Gleichnisses. Je mehr solcher Stationen, desto weiter der Umblick, und mit der letzten, der Grablegung, ist die Höhe erreicht.

Die Schatten sind jetzt, so viele Wochen nach der Höhe des Jahres, der Sonnenwende, schon länger. Die Alpenrosen haben abgeblüht; nur hie und da schauen ihre Kelche noch auf den Pfad herüber, wo sie von der lebendigen Bewegung des Wassers, das zu ihnen emporsprüht, frisch gehalten werden.

Mittlerweile nehmen wir mit Erstaunen wahr, daß wir in eine Landschaft hineingeraten, welche aus einem ganz anderen Teile der Alpen hieher übertragen worden zu sein scheint. Hier schaut es nicht mehr aus wie am Brenner und den meisten seiner Seitenthäler, wo die ältesten Gesteine der Erdrinde Berg und Thal zusammensetzen, sondern wir dünken uns etwa in die Berchtesgadener Ramsau, in die Gegend des St. Wolfganger oder Grundel-Sees versetzt. Die Kalkalpennatur umgibt uns da mit ihren grauen Steilwänden, ihren ausgewitterten Zacken, ihren Geröllzungen und Schuttkaren, ihren lustigen, hie und da von langästigen Lärchen oder Fichten überschatteten Almenböden. Der ganze Bergstock mit seinen Einbuchtungen ist eben eine Insel von hier über dem Schiefer zurückgelassenem Kalk. Nichts schärft mehr den Blick für die Eigentümlichkeiten in den verschiedenen Gruppen der Alpen, die mit der Verschiedenartigkeit des Gesteins zusammenhängen, als ein so jäher Übergang aus der einen Bildung in eine andere. Berg ist nicht gleich Berg, wenn ihm auch die gleiche Höhe zukommt. Es wäre Aufgabe der Reisehandbücher, auf derlei Charakteristik in der Physiognomie aufmerksam zu machen, wodurch solche Bücher um keine drei Blätter dicker würden.

Auch wäre hier eine schöne Gelegenheit gegeben, auf eine anziehende Erscheinung hinzuweisen, die sich so oft in

Kalk- und Kreidegebirgen der verschiedenartigen Perioden wiederholt. Wie im Karst oder in den Dolomiten kommt hier der Bergstrom, an dem wir in die Höhe gestiegen sind, urplötzlich als ein Ganzes aus einer steilen Schotterhalde heraus. Es ist der Abfluß all des Wassers, welches vom Himmel auf dieses Hochkar niederfällt, in einem einzigen jäh ausquellenden Bach.

Durch die Wölbungen der Lärchen auf diesem Almboden schauen mit blendendem Glanz die Ferner herein; der größte derselben ist der des Olperer in Dux. Leicht erkennt man, wenn auch tiefe Schichten Neuschnees das Eis überlagern, die Zerklüftung dieses letzteren an den breiten, graublauen Streifen mit freiem Auge. Neben diesem glänzen in nicht minderer Pracht der Riffler und die Gefrorene Wand.

Die Kuppe des Blaser, die unmittelbar von diesem Almenboden ansteigt, wird ihres Rundblickes wegen viel besucht, weil man von dort aus nicht bloß auf die östlichen, sondern auch auf die westlichen Ferner hinüberschauen kann. Es ist dort oben seinerzeit von einem der besten Kenner ein Wildgärtlein angelegt worden, welches der Pflege vieler Gewächse der Alpen diente — ein Beispiel, welches weit mehr Nachahmung verdiente, als die blöde Rücksichtslosigkeit, mit welcher der allerdings verschwindende Bruchteil der gebildeten Reisenden, der sich das Edelweiß nicht von schmierigen Hausierern kauft, dasselbe büschelweise abrauft, wenn er die schönen Sterne irgendwo antrifft. Aussäen sollte man diese Pflanze in den glanzvollen Einöden der Gipfel, nicht nach der Weise eines Rindergebisses abmähen. Johann Santner in Bozen schickt jedem solchen Samen, der ihn verlangt. Ich meine, es müßte für einen Wanderer, der irgendwo in einer schweigsamen, von Nebeln durchzogenen Hochwüste gegangen ist und dort, abseits vom Pfade zwischen irgendwelchen verwetterten Blöcken solchen Samen eingelegt hat, noch nach Jahren eine angenehme Em-

pfindung sein, sich an eine in solcher Weise zurückgelassene Spur der Dankbarkeit für die wundersame Mitgift, die er in Gestalt der Eindrücke des Hochgebirges mitgebracht hat, aus dem Getriebe des Alltagslebens heraus wieder zu erinnern.

Auch die weitere Umgebung zeichnet sich durch reichhaltigen Wuchs der Alpenkelche aus. Dort, wo die Eisenbahn zwischen Steinach und Stafflach den Siegreiter Bach überschreitet, öffnet sich das kleine Padaster-Thal, und drüben im Gschnitz zieht sich das Sandes-Thal gegen den Tribulaun hinauf. Das sind die beiden Thäler, aus welchen sich das Herbarium der Wiener Hochschule, wenn es deren bedarf, die schönsten Exemplare seiner Alpenpflanzen holt. Und gehen wir von den Pflanzen zu den Steinen über, so haben wir dort drüben, zwischen Steinach und Gries, das Nößlacher Jöchl, welches man in geologischer und mineralogischer Beziehung als ein Tirol im kleinen, als einen Auszug aus dem Berglande bezeichnet hat. Dort liegen noch Pflanzenreste aus der silurischen Periode, von welchen sonst im Berglande nirgendwo eine Spur zu finden ist.

Wenn wir nun weiter schreiten, sehen wir alsbald das rote Dach der Wallfahrtskirche zwischen den Fichten. Nebenan steht ein Gasthaus, welches wohl eine schöne Sommerfrische bietet. Denn wir sind hier fast schon 1700 Meter über dem Meere, und wir merken die Kühlung der Sommerluft alsbald, sowie wir die erwärmende Bewegung des Aufwärtssteigens einstellen.

Es war hier oben einmal ein Kloster, welches man in der josephinischen Zeit dem Verfall übergab. Die Mauern stehen noch. Die Anzahl der Wallfahrer ist nicht gering, die Legende, die nämliche, wie an so vielen anderen Orten, dagegen von dem bekannten Jesuiten Balde, der manchmal als Dichter aufgeführt wird, in einer lateinischen Ode besungen. Wie Winterlicht schaut der Schneeglanz der Ferner

durch die Fenster herein, und es ist eine große Ruhe dort oben im schweigenden Mittag, welche nur durch ein sanftes Schwirren in den Fichtenästen oder durch das Plätschern des Brunnens unterbrochen wird.

Es gibt viele, welche glauben, daß Religion, Poesie und Philosophie ein und die nämliche Sache seien und sich nur unterscheiden in der Form, in der Gewandung, in den Menschen, an welche sie sich wendet, oder auf welche sie einwirkt, im Gebrauche der Bilder, in der Zusammenstellung ihrer Ergebnisse oder ihres Inhalts. Eine Anschauung, welche diesen Satz aufstellt, wird besonders deutlich, wenn man die Beweggründe, welche zu irgend welcher Zeit, vielleicht schon vor der Einführung des Christentums, zur Anlage eines solchen Andachtsortes Veranlassung gaben, mit den Gedanken vergleicht, die sich an einer solchen Stätte auch desjenigen bemächtigen, welchem die Formulierung der Wallfahrtslegende nichts sagt. Wenn zwei oder drei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe, behauptet ein weiser Spruch. Man kann ihn aber auch in sein gerades Gegenteil umkehren, und auch dieses ist wahr, wie das meistens bei solchen Sprüchen eintrifft. Es können drei Leute nebeneinander heraufgehen, von denen der eine beten, der andere die Natur betrachten, der dritte Beobachtungen über die Aufeinanderfolge der Gebirgsschichten anstellen will -- und doch haben die Beweggründe, von denen diese drei Menschen heraufgeführt werden, mehr verwandte als gegensätzliche Seiten.

Man muß es aber nicht bei dieser Waldrast bewenden lassen, sondern noch etwa eine Stunde weiter hinauf auf die Hochfläche Gleins und zum Rinderberg steigen. Dies ist nicht nur deshalb notwendig, weil man dann auch die großen Firnfelder und vereisten Höhen von Stubai sieht, sondern vornehmlich deshalb, weil dort ein ebener Hochweg in solcher Länge sich hinzieht, wie ich auf gleicher Höhe (etwa 1900

Meter) kaum ähnliches gesehen habe. Auf einem solchen ebenen Wege in der Höhe, den man langsam dahinschlendert, genießt man die Berglüfte viel behaglicher, als etwa von einer Spitze aus, von welcher man ja nach kurzer Rast wieder in die Tiefe steigt.

Dieser Hochweg, der über einen kurzgrasigen Plan führt, welchen vereinzelte Bergerlen und Lärchen, dann viele Orchis- und Arnicablüten bedecken, bietet einen wunderschönen Gang. Zu beiden Seiten stehen die Ferner da, hier die Duxer mit dem Zillerthaler Hauptkamm, drüben der hohe weiße Wall, der Stubai vom Ötzthal trennt — und über den Brenner schauen der Wolfendorn und noch andere Höhen herüber. Von Innsbruck erblickt man noch ein Stück und über ihm die Höhen der Isar-Quellthäler. Die untersten Dörfer von Stubai sind wie ein winziges Spielzeug auf eine grüne Unterlage aufgeklebt. Zu diesem Spielzeug gehört auch die bekannte Stephansbrücke und der wie ein pfenniggroßes Smaltstück glänzende See an der Pension Kraft bei Matrei.

Auf solchem Gange nimmt man in einer Stunde mehr Zuversicht, Kraft und Lebensfreude ein, als man in Monaten wieder dahinschwinden fühlt. Wer in die Nähe kommt, versäume es nicht, den Weg abzuschreiten.

Als Hinweisung diene, daß man von der Waldrast weg bis zum Wirtshaus auf dem Schönberg an der alten Brennerstraße etwa drei Stunden zu gehen hat. Ein Begleiter ist nicht notwendig, weil weißrote Zeichen an Bäumen und Steinen den Einsamen sicher geleiten. In der letzten Stunde gelangt derselbe zu den höchsten über Stubai gelegenen Höfen, vor denen im Erntemonat, die Mohnkelche blühen — schier die einzige Blumenzier, welche diese einsiedlerischen Insassen des Gebirges erfreut. Sie bedeuten ihnen die glanzvolle Höhe des Jahres. Fallen diese buntfarbigen Blätter, so naht der stillere Herbst mit seinen Silberfäden.

Kennt einer meiner freundlichen Leser die wundersame Wirkung, welche das Blau des Himmels hervorbringt, wenn es durch die Zwischenräume der lichten Lärchbäume hindurch gesehen wird? Wer es nicht kennt, der steige auf einen solchen Almenboden. Wer es jedoch kennt, der wird mir, wie ich glaube, zugeben, daß die Zusammenstellung dieser Farben eine Art von sänftigender Stimmung erzeugt, wie es dem Zusammenspiel der schönsten Pinien, Lorbeeren und Cypressen unter dem hesperischen Firmament nicht gelingen will.

---

# V.

## Gossensaß.

### I.

Im vorigen Abschnitt ist gesagt worden, daß das Bächlein, welches vom Brenner gegen Gossensaß hinabläuft, früher der Brennerbach hieß.

Das aus Pflersch hervorbrechende Wasser dagegen nannte man den Fernerbach, und erst, wo unterhalb Gossensaß sich die beiden Bäche vereinigen, dort begann das Wasser den keltischen Namen Eisak zu führen. Der stärkere ist der Fernerbach. Doch mag es gut sein, daß ihm der Brennerbach sein Geschiebe zum größten Teil abnimmt, sonst würden die Menschen, die sich drinnen im Thale Pflersch an seinen Ufern angesiedelt haben, wohl noch mehr von aufgestauten Wassern zu leiden haben, als es schon so manchesmal geschehen ist — insbesondere im Mai 1821, dann in dem flutenreichen Jahre 1882.

Gossensaß, welches bekanntlich heute als „Gothensitz" bezeichnet wird, galt vor ungefähr 70 Jahren, da man noch nicht so germanistisch gelehrt war, als Göttersitz, weil man vermeinte, daß Gossen einmal Götzen bezeichnet habe. Von welcher Art diese Götzen gewesen sein sollen, wissen die Gelehrten freilich nicht zu sagen. In diesem Punkte teilen sie die Unwissenheit noch viel gelehrterer Forscher, welche nicht wissen, was sie mit den Völkern der Brennen und Isarken anstellen sollen, deren Gebiete gerade hier aneinander grenzen mochten.

An den Göttersitz gemahnt die silberne Pracht der Ferner, welche so oft aus Wolken heraus in das Thal herabglänzt. An den Gothensitz erinnert die Zärtlichkeit, mit

welcher die Gasthalter des Ortes heutzutage das Andenken germanischer Heldensage festhalten, wie uns beispielsweise der stattliche Wieland-Hof beweist, der nicht, wie etwa der Redwitz- oder Ibsenplatz, von denen der erstere nach einem Dichter, der zweite nach dem Gegenteil eines Dichters seinen Namen hat, nach zeitgemäßigen Größen, sondern nach dem sagenhaften Grobschmied, dem Sohne eines Riesen, getauft worden ist, den man hier an den sausenden Wassern des Brennerbaches seinen Hammer schwingen läßt.

Wenn jemand von Gängen erzählt, die er an diesen Stätten im unheimlichen Monat November unternommen hat, so darf das nicht in Verwunderung setzen. Denn das Thal Pflersch, welches sich da öffnet, gehört keineswegs zu den rauhen und kalten des Berglandes. Die Hänge gegen Norden sind ihm Deckung. Dazu liegt es am Südabsturz des Hauptwalles, offen gegen Mittag, verteidigt gegen die rauhesten Launen des Winterwetters.

Diese Gunst der Lage macht sich zu allen Jahreszeiten fühlbar. Denn, obwohl die Höhe der Thalsohle nicht viel hinter der des Salzburger Gaisberges zurücksteht, und die des Hohen Peissenberges um ein beträchtliches übertrifft, so stellen sich doch die Wärmeverhältnisse als gemäßigt heraus, wie man aus den Angaben der meteorologischen Station von Gossensaß zu entnehmen vermag. Es ist deshalb fast zum Verwundern, daß sich die Gewerbsthätigkeit noch nicht der aufstrebenden modernen Vorliebe für Winteraufenthalte auf Höhen bemächtigt und irgendwo an einer sonnigen Lehne hier den Grund zu einem tirolischen Davos gelegt hat.

Eine der vornehmsten Annehmlichkeiten dieser Gegend bilden die hohen Wege an den Berghalden, die oft auf weite Strecken hin plan und eben fortführen. Auf einen solchen gerät derjenige, der an der südöstlichen Ausmündung des Thales bis zur „Achen“ emporsteigt und sich dann in west-

licher Richtung der Öffnung des Thälchens Valming entgegenwendet.

Lassen wir auf diesen Pfad eine Novemberbeleuchtung fallen, so sehen wir am Redwitzplatz die Bäume, an welchen hie und da ein blauer Farbenklecks zur „schönen Aussicht" weist, mit leichtem Reif bestreut, der vor der steigenden Wärme bald dahinschwinden wird. An mancher Stelle ergießt sich eine Quelle über den beschatteten Boden hin. Die Rastbänke daneben, welche den träumerischen Sommergast anlockten, lassen uns um diese Jahreszeit ungerührt, und statt aus dem Fichtenschatten heraus nach den weißen Giebeln hinüberzuschwärmen, schreiten wir lieber bergan und freuen uns der ungehemmten Bewegung in der kühlen, harzigen Luft.

Wie überall, ist auch hier die Schatt-(Nieder- oder Röder-)Seite des Gebirges reicher an Quellen, als die dem Mittag entgegengeneigten Hänge. Allenthalben sprudeln Brunnen. An vielen Stellen versorgen dieselben sogar die Häuser, welche jenseits des Fernerbaches liegen. Da sieht man wie in Röhren das Quellwasser über die Wellen nach der Sonnenseite hinübergeleitet wird.

Zu den Reizen des Herbstes, welche vielleicht wenig genossen werden, gehört der Anblick eines von Sonnenschein durchdrungenen Lärchenwaldes unter wolkenlosem Himmel, wenn die ganze Nadelgewandung bereits den Goldschimmer der Hinfälligkeit angenommen hat. Ein solches Prachtstück thut sich dort oben am „Steckholz" auf.

Geht man von dort ein wenig gegen Osten vor, so erreicht man einen Vorsprung des Berghanges, welchen man mit dem Namen Vambérys bezeichnet hat. Der moderne Forscher des Ostens weilt gern unter den Fichten und schaut auf die Höhen hinüber oder auf die tiefe Straße hinab, über welche der alte hohe Turm von Straßberg aufragt. Die Welt, mit der sich seine Gedanken zumeist beschäftigen,

ist von der unserigen auch nicht mehr verschieden, als die Tage und Meinungen auseinander liegen zwischen damals, wo die Fallbrücken von Straßberg gebaut wurden, und denen, in welchen dort unten die menschliche Hand den Eisakfluß aus seinem Bette hinauswarf und ihm einen schwarzen Gang durch den Berg hindurchbohrte, damit das Schienengeleise ins eroberte Bett gelegt werden konnte.

An den steilen Berghängen, an welchen man da herumgeht, gibt es mancherlei menschliche Hantierungen, von welchen sich die Insassen sanfter Thäler oder Niederungen nichts träumen lassen. Da ist beispielsweise das „Erdschinden“, welches besonders zu einer Zeit betrieben wird, zu welcher die Feldarbeit ruht. Das Erdschinden bezweckt, jene Pflanzenerde wieder bergaufwärts zu bringen, welche durch die Thätigkeit der himmlischen Wasser nach und nach vom fruchtbaren Boden weg über die abschüssigen Hänge in die Tiefe gespült worden ist. Es ist dies ein eigentümliches Verfahren, um die bekannte Hobelarbeit der Natur, mit welcher sie die Höhen abzutragen sucht, zu Gunsten des Menschen auszubessern oder zu durchkreuzen. Manchmal wird sie durch Mithilfe von Tieren besorgt, manchmal aber auch von Menschen allein. Dann werden zwei junge Männer je an einem Ende eines langen Strickes angebunden, der oben am Berghang über die Rolle eines beweglicheu Zuges läuft — und zwar mitten um den Leib. Jeder füllt seinen Korb mit der herabgeschwemmten Erde an. Nun trägt ihn der eine zuerst frei hinauf. Oben leert er ihn aus. Dann geht er mit demselben geraden Weges herab, wodurch er seinen Gefährten in die Höhe zerren hilft, welcher alsdann das gleiche Spiel mit ihm wiederholt.

Von der „Achen“ aus geht ein Waldweg bis zur Alpe Valming. Es ist ein schöner und bequemer Waldpfad, welcher da in einer Höhe von etwa 400 Meter über der Thalsohle durch den

Bergforst gebrochen ist. Billig staunt man darüber, wie die Anwohner des Berges dazu gekommen sein mochten, auf eine so weite Strecke hin für spätere Geschlechter der Sommerfrischler eine derartige Straße anzulegen. In Tirol gibt es kaum etwas, was mit diesem hohen „Flanerweg" verglichen werden kann. Durch die Waldwipfel hindurch erscheinen die Gletscher erst von dieser Höhe aus betrachtet in ihrer wirklichen Größe — eine sinnbildliche Bestätigung des Satzes, daß Hohes nur von einem hohen Standorte aus abgeschätzt werden kann.

Die Bequemlichkeit des Weges wird begreiflich, wenn man erfährt, daß derselbe einstmals als Knappenweg angelegt wurde, auf welchem die Bergleute ihre Erzstufen aus dem Thale Valming hinaus gegen Sterzing brachten, wo der silberhaltige Bleiglanz von Händlern in Empfang genommen wurde. Über diese luftige Höhe hin zogen sie, was sie den Eingeweiden der Erde entnommen hatten.

Wie von diesem Gange, über welchen die Wolken des Herbsthimmels hinziehen, durch die Zwischenräume der grünen Wipfel und zwischen den sich jagenden Nebeln hindurch oft ein Fernblick gewonnen wird auf die gleißenden Gletscher, welche das Thal umranden, so schwingt sich die Einbildungskraft vom Boden dieses Weges zum Silberglanze der Vergangenheit. Ich habe eine alte Karte von Burglechner aus dem 17. Jahrhundert gesehen, auf welcher derselbe dort, wo er das Thal „Phlers" gezeichnet hat, einen Knappen anbringt, welcher einen Karren vor sich herschiebt. Dadurch erscheint das ganze Thal schier in einen Weg, wie dieser, verwandelt.

So weit da unser Blick reicht und darüber hinaus, auf beiden Seiten des Thales bis zum Eis hin, zogen sich die Silbergruben in den Berg hinein. Mehr als dreihundert Knappen förderten die wertvollen Erze, und es ist aus den Überlieferungen des Pflerscher Thales wohl bekannt, daß die

Dirnen, die sich auf ihren Vorteil verstanden, lieber einen Knappen zum Manne nahmen, als einen Bauern. Muß es doch ein lustiges Leben gewesen sein, wenn die Bergmannschaft zu Zeiten mit Trommeln und Pfeifen, mit Sang und Klang hinauszog gegen Gossensaß. Noch keine zwei Jahrhunderte ist es her, daß von der Knappschaft die Kirche zum heiligen Antonius in Pflersch erbaut wurde, und wo sie neben den Altar den Heiligen hinstellte, der einen Hammer in der einen und eine Erzstufe in der anderen Hand hält. Noch kein Jahrhundert ist es her, daß auf der Alpe Tuffein noch das Hutmannshaus stand, und die Überreste von Knappenstuben findet man noch heute bis zum Ferner hinauf. Und wenn wir da durch die Bäume zur Nordseite des Thales hinabschauen, so taucht uns in der Tiefe zwischen den kahlen Eschen des Hanges die „Silbergasse" auf, ganz nahe bei Gossensaß, wo sich so gern die Gäste ergehen, wenn sie auf dem Waldsteig zum „Gschnitzer" pilgern.

Während wir oben auf unserem Wege, der auch eine „Silbergasse" ist, weiter gegen Westen pilgern, fallen uns von den Zinnen, die zum Teil auf Wolken zu schwimmen scheinen, vornehmlich zwei Erhebungen auf, die der „Feuersteine", um welche das Eis lagert, und die des Tribulaun. Was die ersteren anbelangt, so werden sie schon von alten Karten „in die Höl" versetzt, wobei es unentschieden bleiben mag, ob wir hiebei an eine Grotte, die irgendwo sich im Felsgestein aufthut, oder an die brennende Hölle denken müssen, in welch letztere die roten Feuersteine sich gut einfügten. Über der „Höl" dehnt sich bei den alten Kartenzeichnern „Der Groß Verner" aus, hinter dem aus Ridnaun „Glacies continua et perpetua" hervorschaut. Der alte Anich aber hat es dem Bädeker, der, was er hervorhebt, mit einem Stern bezeichnet, zuvorgethan, indem er auf die Spitze der ungeheuren Kalkpyramide des Tribulaun einen

breiten Stern aufsetzte. Dieser, wenn er über einem Berge erscheint, bedeutet, daß derselbe den höchsten beizuzählen ist im Lande. Er gilt den Pflerschern als Wetterzeichen. Zieht er seine Haube ab und blaut es hinter ihm auf, so geht ein schöner Tag ins Land. Verwunderlicher vielleicht kommt uns sein Nachbar, die Weißspitze, vor. Da ist das ganze Fußgestell weit hinauf, bis dahin, wo sich der Kegel schon schmal zuzuspitzen beginnt, ein dunkles Felsgestein, Thonschiefer. Dann kommt ein Band oder ein Gang, der sich rund herumzieht, und von ihm aus aufwärts ist das Gestein weiß wie Schnee.

Schaut man den Tribulaun an, so erblickt man auf seiner Westseite tief unten an einer schier lotrecht abfallenden Steinwand eine hohe, geräumige Einhöhlung. Es scheint, als ob es noch niemandem gelungen wäre, zu ihr hinaufzuklettern. Denn in diesem Falle müßte die Frage gelöst sein, welche sich die Thalbewohner vorlegen: ob die Höhlung von den Knappen ausgebrochen worden sein mag oder ob die Wetter der Jahrtausende das Gestein abgelöst haben. An anderen Stellen haben die letzteren dergleichen wohl gethan. Denn es ist wohl mehr als eine inhaltlose Volksüberlieferung, wenn behauptet wird, daß der Block, auf welchem Kirche, Pfarrhaus und Schule von Pflersch stehen, seinerzeit einmal vom Tribulaun herabgekollert wäre.

Wer in diese weiße Welt schaut, der macht sich wohl den einen und anderen Gedanken darüber, was hinter den Bergen sein muß. Wir stehen ja selbst auf bedeutender Höhe, manche Wolkenbank flimmert im milden Lichte der Spätherbstsonne unter uns, und um so leichter schwingen wir uns in der Vorstellung über das Thal hinüber, etwa zum Wildalpsee auf der Gschnitzer Thalseite, den eine große Steinlawine in zwei Becken zerteilte, oder zum meergrünen Absturz des Feuerstein-Ferners selbst, wie man ihn unsern

der Magdeburger Hütte sieht, ganz und gar mit der anprallenden Brandung einer Weltmeerwoge zu vergleichen, wenn sie urplötzlich zum Stillstand gebracht wäre. Dort drüben trennen Kreuzjoch und Hohes Thor Obernberg von Gschnitz. Zur Lapones-Alm aber müßte ein rüstiger Steiger gleich vom Wasserfall der Hölle aus über den eisigen Sonnensee auf dem Pfade zwischen dem Pflerscher Pinkel und dem Goldkappel leicht hinüberkommen. Diejenigen, welche weiter unten einen der bequemen niedrigen Übergänge nach Obernberg unternehmen, sehen wenigstens die weißen Zillerthaler Ferner. Einen ganzen Tag aber über Eis müßte derjenige gehen, der es sich beikommen ließe, von der Magdeburger Hütte aus am wilden Freiger vorüber, dann zwischen dem Zuckerhütel und der Sonklarspitze hindurch ins Windacher Thal hinüberzusteigen, welches ein Seitenthal des Ötzthales ist. Wahrscheinlich wird diese Wanderung durch die Eiswelt in Zukunft dem Pflerscher Thale, von welchem aus sie angetreten werden kann, zu großem Glanz verhelfen. Man wird alsdann von der Magdeburger Hütte und ihren Umgebungen als von den Grands Mulets der Tiroler Eiswelt sprechen.

Doch wenden wir unseren Blick von der Weite ab und schauen uns in der Nähe dieses Waldweges um. Hie und da rauscht, von den seltenen Schritten eines Wanderers aufgeschreckt, der Flügelschlag eines Spielhahns unter den Fichtenwipfeln über den Boden hin, auf welchen sich mehr und mehr Schneefelder auszubreiten beginnen, je weiter wir in der Alpenregion fortschreiten. Der Nadelwald ist in leidlichem Zustande, wenn auch vielleicht Mancher, der sich an die Forste anderer Hochgebirge erinnert, denselben lieber etwas dichter sehen möchte. Mit dem Wild dagegen scheint es stark auf die Neige gegangen zu sein, wenn man Aufschreibungen vergleicht, die noch vom Anfange dieses Jahrhunderts herrühren.

Damals muß es außer dem Spielwild, Hasel- und Schneehühner, auch Rehe in Menge gegeben haben. Auch Hirsche waren einmal viele in Pflersch, und die hohe Obrigkeit hatte sogar die Gewogenheit, den Bauern zu gestatten, daß sie dieselben von ihren Feldern wegschießen konnten, wenn sie den Saaten verderblich wurden. Im übrigen wird es wohl, wenn man die Dürftigkeit des Wildstandes anschaut, in früheren Zeiten mit dem Jagdschutz nicht sonderlich bestellt gewesen sein. Nicht bloß von den Waffen, sondern auch von Schlingen und anderem Hinterhalt war das Leben der Waldinsassen bedroht. Insbesondere hat man es immer verstanden, Steinfallen aufzustellen, das heißt Steinplatten, welche durch wenige Hölzchen gestützt waren. Diese brachte man in engen Gräben an. Lief ein Schnee- oder Haselhuhn darunter durch, so wurde es erschlagen.

Bei unserem Gange durch den Bergwald kommt auch derjenige nicht zu kurz, der sich nach Steinen umschaut. Bäche haben hie und da sich einen Graben aufgerissen und damit eine Schürfarbeit verrichtet, mit welcher sie vielfarbige Marmorstücke, derbe braune Bleiblende, manchmal ein Stück Turmalin und Anderes zu Tage fördern. Was den Marmor anbelangt, so sind diese Berghalden eine Fundstätte für Bildhauer und Baukünstler, eine unaufgeschlossene und fast unbekannte Fundgrube. Vor Jahren noch (ob jetzt, weiß ich nicht) konnte man an der vorderen Seite des Küchenherdes im Pfarrhause zu Pflersch ein Musterstück des schönen schwarzen, weiß geaderten Marmors sehen.

Tiefe Waldeinsamkeit. Allenthalben Stille, nur wenig unterbrochen vom Gesumme der Bäche. Hie und da gemahnt uns ein Trümmerhaufen erratischen Geschiebes an die Gewalten der Eiszeit, manchmal hören wir den dumpfen Aufschlag eines Stammes, der unter der Axt fällt oder das scharrende Geräusch, das von der Hantierung eines Pech-

suchers ausgeht. Die roten Zeichen auf den grauen Rinden bedeuten den Weg zur Valmingalpe. Dort, wo ein steilerer Pfad mit gelben Marken heraufkommt, geht es wieder ins Pflerschthal hinab. Das sind Anzeichen von der berechnenden Thätigkeit der Menschen, die sich bis da hinauf verstiegen hat. Von einem anderen Gebiete menschlichen Trachtens aber gibt uns eine Holztafel Kunde, die am Fichtenstamm befestigt ist. Dort sieht man in verwitterten Farben das Blut des am Kreuze hängenden Heilandes als vielstrahligen Brunnen in die Flammen des Fegfeuers hinabrinnen, wo es von den entzückten Gepeinigten unter Freudenbezeigungen aufgefangen wird.

Wenn wir auf diesem Pfade durch den Hochwald hinabsteigen, lassen wir die rauhen Lüfte und Schneefelder des Spätherbsttages bald hinter uns zurück. Wir kommen wieder zur Thalsohle, wo die Schafe weiden und noch manche verspätete Blume an den vergangenen Sommer mahnt. Im Westen aber, dort im silberhellen Gebiete, lagert der Winter, der bald über das ganze Bergland herabsteigen wird. Dort ist sein Sitz, und man könnte ihn einen unzerstörbaren nennen, wenn es in diesen Welträumen überhaupt etwas gäbe, was der Zerstörung oder Umgestaltung zu entfliehen vermöchte.

## II.

Auch ohne Veranlagung zur Empfindsamkeit verspürt man das eine und andere Mal eine fast unerquickliche Regung, wenn man durch gewisse Veränderungen in den Naturschaustücken auf die Flüchtigkeit der Zeit aufmerksam gemacht wird. Die Einbildungskraft greift oft, um das Unbehagen zu steigern, voraus. Wer im Frühsommer sein Haus verläßt, um die herkömmlichen Monate auf Reisen zuzubringen,

mag sich vorstellen, daß er die Edelkastanien seines Gartens, die jetzt in goldgelber Pracht ihrer Blütenstrahlenbündel dastehen, erst wieder zu sehen bekommt, wenn sich die Wipfel gelichtet haben und die stacheligen Früchte zwischen den welken Blättern hängen. Jemand, der im Juni an einem Teich vorübergeht, auf welchem die weißen Seelilien schwimmen, denkt an den Herbsttag, an welchem ihn sein Weg wieder da vorüberführen und ihm nicht eine Spur der anmutigen Wasserkinder mehr zeigen wird.

Bei der Ausfahrt sieht der Sommerwanderer im Hausgärtchen die blutroten Nelken und hat dabei die bräunlich verschrumpften Kapseln vor Augen, die er bei der Heimkehr finden wird. Oft denkt er während seiner Abwesenheit an solchen Wandel der Dinge, der sich in der vertrauten Umgebung seines Heims vollzieht, während er in der gleichgiltigen Fremde oft ohne inneres Behagen sich eine Örtlichkeit nach der anderen vor die Augen rückt.

Am wenigsten wird vielleicht derjenige von Mahnern an die gewohnten Einzelheiten des Alltagslebens, das er zu Hause zurückgelassen hat, heimgesucht, der seine Sommerfrische in einem Hochthal genommen hat, aus dessen Hintergrunde ihm über die Tannen her das Eis der Gletscher in seine Stube schaut. Da sich in seinem Gesichtskreis wenig oder nichts zu verändern scheint, so tritt ihm auch seltener der Gedanke an die Umwandlungen nahe, die sich während der Zeit seines arbeitsamen Stilllebens in der Welt abspielen. Wenig anders, als es bei seiner Ankunft dort oben ausgesehen hat, gestaltet sich der Ausblick, wenn ihn der Kalender an die Wiederaufnahme seiner Berufslasten mahnt.

Dann und wann bricht freilich die Wärme des Sommers, der ungesehen auch dort oben einkehrt, ein schwarzes Thor in irgend einen der Lawinenüberreste, die sich von den nackten Hängen zum Gletscher hinabziehen. Manchmal überstreut

ein Gestöber das graue Eis. Allgemach tritt der eine oder der andere Block aus den Firnfeldern hervor, verschwindet auf Tage unter neuer Flockendecke, dunkelt wieder auf, bis er endlich wieder ständig so unsichtbar wird, wie er es am Anfange gewesen war. Statt der lebendigen Gestalten mit festen Umrissen treiben sich dort Dunsthaufen herum, welche nicht selten zur Erhöhung der Schönheit ihrer Umgebung beitragen. Denn nach der Erfahrung, daß lichte Flächen heller aufzuleuchten scheinen, wenn sich ein dunkler Körper über sie hinbewegt, sieht unser Auge das Gletscherfeld in höherem Glanze, wenn sich bräuende Ballen darüber legen. So geht es Monate lang fort, und nichts Anderes bewegt sich in dieser ebenso glanzvollen als starren Welt.

Dies ist der Gesichtskreis, der sich dem Sommerfrischler darbietet, welcher zu Gossensaß oder überhaupt im Pflerschthal sich in ein Zimmer eingemietet hat, welches gegen Westen schaut. Mancher meint vielleicht, ein solches Gegenüber möge zwar großartig sein, müsse aber nach einiger Angewöhnung unfehlbar höchst eintönig wirken. Ich halte eine solche Meinung für einen Irrtum. Der Lebensgenuß wird überall mehr gesteigert, wo der äußere Schauplatz das Spiel der Einbildungskraft begünstigt, als dort, wo Buntheit und Fülle der letzteren ihr wenig Raum zur Thätigkeit überlassen. Der erwachsene Mensch gleicht in diesem Stücke ein wenig dem Kinde. Wenn dieses auch anfänglich an einem der gewohnten Wirklichkeit recht treu nachgeahmten Spielzeug, einer menschenähnlichen Puppe oder an einem genau gearbeiteten Schiffsmodell große Freude hat, so wird es doch bald wieder nach dem unförmlichen Klotze oder dem groben Rindenkahne greifen, und zwar deshalb, weil es bei jenen anderen Gegenständen nichts dazu zu thun oder dazu zu denken hat, während es von der Ausstattung dieser letzteren zu seinem Behagen beschäftigt wird. So werden für die

beschauliche Stimmung des Erwachsenen jene unveränderlichen Höhen zu elysäischen Gefilden, die er je nach der eigenen Stimmung oder nach der Beleuchtung des Tages mit allerlei erträumten Gestaltungen bevölkert.

Gerade die Abwesenheit alles Menschlichen und Gewöhnlichen, die Absonderlichkeit des Luftkreises dort oben, das fremdartige Licht und manches andere reizen die Einbildungskraft in ähnlicher Weise, wie sie sich gern dazu hergibt, mit Geschöpfen zu spielen, welche sie sich auf einem Weltkörper denkt, dessen Boden und Himmel mit dem unserigen wenig Ähnlichkeit haben.

Man sagt zwar, der ewige Winter herrsche dort oben. Dies ist aber nicht richtig, weil man sich eine, wenn auch in Eis und Schnee vergrabene, Gegend doch nicht als eine winterliche vorstellen kann, wenn die Julisonne über ihr leuchtet. Es verspüren dies auch die Augen jener Menschen, welche zeitweilig in das weiße Land vordringen. Ein Gang über Schneefelder unter der Sonne eines lichten Januartages würde ihnen nichts anhaben. Sie werden aber schlimm gereizt, geblendet und beleidigt, wenn sie sich dort hineinwagen. Der Gesichtssinn ist auf solche Lichtfülle nicht eingestellt. Man wandelt deshalb dort, wenn man die Augen nicht schützt, ebensowenig ungestraft über die Frostdecke, als im heißen Lande unter Palmen.

Wer von unten aus hinaufschaut, dem entgehen freilich viele dieser Dinge. Dafür gibt ihm aber doch das eine und andere Schaustück in der Tiefe Kunde von dem, was dort vorgeht. Er braucht nur zu zwei verschiedenen Stunden des Tages, des Morgens und gegen Abend, einen Gang zu dem Bache zu machen, welcher aus einem kobaltblauen Thorbogen hoch oben herabkommt. Des Morgens findet er ein schmächtiges Wässerlein, krystallklar. Wenn sich die

Sonne neigt, sieht er einen angeschwollenen, rücksichtslosen Fluß, der aber getrübt ist von allerlei Erdschlamm.

Vielleicht fällt ihm bei diesem Anblick die sinnbildliche Beziehung des Menschen in seiner Jugend und in den Jahren ein, in welchen die Hitze des Daseins über ihn hingegangen ist.

Es ist reizvoll, mit dem Fernrohre winzige Einzelheiten in einem Gebiete zu betrachten, welches zum Teil schwer, zum Teil auch gar nicht, zugänglich ist. Von den wenigen Veränderungen, die darin vorkommen, wird keine von Menschenhand bewirkt.

Auch in der Tiefe ist nur ein geringer Wandel im Aussehen dieser Hochthäler. Es fehlen die Schachbrettfelder der keimenden und reifenden Saat an den Hängen, der von Erlen umsäumten Wiesen, welche sich mit den Jahreszeiten bald mit dieser, bald mit jener Farbe überziehen. Unveränderlich decken die Fichten jene Neigungen, welche nicht von Felsabstürzen oder Geröllströmen unterbrochen werden. Der Kuckuck zieht fort, wenn er in der Thalsohle die Garben binden sieht.

Verlassen wir den Rahmen des Fensters und gehen hinaus in den von Quellen durchrieselten Wald, so wird es uns bald einleuchten, warum alljährlich die Häuser und Häuslein des alten Knappendörfchens bis auf den letzten Winkel von Pilgern ausgefüllt werden, die sich vor dem nordischen Sommer über den Brenner hinüber hieher in den Süden flüchten. Durch Wegtafeln und Anweisungen ist dafür gesorgt, daß die Naturbewunderer sich auf wenigen Plätzen zusammenfinden, um den anderen, wenigen, welche sich nach eigenen Heften in den Lüften des Hochthales ergehen, den Rand der klaren Bäche und die moosigen Steige durch die Bergeinsamkeit zu überlassen.

Derjenige, welcher an einem schönen Sommertage durch das Pflerscher Thal geht, mag wohl eine Empfindung haben,

ähnlich derjenigen, die sich des Menschen bemächtigt, wenn er aus einer behaglichen Stube dem Schneetreiben zuschaut. So fühlt sich der Sommergast hier im toten Winkel gegen die Pfeile des Tagesgestirns, unter denen die Völker ächzen, wie es ihm tagtäglich die Zeitungen erzählen.

Die Unveränderlichkeit, in welcher, wie alle hohen Dinge, die entrückte Eiswelt prangt, bezieht sich auf ihre Wesenheit, auf die Dauer durch die Jahre hindurch, aber nicht auf den Schein, in welchem sie sich während der Stunden der Tageszeiten enthüllt. Mit diesem Maße gemessen, ist das Kaleidoskop fortwährend in Bewegung. Bald schwimmt der Kalkaufsatz der Weißspitze, wie der irrende Block auf einem treibenden Eisfeld, mit den Wolken scheinbar jenen fernen Kalkgebirgen entgegen, mit denen er einst als Schlammbank auf dem trüben Grunde eines verschwundenen Urmeeres zusammenhing. Bald zieht sich in den dort oben treibenden Nebeln ein brennroter Kern zusammen — es sind die „Feuersteine“, welche hier eine wunderliche Laune der Natur neben dem Eis aufgerichtet hat, dessen Bewegung ihre Mulden ausscheuert. Zinkfarbig schauen die vom Schnee entblößten Steilhänge des Gletschers, in wild verwirrten Reihen durcheinander gestellt, bald ganz unverhüllt herab, bald verschwinden sie in einem einzigen Augenblick, oder die Wolkenballen verstopfen ihr Geklüfte.

Vielfach gefeiert in gebundener und ungebundener Rede ist die Gaststätte von Inner-Pflersch, das Haus des Geistlichen, wo nach Tiroler Art die „Häuserin“ als Wirtin waltet. Wenige bewohnte Örtlichkeiten im Lande können sich an Hoheit der Umrandung mit dieser vergleichen. Viele hundert Meter hoch stürzen aus den Falten des Tribulaun die Wasser herab, schleierartig längs der Wände verlängert — schlimme Lintwürmer, von deren Treiben die Fortsetzung,

mit der sie sich im Thale weiterringeln, nämlich die langgezogenen Schutthaufen, Zeugnis gibt.

Der Herr Curat ist wohl der einzige Mann seines Standes, welcher es den Leuten nicht wehrt, wenn sie in die Hölle kommen wollen. Um ein Mißverständnis zu verhüten, sei gleich beigefügt, daß unter der „Hölle“ ein durchstäubter Tobel zu verstehen ist, in welchen der Pflerschbach in breiter Umbiegung hineinfällt, ein Wanderziel für nicht wenige, die ins Hochthal kommen.

Gerade hinter der letzten und höchsten Ansiedelung des Thales, hinter dem Weiler Stein, stürzt er herunter. Bevor man zu ihm hinkommt, sieht man schon seit zwei Jahren das enge, tiefe Felsenbett, in welchem er sich nach seinem Sturze wieder sammelt, von schwarzbraunem Grunde zugedeckt. Das Schwarzbraune ist Erde, welche einst die Lawine mit sich hinabgerissen, und unter dieser Erde ist die Lawine selbst, zusammengedrückter, aufgetauter, zusammengefrorener, von unten durch die Wasser angenagter Schnee, ein Tunnelgletscher über dem Bach. Es kann viele Jahre dauern, bis Sonne und Wasser mit diesem „toten Ferner“ fertig werden.

Da sich der Zwischenraum zwischen der Umbiegung des Baches, wo er abfällt, und dem hohen Gletscher im Hintergrunde für den unten Stehenden so verkürzt und verjüngt, daß dieser Zwischenraum für denselben fast verschwindet, so erscheint es dem Beobachter, als ob der Bach unmittelbar aus den silbernen Behältern herausquelle. Wer ihn am Morgen betrachtet, sieht im Sonnenschein Regenbogen im Wasserrauch der Hölle.

Es mag sein, daß der letzte scharfe Anstieg zu diesem Schaustück den Wanderer warm gemacht hat, wenn die Sommersonne über dem Thale scheint. Daß die Luft aber nicht recht durchwärmt ist, vielmehr ein kalter Hauch aus-

geht von der Wasserhölle und vom Gletscher, das verspürt er alsbald, wenn die Sonne nur für einen Augenblick von einer vorüberziehenden Wolke verdeckt wird. Das ist der Hauch der richtigen Sommerfrische.

In ihm bewegen sich längs der Wasseradern, die von den Seiten her dem Sturze zueilen, die goldenen Rispen der Spiräa Aruncus. Neben ihm zittern die veilchenroten Turbane des Lilium Martagon auf den Bergwiesen. In ihm rührt sich das Kornfeld, welches, der sonnigen Lage zuliebe, wie ein grünes Rundkäppchen den Scheitel eines alten Moränenhügels bedeckt. In ihm rühren sich unsere Lebensgeister selbst, welche in diesem Strome, der über die von den Sonnenstrahlen befreiten Wasser hinfließt, Zwiesprache mit den ewigen Gewalten pflegen.

Wie es allen unseren Eisbergen ergangen ist, so auch dem Feuersteingletscher. Er ist lange nicht mehr so breit und tief, als er einmal war, und sein Aussehen ist das eines zerstörten Eisbollwerkes, dessen innerste Höhenburg stehen geblieben ist, während die äußeren Umfassungen und Burgställe der Zerstörung der Feinde, der Luft und der Sonne, zum Opfer gefallen sind. Wie weit er früher hinauf und hinab reichte, das sieht man an den Muldenwänden, deren feuerrotes Gestein blank ausgerieben ist. Der Wanderer, der an dem schillernden Ungetüm seine Freude hat, wird das beklagen, der Hintersteiner Bauer aber möchte ihn lieber ganz verschwinden sehen, denn die Luft ist um so viel milder geworden, je weiter sich das Eis auf dem Berge zurückzog. Vor wenigen Menschenaltern noch konnte er dort am Rande der Hölle nur Gerste pflanzen, jetzt aber gedeihen ihm die Korn- und Weizenfelder.

Der Hintersteiner ist der letzte Ansiedler des Hochthales. Vor Zeiten, als die Pflerscher Leute noch nach Gossensaß in die Kirche gehen mußten, weil sie keine eigene

hatten, wurde mit dem Beginn der heiligen Christmesse gewartet, bis der Hintersteiner zur Stelle war, welcher dann als Opfer einen Laib Butter auf den Altar niederlegte. Wenn der da sein kann, hieß es, welcher zu oberst im Thale beim Ferner wohnt, dann brauchen wir auch auf die anderen nicht mehr zu warten.

Nördlich von diesem Gletscher liegt der Stubenferner. Er hat seinen Namen von einer alten, jetzt verschwundenen Knappenstube. Unweit des Ortes, an welchem sich diese befunden haben mag, hat man für die Bergbewunderer, die jetzt den Gossensassern so viel Silber bringen, als früher ihre alten Stollen, die Magdeburger Hütte aufgerichtet, ein alpines Schutzhaus.

Da ich diese Hütte erwähne, so richte ich an die Leser aus jenen Kreisen der Bergfreunde, die in solchen Dingen etwas vermögen und dareinzureden haben, eine Mahnung und Bitte.

Wer von der Magdeburger Hütte ausgeht, kann über die Eisfelder hinweg nach einem sehr langen und ermüdenden Tagesgange Sölden im Ötzthale binnen zwölf oder vierzehn Stunden erreichen. Es ist das die längste und großartigste Gletscherwanderung, welche überhaupt in Tirol möglich ist. Man geht über die obersten Hänge des Übelthalferners, dann fort über ebene Eisböden, kommt am Wilden Freiger und an der Sonklarspitze vorüber und steigt in das Windachthal ab. Daß solches möglich ist, hat eine Gesellschaft von Führern bewiesen, welche vor einigen Jahren diesen Gang an einem Oktobertage durchgeführt hat. Es wäre aber thunlich, eine Veranstaltung zu treffen, durch welche man das Tagewerk bedeutend abkürzte und für solche erleichterte, die nicht so viel Unternehmungslust ein- und Kraft zuzusetzen haben. Man müßte eine Hütte an den obersten Hängen des Windachthales erbauen. Noch besser wäre es, eine solche unge-

fähr auf der Hälfte des Weges, nämlich auf den Felshängen des Becher, aufzurichten, der als Insel aus den weiten Eisgefilden emporstarrt. Bei dieser würde sich der Weg, der aus der Teplitzer Hütte im Ridnaun heraufführt, mit diesem Wolkenpfade vereinigen. Geschieht das, so wird der Gang auf zwei leichte Tagesleistungen verteilt, und viele können alsdann Schaustücke genießen, welche in diesem Erdteile ihresgleichen suchen.

---

## III.

Es ist schon oft gesagt worden, daß keine Wunder mehr geschehen. Nichts kann falscher sein, als eine solche Behauptung. Wenn man unter Wunder ein Ereignis oder einen Vorgang versteht, bei welchem man den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirklichkeit nicht begreift, so kann man täglich mehr Wunder erleben, als sogenannte natürliche Ereignisse.

Geradeso wie mit den Wundern, verhält es sich mit allerlei Überlieferungen und Aufschreibungen. Kein Mensch glaubt, daß es heute noch Einsiedler gibt, welche die sonderbarsten Dinge zu Papier bringen. Spricht man von einem Sämund, dem Gelehrten, welcher die alten Lieder seines Volkes zusammenstellte, oder irgend einem ostgothischen oder burgundischen Schreiber, der sich ein Heldenbuch anlegte, so findet man das ganz und gar für selbstverständlich. Daß aber heute jemand gleich wunderliche Geschichten, wie die von Alpharts Tod, von Krimhilds Rosengarten oder vom Kampf des Riesen Sigenot aufzeichnen wollte, das würde kein Mensch fassen. Und dennoch sind die Welt und die Menschen der Hauptsache nach die gleichen geblieben. Niemandem fällt ein, sich darüber zu verwundern, daß einst in einer dunklen Hütte des Nordens ein Mann saß, welcher Wölundarquidha niederschrieb, das Lied von Wieland, dem Schmiede. Und es ist

auch am Ende nichts Besonderes daran, daß es einer unter-nimmt, für sich oder andere anzumerken, was er von merk-würdigen Männern vernommen hat.

So gut man also die alten Abenteuer Wielands des Schmiedes liest, so gut kann man auch der Fortsetzung derselben einige Aufmerksamkeit zuwenden. Es hat sie ein Mann der Ver-gessenheit entrückt, der ähnlich wie jener Chronist in den finsteren Thälern Norwegens, ein einsames Leben in den Hochgebirgen von Tirol führte. Da er mit den Leuten dieses Jahrhunderts und der Öffentlichkeit nichts zu schaffen haben will, so hat er sie dem Verfasser dieses Buches über-geben, der damit machen kann, was ihm gut dünkt. Und auf diese Weise kommen sie nunmehr dem verehrlichen Leser zu Gesicht.

Wenn man sich vielleicht wundern sollte, daß in diesen Aufzeichnungen neuerer Zeit Wielands des Schmiedes, der doch schon vor zweitausend Jahren und vielleicht noch früher gelebt hat, jüngste Abenteuer erzählt werden, soll man be-denken, daß bisher von dessen Tod nirgends eine beglaubigte Nachricht zu lesen war. Auch kann wohl daran erinnert werden, daß man über die Lebensdauer von Zwergen und Riesen, von Schwanjungfrauen und zauberkundigen Männern des Nordens noch immer nichts Bestimmtes weiß. Es wäre also vorwitzig, wenn man bloß aus diesem Grunde an der Ächtheit der Aufzeichnungen zweifeln wollte, welche hier mit-geteilt werden.

Aus der Handschrift dieses neuen Sämund, aus den Runen und Stabreimen des vom Dichtermeth begeisterten Geschichtenschreibers geht zunächst hervor, daß auf der wüsten Insel im Nordmeere, auf welcher Wieland der Schmied das Eisen bearbeitete, ihn ein Schicksal ereilte, welches oft den reichsten Leuten, die in lustvollen Palästen wohnen, nicht er-spart bleibt. Er fing an, sich zu langweilen. Wunder ist das keines, wenn man bedenkt, wie lange Zeit schon darüber

hinging, seit er seine letzten abenteuerlichen Streiche ausführte, seit er dem König auf dem Brenner den Sohn erschlug und die Tochter entführte und mit den selbstgeschmiedeten Fittigen ins Nordland davonflog, um sich der gerechten Rache des Herrschers zu entziehen. Oft, wenn er vor der sprühenden Esse saß, in den endlosen Nächten des nordischen Winters gedachte er des sonnigen Landes im Süden, wo er vor unsäglich vielen Jahren an den Sturzwassern der Berge sein Wesen getrieben hatte. Draußen heulte das finstere Meer, der Sturm jagte die Funken über die schneebedeckten Felsen hin, und es bemächtigte sich seiner die Sehnsucht nach den Menschen und nach jener Schwelle der hesperischen Erde, auf welcher er seine lustigen Tage erlebt hatte.

Für diejenigen Leser, welche in alten Geschichten nicht so bewandert sind, mag hier als Erklärung zu den Runen des nordischen Schreibers wiederholt mitgeteilt sein, daß Wieland, der Sohn eines Riesen, nachdem er bei kunstreichen Zwergen das Handwerk eines Schmiedes erlernt hatte, dasselbe lange Zeit am Fuße des Berges Brenner zu Gossensaß oder Gloggensachsen betrieb. Die rauschenden Wasser, welche dort, gleich wie in seiner nordischen Heimat von den eisbedeckten Bergen herabkommen, mochten ihn dazu eingeladen haben.

Es gelüstete den Alten, den Schauplatz der Thaten seiner Jugend wiederzusehen, wo er um Bödhwild gefreit und König Nidungs Söhne erschlagen hatte. Er gedachte des helleren Sonnenscheins, der dort auf Wasser und Eis liegt, und der Bäche, die so eilig gegen Süden hüpfen, als wüßten sie, welchem Lande sie entgegeneilen.

Nichts war leichter, als dorthin zu kommen.

Er brauchte nur die nämlichen Fittige, mit welchen er einst, König Nidung vom Brenner verhöhnend, ins Nordland entflogen war, wieder hervorzuholen. Sie konnten ihn binnen

wenigen Stunden über das Meer und die von Menschen bewohnten Länder nach den südlichen Bergen tragen.

Aber schon hier begann die Reihe seiner Enttäuschungen.

Wohl trug ihn noch das Gewand mit den eisernen Federn, mit welchen er sich damals so rasch durch die Wolken hindurch nach dem mitternächtigen Lande versetzt hatte, aber der Flug ging nicht mehr so hoch und so schnell. Er mußte oft sich niederlassen und rasten, wobei er jedesmal, um sich vor den Menschen unsichtbar zu machen, zu der Wurzel griff, durch deren Kraft er sich schon in jungen Jahren verborgen hatte, damals, als er der Schwanjungfrau am Strande des Wassers die weggelegten Kleider stahl.

Wohl wunderte es ihn, wenn er da zeitweilig um sich blickte, daß die Menschen jetzt ganz anders ausschauten, wie zu jener Zeit. Indessen gönnte er sich nicht viel Muße — es drängte ihn allzusehr, sein altes Heim rasch zu erreichen.

Endlich gelangte er zu einer Anhöhe, von welcher aus er sein altes Wolfthalen zu erblicken glaubte. Ein struppiger Hirt, welcher auf dem Berge die Schafe hütete, bestätigte es ihm, indem er sagte, der weiß überzuckerte Berg vor ihnen sei der Wolfendorn.

Ganz gut — aber wie sah der Wald dort aus, wo einst in Wolfthalen die Esse ihre Funken zum Himmel gesendet hatte? Nicht anders, wie daheim im Nordland ein Acker, auf dem die ärmsten Leute ihren Hafer stehen hatten.

Erstaunt blickte Wieland sich um. Nicht anders als mit dem Walde auf dem Wolfendorn stand es mit dem grünen See, welcher in den Tagen Nidungs ein weites Becken unter dem Brenner ausgefüllt hatte. Mittlerweile war er zu einer jämmerlichen Lache zusammengeschmolzen. Das hatte ihm der Bach angethan, der vom Berge Kraxentrag — welcher aber keine Kraxe, sondern eine schwere Last Eis tragen muß — so viel Schlamm und Schutt hinein-

flößte, daß es den Nixen, Männern wie Weibern, die im See ihre Heimat haben, bange und eng werden mußte.

Auf dem Brenner erblickte er ein Haus mit hohem Dache, viel höher, als König Nidungs Halle gewesen war. Doch war der First, der Gang und die Umzäumung gar nicht mit des Königs Halle zu vergleichen. Er beschloß alsbald, sich unsichtbar zu machen, um zu sehen, was das für Leute wären, die sich innerhalb des steinernen Hauses bewegten.

In Wirklichkeit hätte er seinen Besuch in diesem Raume ganz und gar unterlassen können, denn er verstand nicht, was dort getrieben wurde. Die Männlein, welche darin saßen, kamen ihm so schmächtig vor, daß er sie noch jetzt in seinen alten Tagen mit ein paar Fingern seiner linken Hand leicht hätte überwältigen können. Sie saßen hinter großen, mit schwarzen Flecken bedeckten Papieren, welche sie unaufhörlich anstarrten.

An einem anderen Tische saßen Frauen, welche eine Art dünner eiserner Spindel in der Hand hielten und an diesen feine Fäden hin und her drehten, gleich den Flachsfäden, an denen die Schwanjungfrauen und Nornen spannen.

Was da gesprochen wurde, verstand er nicht alles. Dagegen entging es ihm nicht, daß zeitweilig der Herr des Hauses hereinkam und von denjenigen, die sich hier gespeist und getränkt hatten, Geldstücke in Empfang nahm. Dieses erschien ihm als das seltsamste von allem. Solange er zu Wolfthalen und Gossensaß ausgehalten hatte, war es unerhört, daß ein wilder Gast, ein elender Reisender, nicht alles vorgesetzt bekommen hätte, was in der Halle zu finden war, und besaß das Haus keine Vorräte mehr, so wurde der fahrende Mann unter ein anderes Dach hinübergeführt.

Nachdem er dies mit angesehen hatte, ging er eine Weile hinaus, um die Wurzel einstweilen auf die Seite zu legen und sich sichtbar zu machen, weil er begierig war, was

die Leute bei seinem Anblick sagen und thun würden. Er hatte sich nicht verrechnet, als er vermutete, daß sein Erscheinen eine seltsame Wirkung hervorbrächte.

Denn als er sichtbar eintrat, fuhren die Köpfe hinter den großen Papieren hervor, die Frauen mit den eisernen Spindeln stellten ihre Arbeit ein, und alle starrten ihn mit offenen Augen an.

Alsbald sah er, wie einer von den Männern, vorsichtig einen weiten Kreis um ihn herum beschreibend, sich zur Thüre hinschlich und den Wirt herbeiholte.

Offenbar sollte dieser letztere die erschreckte Gesellschaft von der Anwesenheit des Recken befreien. Aber der Wirt selbst schrak, als er hereinkam, vor dem unverhofften Gast zurück.

Wieland dachte sich, daß die Menschen dieser späten Zeit in manchen Stücken wohl nicht zu vergleichen wären mit denjenigen, die gelebt hatten, als er bei dem weisen Mime in der Lehre war und die Kleinode für König Nidungs Gattin schmiedete.

Lange Zeit wagte es niemand, ihn anzusprechen. Zu seiner Überraschung war es ein Weib, welches zuerst den Mut hiezu fand. Dagegen aber unternahm es Wieland nicht, die Frau länger als einen Augenblick zu betrachten. Ihr Gesicht war eckig, sie hatte eine lange, spitze Nase und trug rundliche Glasscheiben vor den Augen. Es konnte keine größere Unähnlichkeit geben, als zwischen ihr und einer Schwanjungfrau oder Walküre. Sie gehörte offenbar den Gästen an, welche ihre Sommerszeit in dem einsamen Berghause zubrachten.

Er wurde ausgefragt, woher er komme und wohin er gehe. Er begnügte sich, zu antworten, daß er von Norden komme und auf einer Reise über den Berg Brenner begriffen sei. Die ganze Wahrheit wollte er nicht von sich geben. Denn er ahnte wohl, daß die Leute dieser Tage nicht imstande wären, etwas Außerordentliches zu begreifen und es

ihm sicherlich nicht glauben würden, wenn er sagte, er wohne auf einer einsamen Insel im Nordmeere, wohin er sich im Fluge durch die Wolken geschwungen, und sei jetzt unterwegs, um den Wald wiederzusehen, aus welchem er vor undenklicher Zeit, eine mächtige Funkenlohe unter seinem Hammer, sich zu den weißen Gespinnsten der Nebelfrauen emporhob. Auch rührte es ihn nicht, als ihm die Frau Schmeicheleien sagte und meinte, er hätte die rechte Gestalt zu einem Wirt in diesem Gebirge. Wieland aber lächelte bei dem Gedanken, daß er hier mit einem weißen Tuche herumgehen und gegen Bezahlung Speisen auf den Tisch stellen sollte. Fast däuchte es ihn, als ob die Fragestellerin nicht übel Lust hätte, in diesem Falle Wirtin auf dem Brenner zu werden.

Dieser Gedanke veranlaßte ihn, alsbald das Weite zu suchen. Mit flüchtigem Gruße schritt er hinaus. Schon war er daran, sich wieder seiner eisernen Schwingen zu bedienen, als ihm ein Mann auffiel, welcher rittlings auf einem Rade saß, hinter welchem ein anderes, viel kleineres angebracht war. Ihn, als den eisenkundigen Schmied, konnte kein Gegenstand in größere Aufregung versetzen. Zur Zeit, als er noch unter den Menschen verweilt hatte, gab es nur vierräderige Karren, welche von einem Ochsengespann gezogen wurden. Dieser Mann aber sauste dahin, als ob ihn ein Sturmwind treibe. Wieland befestigte rasch die Flügel an seinen Achseln, um es ihm im Wettlaufe gleichzuthun. Er mußte jedoch alsbald einsehen, daß er dem Manne nicht zu folgen vermochte.

„Mime war nur ein Stümper gegen die Kunst der Menschen,“ sagte er für sich.

Er sollte indessen alsbald in noch weit größeres Staunen versetzt werden.

Nachdem er seine Reise ein wenig weiter gegen Süden fortgesetzt hatte, sah er, daß aus einem schwarzen Loch im

Berge dichte Rauchballen hervorkamen, wie einst aus der Esse seiner Schmiede. Sie stiegen aber nicht, wie bei dieser, gerade empor, sondern qualmten wagerecht aus ihr heraus und krochen langsam an den untersten Hängen des Berges fort.

Er konnte sich das nicht deuten und geriet noch mehr in Verwirrung, als er sah, daß aus dem finsteren Loche nicht nur diese grauen Schwaden zum Vorschein kamen, sondern auch zwei nebeneinander herlaufende flache Eisenstäbe, die auf hölzernen Blöcken auf dem Boden befestigt waren. Wohl galt ihm noch immer der Brenner und sein weites Waldgebiet als die Heimat kunstreicher Schmiede. Dennoch aber konnte er sich, so sehr er sich auch hierüber den Kopf zerbrach, nicht entsinnen, jemals von dergleichen gehört zu haben.

Die Erklärung sollte ihm alsbald werden. Plötzlich kamen eine Menge Wagen klappernd aus dem Loche zum Vorschein. Auf dem ersten befand sich eine Esse, aus welcher es hervorqualmte. Die Wagen bewegten sich, gleich dem Rade, welches er vorhin gesehen hatte, mit großer Geschwindigkeit, ohne daß irgend ein Zugtier davor sichtbar wurde.

Einige Zeit, nachdem der letzte der Wagen die dunkle Höhlung verlassen hatte, qualmte es wieder mächtiger aus dem schwarzen Loche hervor. Wieland sah also, daß der Rauch nicht aus dem Innern der Erde, nicht aus dem Berge Hel und aus den Abgründen von Nebelheim komme, sondern von jenem Wagen, auf welchem er einige berußte Männer das Feuer schüren sah.

Nachdenklich blieb er stehen. Was war denn das für eine Welt, verglichen mit jener der alten Tage, in welchen dort drüben auf der Kuppe die Wolkenfrauen hausten, die jeden Tag den Weltenbaum mit heiligem Wasser begossen — und dort auf dem anderen Berge Wodans Wölfe, die allenthalben den Spuren des Gottes folgten?

Nur ein Schatten war davon noch übrig, nicht viel mehr

als ein Hauch, der vom Wind verweht wird. Wieland fragte einen Mann, der grüßend neben den zwei Stabeisen daherging, wie er die beiden Berge nenne. Und dieser sagte, der eine heiße der Nornenberg und der andere der Wolfendorn. Aber diese beiden Namen kamen dem alten Schmiede vor wie eines jener leeren Muschelgehäuse, welche er oft zwischen den Strandklippen seiner nordischen Insel fand. Das lebendige Geschöpf, welches einst darin gewohnt hatte, war längst verschwunden und irgendwo in der Flut versunken und vergraben.

Als nun der Schmied schier mißmutig gegen Gossensaß hinabstieg, nahm er wahr, daß doch noch so manches stehen geblieben war von dem, was er aus jenen Tagen in der Erinnerung hatte. Das Eis auf den Feuersteinen im Bärenthal war noch geradeso grau und blau, wie damals, und geradeso blutrot waren die Felswände, über welche das Eiswasser hinabläuft. Noch immer rauschte neben dem Pfade das klare Wasser des Eisak, welcher einst drunten zu Gossensaß seine Blasbälge und Hämmer in Bewegung setzte. Aber der Bach sauste nicht mehr, wie einst über Abstürze hinab, indem er hier und dort die Wurzeln der mächtigen Lärchen unterwusch oder ein Stückchen von der Wiese des benachbarten Insassen abriß, sondern er glich den Menschen, wie sie sich um dem alten Recken zeigten. Denn er konnte nicht gehen und laufen wie er wollte, sondern war links und rechts von festgefügten Quadern eingeengt; der Boden war schön abgestaffelt, so daß er vielmehr genau sich so bewegen mußte, wie es ihm vorgezeichnet war.

Die Berge hatten sich nicht verändert, aber die Menschen waren nunmehr findig und klein, und soweit es in ihrer Macht stand, in Berg und Wald, in Fels und Wasser etwas umzugestalten, war auch das nutzbar und schmächtig gemacht worden.

Als er den steilen Abhang hinabschritt, an dessen un-

terem Ende heute die ersten Häuser von Gossensaß stehen, hielt er vor Erstaunen inne. Wohl erhoben sich Rauchsäulen, aber nicht mehr aus dem Balkenhaus seiner Schmiede. Eine stattliche Anzahl weißer, gemauerter Wohnstätten erhob sich an der Stelle des ausgerotteten Waldes. Er fragte einen Holzfäller, der mit seinem Beile den Berg herabkam, was das alles zu bedeuten habe.

Nachdem sich dieser von dem Erstaunen über die Gestalt des Fremdlings erholt hatte, antwortete er ihm, daß hier Bier gebraut werde, dort ein Sensenschmied sein Wesen treibe, die meisten Rauchsäulen aber von Feuern aufstiegen, bei welchen das Essen für die vielen Fremden gekocht werde, die sich den Sommer über in diesem Hochthale aufhielten.

„Also auch hier wieder diese Geschöpfe, wie droben auf dem Brennerhause!“ sagte der Schmied für sich, indem er langsam zwischen den Häusern dahinschritt.

Von diesen Menschen, die ihm wunderlich vorkamen, sah er auf hölzernen Balkonen viele sitzen und auf die Berge oder in die Gasse hinabschauen. So hatte er sich seine alte Heimat nicht vorgestellt. Nach den Fischern und Seemännern, die er zufällig manchmal an den Küsten des Nordmeeres antraf, konnte er sich kein Bild machen von Menschen, welche Gläser vor ihre Augen stecken, um ein paar Schritte weit zu sehen und in der sommerlichen Wärme ihre Hände in Leder einwickelten.

Es ging nunmehr gegen Abend, und Wieland lenkte seine Schritte nach dem Hause, von welchem man ihm gesagt hatte, daß dort Malz gedörrt und Bier gesotten werde. Er ließ sich dort nieder und trank, als wenn er den ganzen Tag hinter seinem Amboß gestanden wäre.

Schon glaubte er an dieser Stätte, von welcher aus er dort hinübersah, wo einst sein Blockhaus gestanden hatte, für diesen Abend seine Ruhe gefunden zu haben, als er ur-

plötzlich etwas bemerkte, was ihn mehr aufregte als alles, was er heute gesehen hatte.

Dutzende von Flammen glimmten auf einmal in dem Hause gegenüber auf, ohne daß er einen Herd oder ein Holzscheit gesehen hätte, von welchem sie genährt würden. Er dachte nicht anders, als es sei das wilde Feuer, wie man es dem Gotte Donar zu Ehren angezündet, wenn dem Lande eine Gefahr bevorsteht. Daß dies elektrische Lichter seien, deren Strom von demselben Bache erzeugt wurde, welcher einst seinen Blasbalg in Bewegung gesetzt hatte, konnte der Sohn des Riesen und der Meerfrau, der Lehrling Mimes und der kundigen Zwerge, freilich nicht wissen.

Vielleicht wäre sein Erstaunen nicht geringer gewesen, wenn ihm jemand verdolmetscht hätte, was die Runen an der Wand des gegenüberliegenden Hauses bedeuteten. Dort stand geschrieben: Wielandhof. Mit dem Namen des alten Schmiedes sollten gebildete Pensionsgäste, die etwas von der deutschen Mythologie verstanden, angelockt werden.

Wieland hätte geglaubt, daß sein Andenken unter dem Geschlechte, welches er da vor sich sah, geradeso verschollen sei, als ihm der Anblick dieser Leute und ihrer Hantierung etwas ganz und gar Rätselhaftes schien. Der gute Recke wußte eben nichts von der Bildung, die mittlerweile über die Welt hereingebrochen war. Und hätte ihm einer das hundertmal erklärt, so hätte er es nie verstanden, wie seine Gestalt als Köder in den Fluß der Zeit gehängt werden konnte. Seine Erziehung war eben stark vernachlässigt und er verstand eigentlich nicht viel mehr, als mit Walküren durch die Lüfte zu fliegen und beim Scheine der Nordlichter kunstreiche Zaubergewänder aus Eisen zusammenzuhämmern. Daß man ihn zu einem Pensions-Schutzheiligen ernennen könnte, das würde er niemals erfaßt haben.

Wieland hatte genug gesehen. Als es völlig Nacht

geworden war, erhob er sich mit seinen eisernen Flügeln in die Lüfte und steuerte nach Norden. Tief unter sich sah er den Schimmer der Table d'hôte-Lichter und die farbigen Laternen der Dampfwagen.

„Findiger sind sie geworden," dachte er, als er die eisigen Lüfte durchschnitt, die ihm über die weißen Gebirge entgegenströmten. „Größer schauen sie nicht aus, auch nicht, als ob sie zufriedener wären".

Im Wielandhof war der letzte Gang noch nicht serviert, als vor den Augen des leibhaftigen Wieland schon wieder die heimatliche Klippe im Nordmeere auftauchte.

Er hat sie seit jenem Ausfluge nicht wieder verlassen.

So war es in den Stabreimen der neuen Sage zu lesen.

## VI.

## Im Gebirge von Brixen.

Tausende von Fuß über Brixen liegt der Radlsee, ein einsames Gewässer, in einer Mulde des Thonschiefer-Hochgebirges. Die Wanderer, welche ihn jemals gesehen haben, kann man an den Fingern herzählen. Es kommt wunderselten vor, daß sich jemand auf diese Höhen verirrt. Und dennoch wäre so manches zu sehen. Vom Königsanger aus, der sich daneben erhebt, übersieht man die endlosen Reihen der kühnen Berge des Ostens, aus welchen mancher Silberpanzer hervorblinkt. Ein weißer König hält dort alljährlich Schau über diese trotzigen Heerschaaren.

Und erst die Blumen — es gedeihen ihrer dort eine Menge, welche den Pfad der Menschen nicht lieben. Edelweiß und seltene Silenen, alpine Astern, Moschusgarben, Soldanellen, Alpen-Wucherblumen und ungezählte andere Kelche erschließen sich dort oben.

Die abgeschiedene Lage ladet auch manche Wasserfrau und Nixe ein, sich da aufzuhalten. Es geht dem Radlsee damit wie anderen hoch gelegenen Bergwässern des Landes Tirol, von denen gleichfalls keiner der vielen Tausende, die alljährlich das Land durchziehen, etwas gehört hat. Wer weiß beispielsweise etwas vom Donnerschlag- und Turmthaler-, vom Kreiden- oder Kesselsee, vom Drachen- oder Blindsee, von der schwarzen und der blauen Lache? Den Wasserfräulein ist es eben recht, daß die Leute selbst verächtlich von diesen Gewässern sprechen und ihnen den Namen von elenden Lachen geben, und doch thun die Leute damit ein Unrecht.

Denn unter den vielen großartigen Dingen, die man dort findet, gibt es wenig schönere Sachen, als ein lichtes Gewässer, welches man unvermutet auf solcher Höhe antrifft. Im Spiegel erscheint oft nichts als Eis und der tiefblaue Himmel. Am allerseltsamsten aber nehmen sie sich aus, wenn noch die winterliche Frostdecke das Wasser verhüllt, doch ringsum schon sich als Kranz ein Rand von Blumen aufgethan hat. Wer das sieht, reibt sich vielleicht die Augen, weil er meint, die Muhmen und Wasserfrauen treiben mit ihm ihr zauberisches Spiel.

Wie gesagt, am meisten Eindruck bringen solche Spiegel hervor, wenn man ganz unverhofft vor ihnen steht. Sie treten uns da wie eine Offenbarung nahe. Es wird wohl niemanden geben, der sich durch eine solche plötzliche Begegnung nicht eingeladen fände, am Rande des Spiegels beschauliche Rast zu halten.

So ist es mir mit dem Radlsee ergangen. Ich hatte weiter nichts von ihm gewußt, als daß es ein wildes Gewässer sei, welches in einer Höhe von siebzehnhundert Metern über der Thalsohle des grünen Brixen an dem Fuß des besagten Angers eingebettet liege. Auch war es mir nicht unbekannt, daß die Waldbauern des Berges öfter von den Geistern erzählen, welche aus der Tiefe des Wassers die Gewitter emporrühren.

Diesen Reden aber legte ich keinen Wert bei. Wußte ich doch, daß der See gerade gegen Sonnenuntergang über Brixen liegt, und daß von Westen her alle die Regen und Sommergewitter kommen.

Schon längst hatte sich der Kuckuck im Thale des Eisak vernehmen lassen, der Schnee an den Abhängen der Hohen Bloße rückte mit jedem Tag höher hinauf, die breitwipfeligen Kastanien von Köstlan hatten ihr Sommergewand angezogen, auf der Moräne des alten Eisakgletschers, die sich als

glimmeriger Schutthügel zwischen Vahrn und Neustift hinzieht, grünten die nordischen Birken neben den südlichen Reben, als ich eines Tages gemächlich über Pinzagen emporstieg, um den „Taubenbrunnen“ zu erreichen.

Während ich durch den steilen Föhrenwald aufwärts schritt, verweilten Einbildungskraft und Rückerinnerung bei den mancherlei rhätischen, italischen und deutschen Erdenpilgern, die sich im Laufe der Zeiten auf diesem Berge seßhaft gemacht haben mochten. Wie mancher Gedächtnisstein wird da in dem nadelbedeckten Boden stecken, von den Wurzeln der Föhren umkrallt? Wie mancher lateinische Soldat mochte auf dem gepflasterten Weg, über dem jetzt die Ueberreste so vieler Geschlechter von Wäldern lagerten, hier oben den Wellen des Isarcus ausgewichen sein, welcher sich dort unten über das ganze Thal hin breit machte? Verschollene Götter wurden angerufen, unverständliche Opfer gebracht. In allerlei Formeln mochten die verschwundenen Menschen es kundgeben, daß sich auch für sie die alltägliche Erscheinung der Welt unter Wundern verbarg.

Auf welche Weise mochte der Taubenbrunnen, dessen kalter Born von den Bewohnern des Berges wie von denen der Stadt gepriesen wird, zu seinem Namen gekommen sein? Was hatten jene Tiere mit der Quelle zu schaffen? Gab es auch hier einmal Menschen, deren Götter von diesen Vögeln bedient wurden, oder denen ihr Girren neben dem plätschernden Brunnen als Weissagung galt? Welchen Namen mochten die Insassen geführt haben, die einst das Holz hackten, wo jetzt der „Feichter“ aus seinem fichtenumgebenen Haus hinüber zu den zackigen Dolomiten schaut? Von welchem empfindsamen Gemüt ist der grüne Hag dort „Tannenfried“ benamst worden?

Es sind allerlei Seltsamkeiten in diesem Thal und an seinen Hängen. Nicht die geringste derselben mag vielleicht

die sein, daß es bei den Wanderscharen dieser aufgeklärten und naturfreundlichen Zeit nicht in gleicher Weise hochgehalten zu werden scheint, wie vor zweitausend und noch mehr Jahren, wo immer ein Volk dem anderen die Thürklinke der Brixener Klause in die Hand gab und einer seine Siedelung über die des anderen hinbaute, so daß es heutzutage den gelehrtesten Spürnasen kaum gelingen will, Ordnung in all diese Schichtenablagerungen zu bringen. Und gilt denn der geistliche Geschmack für gar nichts mehr? Will man vergessen, daß die Bischöfe einst im ganzen Bergland sich kein freundlicheres Gefilde auszuwählen wußten, als den Thalboden am Zusammenfluß von Eisak und Rienz? Wer die Alpen überschreitet, muß auf den ersten Blick sehen, daß er hier seine Hütten bauen zu lassen hat.

Die Natur sucht es im übrigen mit allem Eifer und Scharfsinn zu vermeiden, daß sie etwa gar eine Gegend schaffe, in welcher es dem Menschen zu gut ginge. Mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit hält sie darauf, daß neben dem bischen Erfreulichen sofort die Schattenstriche angebracht werden. Verschont sie die Menschen mit bitterlichem Winterfrost, so läßt sie dieselben dafür im Sommer schmoren. Schenkt sie ihnen die Rebe und den Feigenbaum, so gibt sie ihnen alsbald den Widerwillen gegen den freien Waldwuchs ein und macht, daß sich dem milden Klima zu Ehren die Ansiedler die Buchenwölbung wie Fichtenschlag vor der Nase weg zerstören. So ist es schier allenthalben in der Welt. Hier aber, wo es von Süden her so schön in den Wald heraufblaut, möchte man auf den Gedanken geraten, daß sie einmal in Vergessenheit ein wenig aus der Rolle gefallen sei, wie es den größten Künstlerinnen begegnet. Sie hat da einen kleinen Fleck übrig gelassen, auf welchem sie es verabsäumte, zu gleicher Zeit in die bekannten zwei verschiedenen Säcke zu greifen.

Merkwürdig in der That, daß nicht gar viele diese glückliche Neutralität wahrnehmen und merken. Es kommt eben davon her, daß die Menschen zu rasch mit der Eisenbahn durch den Landstreifen hinfahren, weil sie von Zielen angelockt werden, die ihnen glanzvoller erscheinen. Wenn es vernünftig zuginge, so brauchten die Leute von Brixen, welche die Lieblichkeit der eigenen Heimat wohl kennen und gerne viele Gäste sehen möchten, sich nicht mit der sogenannten „Hebung" des Fremdenverkehres, oder wie diese Anstrengungen heißen mögen, herumzuplagen.

Vielleicht sitzt in diesem Augenblick ein auf diese Weise „Gehobener" auf der Lederbank im Erker beim „Elefanten" und betrachtet sich vom roten Traminer aus die Berghöhe, in welcher nach der Erklärung des freundlichen Wirtes das grüne Wasser da oben eingebettet liegt. Ob er sich aber auf den Berg empor „heben" läßt, das ist noch nicht ausgemacht, und so merken viele, die an wirtlichen Annehmlichkeiten hängen bleiben, nicht, was es eigentlich ist mit Wald und Sonnenschein an diesem mittäglichen Abhange des Alpengebirges.

In Brixen wäre es kein Kunststück, dem Fremdling in Zeit von einer Stunde eine ganze Reihe von kleinen Landschaftsvordergründen zu zeigen, von welchen die einen mit ihrem Pflanzenwuchs und sonstigen Eigenschaften nach Norden hinüberweisen, die anderen aber nichts anderes sind, als Studienblätter, wie sie von den Malern von vielgenannten Orten am Rande der italienischen Alpen mitgebracht werden. Aus dieser Aneinanderreihung geht hervor, daß die Winter nicht nordisch und die Sommer nicht südlich sind.

Um Walpurgis herum versammeln sich auf solchen Bergen die Geister der Jahreszeit, sowie überhaupt im Thal das ganze Jahr über Kühlung und Wärme einander durchdringen. Nicht weit über dem Pfirsichbaum blüht die gleichgefärbte

Erica. Der Hochsee ist zugefroren und das tiefe Land unter ihm weiß wie er selbst, aber von Blüte. Der Schritt knirscht auf hartem Schnee, während beim Hinabschauen das Auge sich daran erfrischt, die Abtönungen im Grün der aufbrechenden Maulbeerbaum-, Edelkastanien- und Rebenblätter herauszufinden. Die Schneefräulein, die von ihren blendenden Feldern manchmal herabsteigen, sitzen da oben noch hie und da am Fuße von Fichten oder im Schatten goldflechtengesprenkelter Blöcke. In diesen Tagen kommen gern über den einsamen See herüber die ersten Frühlingsgewitter, welche stets wieder nach kurzer Zeit von der Sonne des Nachmittagshimmels unterbrochen werden. In Wirklichkeit ist es Walpurgis selbst, die mit feurigen Schuhen und einem goldenen Kranz einhergeht. Ihr folgt die Geisterschar des Berges auf weißen Rossen.

Es gibt unter den Bauern solche, welche es nicht gern sehen, wenn das Frühjahr sich allzu jäh sommerwarm anläßt und die weißen Flecke vor der gewohnten Zeit von den Höhen verschwinden. Wir begegnen hier wieder Walpurgis selbst. Denn sie führt um diese Zeit zwei Ziegen über den Berg hin, welche weiß sind, wenn Wein und Fruchtbäume in diesem Sommer gedeihen werden, schwarz aber, wenn Wind und Wetter nichts Gutes verheißen.

Daß in einem solchen See ein Lintwurm haust, läßt sich ohne weiteres annehmen, nicht minder aber auch, daß er jetzt noch schläft, solange hartes Eis das Gewässer zudeckt. Boshaft und lebendig wird er erst immer, wenn der warme Hochsommer auch über seine Höhen heraufrückt.

Dann bricht er gern zu Thal. Uneingeweihte Augen sehen da freilich nichts, als eine tief in das Schiefergestein eingeschnittene Furche, die sich da aus dem Hochkessel gegen die Fruchtgelände hinabzieht, eine Muhr, wie es die Leute nennen. Polternd und rasselnd stürzt das Ungetüm herab.

Solange aber noch nicht die Früchte an den Bäumen heranschwellen, läßt es selten etwas von sich hören. Solange noch nicht einmal der Seidelbast verblüht ist dort oben auf den schneefeuchten Gründen, wird es ihm nicht üppig zu Mute.

Aber schon geht Walpurgis über den Berg. Wenn die Erde blüht, ist die Zeit nicht mehr gar weit, in welcher nachmittags die glänzenden Haufenwolken über den westlichen Grat heraufkommen. Sie finden ihren Spiegel dann in der jetzt noch toten Flut. Dann aber haben sich andere Blumen um dieselbe angesammelt — grellfarbig, als ob sie unter den Strahlen eines heißen Himmelsstriches entstanden wären. Und wer weiß, ob das Nixenvolk auf seinen nächtlichen Ausflügen sie nicht aus irgend einem jener fernen Länder herholt, um sich die krystallene Wohnung damit zu schmücken, auf welche so selten ein menschlicher Blick fällt?

Es geht die Rede von solchem Brauch des Wasservolkes. Denn die Leute sehen an seiner Behausung Blumen, welche ihnen sonst bei ihrer täglichen Hantierung in Feld und Wald nie vor die Augen kommen.

Ist es doch mit dem See selbst ebenso. Manchmal, heißt es, nützt alles Herumsuchen auf dem Gebirge nichts — man findet ihn nicht. Und wieder ein anderesmal, berichtet ein Hirt, sieht er gar so verwunderlich aus. Dann ragen die Bergspitzen und die Felsblöcke und die Baumstümpfe um ihn herum nicht mehr in die Höhe, sondern in die Tiefe, und selbst die Wolken gehen zu den Füßen des irrenden Menschen, nicht hoch über ihm am blauen Gewölbe.

## VII.

## Im Eisakthal.

Einmal kamen drei Bischöfe zu gleicher Zeit zu drei Quellen, welche hoch über dem Eisakthal gerade dort sprudeln, wo Porphyr und Thonschiefer aneinander grenzen. Siebenhundert Meter hoch mußten sie von der Landstraße aus hinaufsteigen, bis sie die heilbringenden Borne erreichten. Wohl mögen die frommen Herren gestaunt haben über das graue, schneegefleckte Gezacke, welches sich ihnen gegenüber, am jenseitigen Ufer des Isarcus, um so höher emporhob, je weiter sie selbst hinaufkamen, all die ladinischen Berge, Hochgipfel, welche heute das Entzücken der Sommerwanderer hervorrufen.

Und nachdem sie eine Zeit bei den drei Quellen verweilt hatten, wurden sie gesund und ließen zum Danke drei Kirchen an der Stätte bauen. Davon hat dieselbe auch den Namen behalten, und wenn einer sie finden will, so betrachte er sich eine Karte des Eisakthales und schaue von Waidbruck, wo das Grödenerthal einmündet, nordwestlich hinauf gegen das Rittnerhorn zu. Dort wird er dieses Luginsland antreffen und, wenn er die Höhe (mehr als elfhundert Meter über dem Meere) sich dazudenkt, alsbald ermessen können, wie es dort oben ausschaut. Den Wald, die Wasser und die Lüfte kann sich jemand schon vorstellen, der einmal auf einer jener herrlichen Höhen des Südlandes verweilt hat — dagegen wird es nicht überflüssig sein, darauf hinzudeuten, wie schön man vom Wege aus den Barbianer Wasserfall scheinbar im Gewoge der Kastanienwipfel verschwinden sieht, wie kräftig die Lärchen ihren Harzatem aushauchen, und

wie wunderlich der starre Rosengarten mit seinen Felsennadeln und Dornen unter der Wölbung der Nußbäume vor blauem Hintergrunde steht.

Die Umgebungen eines solchen Weges gehören unter die anmutigsten Bilderreihen, denen man überhaupt irgendwo im Alpenlande begegnen kann. Das Eisakthal selbst ist, so zu sagen, ein Auszug aus Tirol, eine Zusammenstellung der Erscheinungen, welche der Norden wie der Süden desselben darbieten. Und für das Eisakthal ist wieder keine Landschaft bezeichnender als dieser Aufstieg zu den wundersamen drei Bornen.

Während der gepflasterte Pfad, an mancher Stelle wohl Straßenstücke einschließend, welche aus der Zeit herstammen, in welcher hier allenthalben über dem reißenden Flusse von den Römern Bollwerke zur Bekämpfung der Isarken und Genaunen angelegt wurden, von Rebendächern hier und dort überwölbt wird, und der Fuß oft auf die abgefallenen Blütenbüschel der Edelkastanien tritt, taucht plötzlich neben ihm ein Hain von Tannen oder Lärchen auf, der uns in seine Schatten einladet. Hier singen die Cicaden neben uns, die unfehlbaren und untrüglichen Boten des Südens; dort drüben dagegen ist es der Sommersonne noch immer nicht gelungen, von der kuppigen Hochfläche des Schlern sämtliche Schneefelder abzulösen. Wir selbst steigen auf den mitunter glimmerig glitzernden Platten des Thonschiefers, drüben aber deuten die Steilwände eben dieses Schlern ein einstiges Wallriff, eine von Korallen gebildete Laguneninsel der Urmeere an.

Als Versetzstücke dienen Häuser der gastlichen Dörfer, Hohlwege, Hütten mit Geranienflor, Gärtchen mit roten Eibisch- und Pappelrosenblüten und, auf einem vom Wald bedeckten Riff dort drüben losgelösten Block hängend, die Trümmer der Vesten Hauenstein und Salegg. An keiner

einzigen Stelle von Tirol ist Hochgebirgsschönheit mit menschlicher Überlieferung zu gleicher Wirkung vereinigt. Hauenstein und sein Herr Oswald von Wolkenstein, der Minnesänger, dessen Grabstein zu Brixen neben dem Dome steht, und der bei den Augustinern zu Neustift eingebettet liegt, sind von allen Tiroler Dichtern verherrlicht worden.

Man steigt durch Rebenschatten, durch Waldhauch, durch Wiesen und Obstgärten an, überschreitet Mühlbäche, rastet im Schatten ausgebreiteter Nußbaumwipfel. In der Tiefe aber scheinen Burgen, welche das Thal aus schwindelnder Höhe überragen, uns von unseren Standpunkten aus bereits auf dessen Sohle herabgedrückt. Zuerst will sich die Felsumwallung desselben auf die abenteuerlichsten Dolomitgestalten, den Rosengarten des Königs Laurin, den Langkofel, die Roßzähne, den Peitlerkofel, beschränken, bald aber kommen die weißen Ferner in West und Ost, die Königswand an der lombardischen Grenzmark, die Presanella, von der die Wasser des Gardasees abtriefen, der Löffler im Zillerthale und die Neveser Ferner von Taufers dazu. Wo sieht man dergleichen von einem Wege aus, über welchen die Trauben gleich meergrünen oder blauen Stalaktitbildungen aus grünem Rebengewölbe herabhängen?

Nicht wenigen Wanderern ist von der Einweihung der Leipziger Hütte her, über welcher die Eisfelder des Adamello glänzen, Johann Santner aus Bozen, im Gedächtnisse geblieben. Wer sich von dort her seiner nicht mehr erinnert, der kennt ihn aus der jüngst erbauten Grasleitenhütte, die gerade dort drüben unter dem schroffsten Gewirre des Rosengartenaufbaues eingebettet liegt. Von unserem Wege aus erblicken wir den steilsten aller Zacken, der vom alten Korallenriffe des Schlern losgetrennt ist, gerade über Hauenstein, der alten Veste. Niemand war es je eingefallen, ihn erklettern zu wollen. Vor einigen Jahren aber hat Santner

die Wolke, worein sich der den Menschen entrückte Fels hüllte, zerstreut. Er ist ganz allein hinaufgestiegen und hat wohl ein Anrecht darauf, daß man dem Zacken seinen Namen gab. Santner ist der Magus dieser Alpen. Er hat mitten im Winter den höchsten Gipfel des Rosengartens erklettert, er übernachtete auf dem Saß Lung der Ladiner. Er streut auf Hochgebirgen Edelweißsamen aus und kennt ein Geheimnis, mitten im Winter Sträuße und Kränze aus Gentianen, Saxifragen und Rauten zu binden, die so frisch sind, als wären die Blumen gestern von den hohen Felsen herabgenommen worden. Bei manchem Winterfeste in Norddeutschland ist ein solch frischer Strauß von Alpenblumen getragen worden, welche Santner ein halbes Jahr vorher aus einem dieser Hochkare herabgeholt hatte.

Als weitere Versetzstücke gehören neben einem solchen Südtiroler Wege auch die gemauerten „Bildstöckln“ mit ihren Nischen, mitunter von außen bemalt, stets aber im Innern ein frommes Bild bergend, dem es niemals an einer Opferzier von Blumen fehlt. Daneben plätschern aus den Röhrenleitungen von den oberen Berghalden die Wasser herab, von welchen weiter thalwärts die Wiesen durchfeuchtet werden. Auf dem Boden liegen die grünen Halbkugeln abgefallener Nußhülsen, aus den Mauern des Pfades schaut rotes Sedum, oder es nickt über ihren Rand die Kornblume.

Drüben aber am Schlern zündet die Morgensonne die Steilwände an, daß sie leuchten wie rote Flammenfeuersätze im bengalischen Kunstlichte. Was nicht in Wolken versteckt ist, das scheint zu brennen, und darum mag man die Nebel zwischen den Zacken wohl für Rauch halten.

So kommen wir endlich zu dem Gnadenorte hinauf, dessen heilsame Wasser schon so vielen nervenschwachen, von Gliederreißen geplagten, stadtmüden Menschen geholfen haben. Freilich geht es dort nicht mehr so legendenhaft einfach zu

wie damals, als die frommen Bischöfe hier ihre kranken Glieder gesund badeten. Jetzt sind schöne, gastliche Räume, gute Betten vorhanden, der Ankömmling wird trefflich genährt und getränkt, und die alte Stätte, deren Wunder sich fortwährend erneuern, ist unter dem Namen Dreikirchen sogar in den Bädeker gelangt und von ihm als ein „reizend im Walde gelegenes Bad mit herrlicher Aussicht“ zu „längerem Aufenthalte“ empfohlen und mit einem Stern ausgezeichnet worden. Es gibt nicht viele Orte im Lande, bei welchen die Pracht der Umgebung und das gemütliche Gebaren der Menschen, die dort schalten, ein solches Lob in gleicher Weise rechtfertigten.

Auch die Tiroler, welche eine fast unbeschränkte Auswahl haben und sich bei der Beurteilung ihrer schönsten Besitztümer besser auskennen, als man vielleicht denkt, schwärmen für Dreikirchen. Nur begehen sie einen Irrtum, indem sie diese Stätte das „norische Trafoi“ nennen, im Anklange an den gleichnamigen Ort Rhätiens am Stilfser Joch, wo beim unteren Ortlerferner aus den Bildnissen heiliger Gestalten drei Brunnen hervorquellen — in ihrer glanzvollen Abgeschiedenheit eine Stätte, die niemand vergißt. Jene drei Quellen haben aber nichts mit Trafoi zu thun, welches man sich als eine rhätische Form von tre fonti zurechtgelegt hat. Es hängt vielmehr mit dem romanischen trifoglio, d. h. Klee, zusammen, und würde sonach jener Ort nach der Bezeichnung einer Kleewiese benannt sein.

Bei der Bezeichnung dieser unserer schattigen Berghöhe hat man sich aber an die drei aus Dankbarkeit gestifteten Kirchen und nicht an die drei Quellen gehalten. Sind dieselben auch mit Wandmalereien und gotischen Altären geschmückt, so sind es doch nicht diese Denkmale mittelalterlicher Frömmigkeit, von welchen sich unser Geschlecht nach der Höhe locken läßt, ja nicht einmal ausschließlich die

Gesundbrunnen. Letztere werden allerdings als Säuerlinge hochgeschätzt, und nicht unbeträchtlich ist die Liste der Krankheiten und Gebrechen, von welchen behauptet wird, daß sie hier Heilung gefunden hätten. Das Luftbad muß dort mindestens so wirksam sein wie das Wasserbad. Auch in dieser Hinsicht gehört Dreikirchen zu jenen

Wildpädern von edler Art,
Die Gsundt geben, so man ir recht wart.

Wenn man sich auch nicht viel um die dreiundvierzig Kirchtürme kümmert, welche, auf Bergen und im Thale verstreut, von hier aus gesehen werden können, so deuten uns doch die angegebenen eisglitzernden Grenzmarken des Gesichtskreises die erfrischende Hochluft an, deren Genuß hier zu erwarten steht. Und wer noch höher hinaus will, dem steht das gerade im Westen anstrebende, auf kurzem Gange durch Wald und durch Wiesen zu erreichende Rittnerhorn zur Verfügung, eine Höhe, die man mit dem Mittelpunkte eines zackigen Diadems vergleichen kann. Und die Zacken dieses Diadems, die ringsherum am Gesichtskreise ragen, sind die höchsten Spitzen der Eiswelt von ganz Tirol.

Überall auf der weiten Runde der Vorstaffeln des Gebirges zu beiden Seiten des Flusses sind Hochwarten, von welchen man weit in das tiefe Land hinabschaut, verfallene Türme, auf welchen einst, wenn dem Lande Gefahr drohte, die „Kreidefeuer“ angezündet wurden. Diese Feuer haben ihren Namen von dem italienischen Worte grido oder dem spanischen crido, das mit manchen anderen Ausdrücken dieser Sprachen in die Redeweise der deutschen Landsknechte übergegangen war. Von ihnen haben wir auch das Wort Alarm oder Lärm und andere Ausdrücke in Empfang genommen. Aus dem grido aber, welches sie von den Welschen hörten, machten die Landsknechte eine „Greid“, was zuerst soviel sagen wollte wie Feldgeschrei oder Schlachtruf,

dann aber nichts anderes bedeutete als ein verabredetes Zeichen. Darum sagt man nicht nur Kreidefeuer, sondern auch Kreideschuß.

Wir denken dabei an den alten Aeschylos, der seinen Wächter auf der Plattform des Palastes der Pelopiden zu Argos diese wohlklingenden Jamben hersagen läßt:

Auch heute späht' ich, ob das Feuerzeichen kommt,
Des Lichtes Strahl, der Kunde von der Troerstadt und Siegesbotschaft meldet —
Die Stadt der Troer ist gefallen, wenn der Feuerbrand nicht Lügen strahlt.

Verschiedenartige Namen der Höhenzüge deuten an, daß auf ihnen einst Heiligtümer und Burgen standen, von deren Dasein nichts übrig geblieben ist als der Wortlaut.

Dort oben findet man manchen Waldsitz, der zu ruhigem Schauen in jene weite Felsenwelt einladet. Gern blicken wir zur ungeheuerlichen Säule des Langkofel hinüber, an welchem es rot von Sonnenlichtern und Felsen, weiß von Wolkengebrodel gleißt und spielt — es ist das Drehfeuer eines anderen Leuchtturmes, welcher unser Sinnen und Trachten nach der Stille der Ewigkeit hinweist.

Und wenn wir alle die grasbewachsenen Wege, die sich über die Höhen ziehen, die schier vergessenen Überlieferungen und die fast unkenntlichen Spuren verschollener Menschenthätigkeit, die uns in eine Flucht von zwanzig Jahrhunderten hineinführen, überblicken und überdenken, so fällt uns das Wort eines alten biederen Chronisten bei:

„Es gibt öde Schlösser, welche der Nachwelt zum Zeugnis der Eitelkeit menschlicher Dinge dastehen und nur entweder ihren längst entschlafenen Stiftern zu ewigem Gedächtnis oder den Nachfahren derselben zur Erinnerung dienen, daß keiner, der ein ansehnliches Schloß baut, die Versicherung zum Fundament legen kann, es werde von seinen

Erben jemand über fünfzig oder hundert Jahre darin sitzen; daß die Zeit endlich alles wieder einreiße und die Überbleibsel uns zur Lehre hinterlasse, man müsse seine Wohnung nicht nur auf Holz, Stein und Marmor, sondern auch auf Tugend gründen, damit man dereinst aus den vergänglichen zu den ewigen Hütten und Sternpalästen, die von aller Zerstörung frei sind, gelangen könne."

Am meisten fällt demjenigen, welcher irgend einen dieser Hänge ansteigt, das plumpe Korallenriff des Schlern auf.

Unter den Bergen Tirols hat es von jeher keiner zu einer solchen Berühmtheit unter den einheimischen gebracht, als dieser Berg, an dessen je nach dem Wandel des Tagesgestirns bald bleiche, bald blutrote Wände jeder sich erinnert, der in den Gassen von Bozen herumgegangen ist.

Weit überragt ihn freilich sein Nachbar, der zackige Rosengarten, der in Stein verwandelte Blütenhain von König Laurins zauberhaftem Reich. Dieser gehört aber schon zu den „unmenschlichen" Bergen, das heißt zu denjenigen, auf welchen der regelmäßig angelegte Mensch nichts zu suchen hat und deren Erklimmung die Ansprüche an einen bürgerlichen Haushalt von Kräften weit übersteigt. Der Schlern hat allerdings einen Nachbar, der ihm in der Wertschätzung vieler ein gefährlicher Mitbewerber wird. Es ist dies das Joch Grimm, dessen Ruhm von begeisterten Schriftstellern dem Andenken an „der Ecken Ausfahrt" und verschiedene alemannische und longobardische Heidengeschichten, die sich dort abgespielt haben, zugeschrieben wird, in Wirklichkeit jedoch auf seine „Heubäder" zurückzuführen sein dürfte, welche als die „stärksten" des ganzen Berglandes galten.

Einem derartigen Ruhmestitel verdankt aber der Schlern seinen Glanz nicht. Auf ihn ist ein Strahl aus der angrenzenden Zauberwelt des Rosengartens gefallen. Die Bauern sagen, daß sich gespenstische Weiber, in ihrer groben

Ausdrucksweise Hexen genannt, auf ihm herumtreiben. Die Bezeichnung Schlernhexe wird deshalb im Etschland metaphorisch auf Gestalten angewendet, die sich vom Ideal der Weiblichkeit in einer allen auffälligen Weise fernhalten.

Die Kräutersammler nennen die Strohnelke, Statice alpina, Schlernhexe. Man kann aber auch annehmen, daß die unkörperlichen Wolkensäulen, welche zeitweilig über seine Hochfläche dahinwandeln, Veranlassung zur Vorstellung von diesen Unholdinnen gegeben haben.

Wer sollte denken, daß dieser grobklotzige, 2561 Meter hohe Felsenstock nichts anderes ist, als ein altes Korallenriff des Triasmeeres? Man muß seine Einbildungskraft zur gesteigertsten Thätigkeit anregen, wenn man sich die Zeitläufe vorstellen will, welche die winzigen Tiere auf die Herstellung eines solchen Ungetüms verwendet haben. Es will uns kaum gelingen, ein faßbares Bild von jener Vergangenheit zu schaffen. Vielleicht können wir uns dies dadurch erleichtern, daß wir vorgreifend in die Zukunft hineinschauen und uns den Anblick einer Landschaft der Südsee vergegenwärtigen, wie dieselbe ausschauen wird, wenn einmal die Wasserverteilung auf dem Erdball eine andere geworden ist und sich das Stille Weltmeer von der südlichen auf die nördliche Halbkugel zurückgezogen hat. Dann werden diejenigen, die dort auf dem Grunde herumgehen, mächtige Schlerngruppen sehen, welche dermalen als Atolls noch bis an ihren Rand hin von der Salzflut überwallt sind. Dieser unser Schlern aber, den wir jetzt glücklicherweise noch haben, wird bis dahin wohl längst von den Wassern des Himmels und den allgemein wirkenden „Hobelkräften“ abgetragen und als Schlamm in die Ferne hinaus befördert worden sein.

Diese Erwägung veranlaßt mich zu einer Einschaltung. Man hat es oft der Naturschilderung überhaupt vorgeworfen, daß sie sich mit Dingen und Körpern befasse, welche ihrem

Wesen nach nur eine verhältnismäßig ephemere Bedeutung haben, und ihr die Würde der Dichtung gegenübergestellt, die uns das Walten des Geistes in Menschenschicksalen verkörpert. Ein Stück der Erdrinde, so hat man gesagt, mit seinen Bergen, Pflanzen, Tieren schaut jetzt so aus, während man dasselbe nicht mehr erkennen würde, wenn man das nämliche Stück unter der Beleuchtung der silurischen oder Juraperiode betrachtet. Anders erhalte sich die Bedeutung von Geisteswerken; man wird einen Homer oder Shakespeare noch nach Äonen begreifen und anstaunen. Die Naturschilderung dagegen sei eine topographische Momentaufnahme, deren Unterlage gleich den Wolkengestalten des Himmels vergeht und wechselt.

Ich glaube dagegen annehmen zu dürfen, daß diese Auffassung deshalb eine irrtümliche genannt werden muß, weil dem Dasein des Menschengeschlechtes auf der Erde noch mehr eine bloß episodische Bedeutung zukommt, als den großen Perioden ihrer physischen Geschichte. Man kann sich dabei an das Wort Napoleons erinnern, welcher einen berühmten Mann, der ihm von unsterblichem Nachruhm erzählte, fragte, wie lange er sich ziffermäßig diesen Ruhm vorstelle. Dieser meinte, fünf- oder sechstausend Jahre würden wohl genügen. Darauf meinte der Cäsar lächelnd: „Wie bescheiden!"

Auf den vorliegenden Gegenstand angewendet, erscheint mir die Darstellung oder Schilderung einer Naturerscheinung, wie es ein solches Gebirge, das einmal nicht war und einmal wieder nicht sein wird, für die Erfassung des Geistes der Welt ebenso wichtig und weittragend, als eine Schilderung vom Zorne des Achilleus oder vom Wahnsinn der Ophelia.

Hier wie dort können wir an die Ahnung einer alles beseelenden Gewalt herantreten, welche in ungezählten aufeinanderfolgenden Gestaltungen, unbekümmert um Menschenaugen,

ein Werk schafft, dessen Anfang, Ende und Bedeutung über alle unsere Hilfsmittel des Verstehens hinausgeht. Darum muß auch die Beschauung und das Verständnis des ewig vergehenden Stoffes für uns mindestens so viel bedeuten, als die dichterische Verkörperung von menschlichem Streben und Leiden.

Gehen wir nun auf unseren Berg.

Man kann das alte Korallenriff von verschiedenen Ansiedelungen auf einer Hochfläche, die selbst schon tausend Meter und darüber hoch ist, angehen, wie Völs, Seis, Kastelrutt, lauter schönen, sauberen, aus stattlichen Häusern zusammengesetzten Ortschaften, welche da so hoch über dem Meere liegen, wie auf gleicher Erhebung in den Nordalpen keine Dörfer und Marktflecken, sondern nur Heustadel und Sennhütten zu sehen sind. Am bequemsten steigt man über das Bad Ratzes hinauf.

Wenn es einem Künstler einfiele, durch ein Bildwerk diejenige Zeit der Erde darzustellen, welche unmittelbar vor der Schwelle von dem liegt, was wir heute Geschichte nennen, so müßte er sich, um die richtige Stimmung zu finden, eine solche Berggegend vor Aufgang der Sonne betrachten. Starr erheben sich die Felsen aus dem grauen Dämmerlicht — nichts rührt sich, der Morgenstern glänzt, und eine Ahnung, daß all diese Ruhe bald unter Bewegung und Leben verschwinden wird, füllt den Weltraum aus. Und wenn dann die Sonne erscheint, so merkt man dieselbe an nichts anderem zuerst, als an dem blutroten Glanze der Spitzen. So ist es auch mit der Geschichte. Sowie die Dämmerung verschwindet, sehen wir Spitzen in grellem, oft blutigem Scheine — Könige, Riesenmenschen, Helden, Priester, Vertraute der Götter. Erst später rückt der Sonnenschein weiter in die Tiefe herab und zeigt uns dann in fahlerem Glanze auch das, was sich dort unten rührt und bewegt.

Durch die Schlucht des Frötschbaches hinein kommt eines nach dem anderen von den Schaustücken, die stets unsere Einbildungskraft beschäftigen, wenn wir an die Natur der Kalkalpen denken. Man sieht da die Fichten, überragt von bleichen Wänden, die als Bäche austretenden Quellen, die Königskerzen an krystallhellen Tümpeln, dann weiter hinauf die zackigen Fichtenleichen und den blauen Eisenhut neben den morschen Schnittflächen der Stümpfe.

Unten am Schlernwald haben sich zwei adelige Geschlechter in den oben erwähnten Burgen angesiedelt, vielleicht gelockt durch die Anziehungskraft dieses Berges, der bis auf den heutigen Tag in so verschiedener Weise von sich reden macht — Salegg und Hauenstein. Das letztere ist ganz und gar von Wald umringt und erhebt sich auf steiler Höhe. Es war einst von Oswald von Wolkenstein bewohnt, einem Verseschmied, welchen uns unsere Germanisten im Dufte der Verklärung durch das mittelhochdeutsche Wörterbuch als Dichter vorführen. Stoff für wirkliche Dichter bieten die Ereignisse seines Lebens, welche in der That mehrfach verherrlicht wurden. Dieses Leben war ein schroffes und vielfach ausgezacktes Gebilde. Wenn wir die Lebensläufe unserer heutigen Poeten dagegenhalten, so glauben wir neben dem Hauenstein eine Zinswohnung zu erblicken und erinnern uns vielleicht an die Professuren und Orden, welchen diese nicht entrinnen, während der Wolkensteiner, unter uns wandelnd, dem Schub und dem Vagabundengesetze nicht entgangen wäre.

Während wir aufwärts streben, taucht hinter uns in einem Zirkel von Nord- nach Südwest ein weißes Gebilde nach dem anderen auf. Durch den grelleren und stetigeren Glanz unterscheidet es sich von Wolken. Es sind die Ferner im Ötzthal, um den Ortler und um die obere Sarca herum. Bald reihen sich ihnen, zuerst als schmales Band über die Porphyrhöhen des anderen Eisakufers aufsteigend,

dann in immer hellerer Entwickelung die Stubaier Gletscher an und endlich auch die Duxer und die Zillerthaler und der silberne Mantel des großen Venediger. Mittlerweile treiben unsere Bergschuhe in ihrer Weise Geognosie. Trocken gehen sie über den Kalk oder über das ehemalige Korallengerüste, dessen weiße Schotterflächen das Wasser leicht durchlassen. Von feuchtem Schlamm durchnäßt werden sie im Melaphyr, der den herabgefallenen Regen festhält.

Einige Figuren, denen man auf solchen Pfaden oft begegnet, können hier angebracht werden. Thun wir die widerwärtigste zuerst ab, nämlich den Tierquäler, der sich von einem Maultier auf derartigen Pfaden in die Höhe tragen läßt. Es gibt auch solche Leute; die fortwährende Begleitung von Schweißgeruch, keuchender, erschöpfter Kreatur, Flüchen, Hieben und dazu eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit von gelegentlicher Abschüttelung hindern derartige Touristen nicht in ihren Unternehmungen. Ihnen gesellt sich als neuester Sprosse am Baume des Fexentums der „Mann mit der Gletscherhacke" bei. Schon genügt es nicht mehr, sich vor der Abreise aus der heimischen Stadt noch mit nackten Knieen im Kaffeehaus zu zeigen und mit einem drei Meter langen geschulterten Bergstock vor die Eisenbahnschalter zu treten; jetzt wird schon als Legitimation auf jeden Reitsteg die Eishacke mitgenommen.

Ihnen begegnen, bereits auf dem Rückweg begriffen, andere Kulturträger, welche sich nicht diese oder jene Alpenblume als Andenken mitgenommen, sondern ihren Hut unter einem Futterscheffel von Edelweiß und Prunellen begraben haben, oft auch noch ein paar Kilo dieser Blumen an den Bergstock gebunden tragen. Von denjenigen, die jedoch wirklich in solche Landschaft gehören, sei der Schafhirt genannt, der vielleicht Vorübergehende nach seinen entlaufenen Pfleglingen fragt, der Holzhauer, der Lärchbäume zu Schindeln zerschneidet, der

Pechler, der sich scheu im Walde herumdrückt, der Ochsenhüter, der sich die Stunden auf den einsamen Matten mit Peitschenknallen vertreibt, und, wenn wir mit einem Fernrohre auf die sich vor uns mit jedem Schritt jetzt weiter ausflachende Seiser Alp hinüberschauen wollten, auch vielleicht der eine und andere Gast der Heubäder, welcher dort zwischen den Stadeln hin und her geht.

Zur Unterweisung derjenigen, welche meiner Einladung folgen und sich auf dem Schlern eine Erinnerung für ihr ganzes Leben holen, diene die Mitteilung, daß der Weg um so bequemer wird, je mehr man sich der Höhe nähert. Am steilsten ist er von unten durch den Wald herauf angelegt. Oben im grauen Geschröf zieht er sich sanfter in vielen Windungen hinan. Dort beginnt auch schon manche Edelweißblüte, viel weißer als der alte Korallenboden, sich von ihm abzuheben. Daneben gedeihen die blaß-veilchenblauen Astern der Alpen, die „winzige" Gentiane, die Edelraute, die Prunelle — letztere von allen Blüten der Hochalpen die duftigste.

Es ist vorhin von den Wundern dieses Berges die Rede gewesen, an die immer geglaubt wurde. Auf das herzerfreulichste dieser Wunder ist man aber eigentlich recht spät gekommen.

Vom Schlern sieht man ganz Tirol. Der Gesichtskreis ist ein silberner Ring von Flächen, der in sich selbst zurückkehrt. Gerade im Norden das Eis der Duxer, dann ein Quadrant gegen Osten bis zum Eis der Cima Pordoi und der Marmolata, dann ein Quadrant gegen Süden bis zu den Schneefeldern der Brenta, ein Quadrant gegen Westen bis zum „Ende der Welt" und zum Ortler, dann wieder ein weißer Quadrant zum Norden zurück. Das ist die metallglänzende Schale, welche im Rund das Grün der Fichtenhöhen, die blau hinabdämmernden vielen Thaltiefen, die glitzernde Menge der Kirchen, Ansiedelungen, Flüsse, Wege,

Almenböden, Felskuppen, Schienenstraßen samt den darüber sich hinbewegenden Lichtbahnen und Wolkenzügen einfaßt. Es ist der Wunderberg von Tirol.

Bis nahe gegen den Rand der Hochfläche hin begegnet man noch dem einen und anderen Wässerlein, das von Lattichblättern zugedeckt ist, oder geht durch Krummholz, an dessen Nadelspitzen bis weit in den Vormittag hinein Tautropfen hängen. Mancher Dolomitzacken begnügt sich nicht damit, daß er selbst in den tiefblauen Himmel hinein seine scharfen Umrisse vorstreckt, sondern er wirft auch noch über die weißen klippigen Böden hin einen ungeheuerlich verlängerten, schwarzen Schatten. Hie und da kann man eine vom Sonnenschein und vom abschmelzenden Schneewasser überrieselte Platte aus der Ferne kaum von einem Lawinenüberrest unterscheiden. In ihrer feuchten Nähe haben sich noch Alpenrosen brennrot erhalten, die anderswo verblaßt oder abgeblüht sind. Wenn man dann endlich die Hochfläche, über welcher der Gipfel, ein bleiches Gewirre nackter Felsrippen, kaum mehr in Hügelhöhe erhaben ist, erreicht hat, so nimmt man alsbald wahr, daß die Aussicht des Schlern nicht nur die während des Aufstieges vermuteten Eigenschaften, sondern, diesen beigefügt, noch einen Vorzug hat, welcher überrascht.

Man konnte sich denken, daß der Schlern durch seine Lage zu einer Art von Bergen gehöre, welche man mit Aussichtsgerüsten vergleichen kann. Ähnliche solcher Gerüste sind der Schafberg in Oberösterreich, die Schmittenhöhe, das Kalser Thörl, der Dobratsch und noch viele andere, von denen man sogenannte Panoramen angefertigt hat, und der Beschauer, den man an solche Örtlichkeiten führt, befindet sich in der That vor einem Panorama. Die große Pracht und Weite des Gesichtskreises ist da allerdings einer erbaulichen Stunde förderlich, und die Einbildungskraft wird in einer Weise angeregt, welche an die Einwirkung des Anblicks der Meer-

flut oder selbst des gestirnten Himmels erinnert. Es sind aber, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, nur allgemeine Gefühle, Empfindungen unbestimmten Inhalts, die sich da ergeben. Die lehrreiche Kraft des sinnlich Greifbaren tritt da zurück, und ich für meinen Teil gestehe, daß ich solche Panoramenberge weniger schätze, als etwa einen Thalboden, auf welchem eine Gletscherwand mit all ihren Erscheinungen aufsteht, und auf welchen aus wolkenumgebenen Schalen in steilen Staubfällen die ersten Rinnsale eines Stromes zusammengeschüttet werden. Der Einblick in die große Werkstatt ist hier ergreifender als dort.

Sowie man nun die Hochfläche des Schlern erreicht hat, so nimmt man jedoch wahr, daß die Standorte hier nicht nur Gelegenheit zum Hinausirren in weite Gesichtskreise, sondern auch zur Versenkung in das Treiben der Kräfte aus nächster Nähe gewähren. Der Rosengarten mit all seinen Bastionen und Anhängseln, den Roßzähnen, den Vajolettürmen und anderen Vorwerken scheint auf der gleichen Hochfläche aufzustehen, und man sieht hinein in alle die zersägten Hochthäler, in die schneeerfüllten Mulden, und glaubt das Rasseln der Steine zu hören, welche unaufhörlich, von der wandelnden Sonne befreit, aus den vereisten Wänden der Kamine herabstürzen und die Schutthalden vergrößern, die von den Bächen allgemach zur Erweiterung der Lagunen am Meere weitergeflößt werden.

Dies ist die wahre Sanduhr der Zeit und auch der Ewigkeit, und solche Dinge im Gemüte erwogen zu haben, gehört zu den schönsten Mitgiften, die man von einer Höhe mitbringt, welche nicht nur Träume in die Ferne hinein anregt, sondern auch Dinge zeigt, welche uns, als hinfälligen Geschöpfen dieser Welt, die wir mit allem anderen ihrem Wandel unterliegen, so nahe berühren, wie der eigene Herzschlag.

Ich hörte eines Tages im Bade Ratzes davon sprechen, daß auf dem Schlern weiße Alpenrosen gedeihen sollen. Der Botaniker bezeichnet dieselben als eine äußerst seltene Varietät des blitzfarbig blühenden Rhododendron, von welcher, nebenbei gesagt, ich selbst niemals ein Exemplar zu Gesicht bekommen habe. Das Volk dagegen legt dieser Kakerlakbildung verschiedene wunderbare Eigenschaften bei.

Ich kann diesen Volksglauben nicht erwähnen, ohne mich an eine wunderliche Krankengeschichte zu erinnern, von welcher damals in einem engeren Kreise der Badegäste vielfach die Rede war. In ihrer schlichten Einfachheit erschien sie mir ergreifend, und ich will sie hier kurz wiedergeben, weil sie mir bedeutsam erscheint für die Einwirkung auf Geist und Körper, mit welcher die Erhabenheit dieser Alpenwelt begnadigt ist.

Ein junger Stubengelehrter von zartem Körperbau, welcher sich nur selten die Muße gönnte, von seinen Büchern weg in die sonnige Welt zu schauen, war gefährlich erkrankt. Schon längst hatten die wenigen Bekannten oder Freunde, welche Zutritt zu ihm fanden, aus seiner wehmütigen Stimmung Veranlassung genommen, sich wechselseitig ihre Befürchtungen mitzuteilen. Ihm selbst gegenüber beschränkten sie sich darauf, daß sie ihn ermahnten, mit seiner Gesundheit haushälterischer zu Werke zu gehen. Sie ermunterten ihn, aus seiner Umgebung von bedrucktem Papier, Staub, Pappe und Einbandleder und der nächtlichen Lampe sich zeitweilig zu entfernen und draußen unter den lebendigen Strömen, unter dem Himmel sich zu kräftigen.

Über allen derartigen Zuspruch setzte sich Doktor Theophil mit einem Achselzucken lächelnd hinweg. Er gehörte unter diejenigen Menschen, in welchen durch eine unverständige Erziehung zunächst ein gelehrter Ehrgeiz angeregt und geschaffen wird, in welchen sie sich nach und nach so weit

verstricken, daß ihnen das Bewußtsein von Luft und Sonne ganz entschwindet und sie mit diesen Begriffen nur mehr dann zusammentreffen, wenn sie dieselben in ihren Klassikern finden, welche sie mit ihren Scholien kommentieren. Es sind das jene Leute, für welche die Welt nur auf dem Durchgang durch die Druckerschwärze vorhanden ist, die sich gegen die sinnliche Erscheinung absperren und sich fast ausschließlich mit dem Gedanken beschäftigen, die ein anderer Autor über einen vorhergegangenen Autor gehabt hat. Zum Wagnis, eigene Gedanken oder Bilder auszudrücken, kommen solche Menschen schon deshalb nicht, weil die Fähigkeit zu solchen in ihnen allmählich versiegt, und selbst, wenn sie dieselben zum Ausdruck brächten, ihnen nur den Ruf eines modernen Scribenten eintrügen, während die Beschäftigung mit den Gedanken anderer ihre Gestalt vor den Augen der Welt mit dem ehrfurchtgebietenden Lorbeerrahmen der Wissenschaftlichkeit umzieht.

Doktor Theophil konnte genau Rechenschaft geben über irgend ein Buch, in welchem vor einigen Jahrhunderten ein Polyhistor seine Bemerkungen zu dem Gedicht des Hesiod über die Tage und ihre Werke oder zu den Versen des Lucretius über die Natur der Dinge niedergelegt hatte. Wäre er jemals in den hinter seinem Hause gelegenen Garten gekommen, so hätte er die wenigsten Bäume zu benennen gewußt, so wenig, als er die Vögel kannte, die um den Kirchturm flogen, oder die Blumen, mit welchen zeitweilig die mitleidige Haushälterin seinen Tisch zierte. Er dachte nicht daran, daß ihm ganz und gar der Stoff zu seinen Analectis oder Animadversionibus fehlen würde, wenn es die alten Poeten, mit welchen er sich beschäftigte, geradeso gemacht hätten wie er.

Genug, eines Tages schüttelte ihn das Fieber und er legte sich zu Bett. Er sah, daß ihn eine Krankheit ergriffen

hatte, wußte aber nicht, daß er schon lange krank gewesen und daß ihm jetzt nur endlich die lebendige Natur, die sich nicht mehr vertrösten lassen wollte, mit der Heftigkeit eines gemißhandelten Gläubigers ihre Rechnung überreichte.

Was in Wirklichkeit mit ihm während der nächsten Tage vorging, davon bewahrte er keine Erinnerung. Dagegen blieb ihm die Traumwelt der Fiebervorstellungen gegenwärtig, von welchen er zum Schrecken derjenigen, welche ihn pflegten, heimgesucht wurde. Die Natur spielte hier in ihrer Ironie, wie sie es immer thut, mit Dingen, die jener Wirklichkeit, welche den Träumenden in seinem Alltagsleben umgibt, gerade entgegengesetzt sind. Die Ahnung des Volkes hat den Sinn solches ironischen Treibens aufgefaßt, indem es die Bedeutung der Traumbilder in ihre Gegenteile verkehrt. Jeder weiß, daß Perlen Thränen und Kot Gold bedeuten.

So hatte der Fieberkranke in seinen Träumen Gesichte der wundersamsten Art. Nichts von dem, was er im wachen Zustande erstrebte, oder was ihn in den Stunden seiner Arbeit umgab, war da zu sehen. Er hatte es mit keinen Bibliotheksleitern, Büchergestellen, schweinsledernen Einbänden, mit keinen Textkonjekturen zu thun. Landschaften von unerhörter Pracht umgaben ihn. Eine Beleuchtung, welche mit der irdischen gar keine Ähnlichkeit hatte, lag über Höhen und Tiefen, die in einem Farbenglanze strahlten, der niemals von einem Auge gesehen wurde.

Diese Träume wurden von wachen Stunden unterbrochen. Während dieser sah er oft allerlei Körper in blendend weißem Lichte durch das Zimmer fliegen, weiße Blumensterne und Schmetterlinge, auch Schneefelder und Gletscherflächen. Er machte seine Umgebung lächelnd darauf aufmerksam, indem er sie aufforderte, diese Dinge einzufangen und ihm zu bringen. Die Bestürzung und die Thränen, welche er durch solche Worte hervorrief, übersah er. Ist es doch für jede Kranken-

wärterin eine ausgemachte Sache, daß das Erblicken von weißen Gegenständen den baldigen Tod des Fieberkranken bedeute.

So ging es etwa eine Woche fort, dann wendete sich die Krankheit zum Bessern, und es traten die Anzeichen der Genesung ein. Bald konnte der Kranke sein Lager verlassen und täglich einige Stunden am geöffneten Fenster zubringen, wo ihn die laue Luft des beginnenden Sommers anwehte.

Als er mehr und mehr erstarkte, wurde ihm erzählt, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Und als Beweis hiefür erwähnte man die weißen Körper, die von ihm in seinen Delirien mit offenen Augen gesehen worden waren. Die Erinnerung an diese letzteren hatte er fast verloren, dagegen waren ihm die Landschaften, in welchen er sich unter märchenhaften Gestirnen herumgetrieben hatte, treu im Gedächtnis geblieben, und bald verband seine Einbildungskraft, welche von der Einwirkung der schlimmen Krankheit her immer noch gereizter war als in früheren Tagen, die beiden Vorstellungsreihen. Er setzte die ihm geschilderten Bilder, die er wachend gesehen hatte, in seine Traumlandschaften hinein, und es erschienen nun mitten in denselben lebendige Wesen, die nicht minder unerhört waren als dieses Land in seiner überirdischen Beleuchtung.

Der erfahrene Arzt, welcher den schwächlichen Gelehrten behandelte, sah ein, daß es auf diesem Wege nur langsam mit ihm vorwärts gehe. Es mußte, wie er glaubte, Luft, Lebensweise und Umgebung verändert und vor allem dafür gesorgt werden, daß der überreizte Mann nicht wieder in seine Gewohnheiten zurückfalle. Zum Glück war die Jahreszeit günstig und nach langem Widerstreben willigte Doktor Theophil ein, ein hochgelegenes, von Wald umgebenes Bad in den südlichen Bergen Tirols, Ratzes, aufzusuchen. Der Arzt schickte ihn dorthin, weil er sich von den regnerischen Som-

mern des Nordens nichts Gutes versprach und auch aus seiner eigenen Erfahrung wußte, daß die glücklichen Ansiedelungen jener Hochthäler wohl an dem heiteren Himmel, aber nicht an der lästigen Wärme Welschlands teilnehmen.

Als Doktor Theophil im Wagen dort hinauffuhr durch den Lärchenwald unter den weißen Wänden des Schlern, da kam er sich vor wie ein Kind, welches erst sehen und den Raum in der Welt sich zurechtlegen lernen muß. In einem Buche hatte er gelesen, daß auf jener Burg, welche auf steilen Felsen ragt, der Minnesänger Oswald von Wolkenstein gehaust habe. Er gedachte, sich zunächst darum zu erkundigen, ob die Werke dieses Poeten irgendwo ediert seien und ob noch weiteres handschriftliches Material vorliege. Beim Namen des Bades Ratzes kamen ihm die Rhätier in den Sinn, die einst in diesen Bergen gehaust hatten, und deren Name, durch „Zetacismus" verunstaltet, offenbar noch in diesem Worte fortlebte. Sollten die Trümmer, welche dort aus dem Walde herausschauten, nichts mit jenen arces der Genauen zu thun gehabt haben, von denen Horaz in der Ode an den Drusus spricht? Sollte wirklich jene Konjektur anzunehmen sein, die statt des l im Namen des hochgetürmten Castelles Sublavione ein s las? Verdiente es die Elimination oder Assimilation des r im alten Flußnamen Isarcus, daß man heute dafür das Wort Eisak statt mit einem einfachen k mit einem ck schreibt?

Solche Gedanken beschäftigten ihn, wenn er seinen morgendlichen Gang durch den Wald hinaus unternahm. Wohl keiner der Gäste, die dort zwischen den Farnen im Baumschatten neben den hellen Bächen herumsaßen, zerbrach sich mit ähnlichen Dingen den Kopf. Die meisten dachten an eine schickliche Abwechselung zwischen Essen und Baden, einige banden Sträuße von Alpenblumen, und wieder andere schauten, ohne irgend welchen Gedanken nachzuhängen, in die

leise Flutung der Quellbäche hinein, welche sich durch den Wald hindurchwinden.

Indessen veränderte sich doch nach und nach die Empfindungsweise und die Sinnesrichtung des Doktor Theophil, ohne daß er sich solcher Änderung bewußt wurde. Der Lebensstrom, in welchen er da eingetaucht worden war, zog ihn langsam in seine Kreise. Er folgte oft mit den Augen den Wasserpflanzen, die sich der Bewegung der Wellen anbequemten.

Da blitzten aber manchmal urplötzlich und mit der Schnelligkeit einer Sternschnuppe wieder verschwindend in den Stunden des einen und anderen solchen Ganges Verbindungen auf zwischen dem, was ihn hier umgab, und den Gesichten, welche ihm vor der Schwelle des Todes erstanden waren. Die Krankheit hatte er sich noch nicht so gründlich aus dem Leibe hinweggeschafft, als er es wohl selbst denken mochte. Die Nervenstränge zitterten immer noch nach von dem Sturme, der damals über sie gekommen war.

Während er ruhig auf einer Bank neben moosbedeckten Felsen im Angesichte der aufquellenden Brunnen saß, kehrte seine Einbildungskraft nicht selten in jenes Gebiet zurück, welches er damals, obwohl von Fieberschauern gerüttelt, gleichwohl in einem Gefühle angenehmer Kühlung, dem Anhauch des drohenden Todes durchschritten hatte. Waren doch durch den Himmel jenes Gebietes Luftgestalten und Blumen hingezogen, blühweiß wie die Sommerwolken, welche jetzt vor seinen leiblichen Augen langsam über den Himmel des südlichen Landes wandelten.

Eines Tages sah er ein jugendliches Weib mit einem Strauße lilienweißer Blumen durch den Wald herabkommen. Er betrachtete sowohl die Frau als die Blumen genau. Beim Anblick der letzteren überkam ihn eine unheimliche Empfin-

dung. Wäre die Farbe nicht gewesen, so hätte er sie ohneweiteres für Alpenrosen erklärt. Aber diese sind ja rot — sie heißen am Schlern Dunarstauden, von Donar, dem Gott der Blitze, mit deren Feuerschein ihre Farbe mehr als die jeder anderen Blume zusammenstimmt.

Nunmehr wurde er an sich selbst irre und begann der Rückkehr jener Tage ins Gesicht zu schauen, an welchen ihm die schneeigen Phantome erschienen waren. Fast zitternd ging er nach Hause, und als er seinem Tischnachbar, einem einheimischen, gemütlichen Manne, welcher ihn zeitweilig ins Gespräch zog, gegenübersaß, war zu dessen Verwunderung seine erste Frage die, ob es weiße Alpenrosen gäbe.

„Gewiß," antwortete dieser, „aber sie sind sehr selten. Der Schlern dort oben ist einer der wenigen Berge, worauf deren zuweilen gefunden werden. Doch," setzte er nach einer Weile lächelnd hinzu, „man muß ein Sonntagskind oder ein besonders begnadeter Mensch sein, wenn man sie erblicken können soll."

Dieses Lächeln kam dem Doktor Theophil so wunderlich vor, daß er immer weiter in die überreizte Stimmung hineingeriet, in welcher er das Badehaus betreten hatte.

Wußte dieser Mensch vom Geheimnis seiner Krankheit und machte er sich über ihn in einer satanischen Weise lustig? Lebte er selbst überhaupt in dem, was man die wirkliche Welt nennt, oder war er schon wieder in jenes Reich blendender Luftgestalten entrückt? Hatten sich doch auch damals auf seinem Krankenbette die Grenzen der beiden Gebiete fortwährend übereinander verschoben, und waren von ihm selbst im Tageslicht der Krankenstube, in welchem die Wärterin ängstlich an seinem Bette saß, Boten aus jenem anderen Reiche erblickt worden, worin er sich in seinen Träumen befunden hatte.

Am nächsten Morgen beschloß er, diesen aufregenden

Grübeleien ein Ende zu machen. Er begab sich auf den Berg hinauf, um die Blume der Sonntagskinder zu suchen. Aber so viel er in dem Gewirre der Hügel, welche die Hochfläche desselben unterbrechen, herumspähte, er fand nichts. Ein Senne, welchen er fragte, schüttelte den Kopf und deutete mit der Hand nach weißen Wolken, die unter den grellfarbigen Wänden des „Rotherd", welcher fast purpurn durch die Dünste schimmerte, herumzogen.

Er kehrte mit leeren Händen nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen stieg er abermals den Berg an, kletterte über Alpenmatten und erreichte Kare, die von schwarzen Melaphyrhaufen, alten Lavazungen, ausgefüllt waren, mühte sich an Hängen ab, auf denen kein Grashalm gedieh, zwängte sich durch die verworrensten Dickichte der Legföhren und gelangte an den Rand von Becken, in welche glitzernde Wasserfälle ihre Flut ergossen. Das Geschrei der Jochdohlen verfolgte ihn, er sah wohl die Klüfte im fernen Eise der Marmolata und hier und dort durch die Nebel hindurch wie einen Brand, der von blutroten Wänden ausging; er schritt auch an den scharlachroten Kelchen der „glänzenden" Potentilla vorüber — aber nirgends tauchte die Wunderpflanze vor ihm auf.

Ebenso machte er es an einem zweiten, an einem dritten und an einer Reihe von folgenden Tagen, immer mit dem gleichen Erfolg.

Mittlerweile bemerkte er, wie nicht selten die Blicke seiner Tischnachbarn mit dem Ausdruck des Gefallens auf ihm ruhten, und bei Gelegenheit zeigte ihm sein Spiegel, daß er ein völlig anderes Aussehen gewonnen hatte. Konnte er darüber noch Zweifel hegen, so wurden sie eines Tages ganz und gar zerstreut durch die Ausrufe des Arztes, der ihn hiehergeschickt hatte, und der wieder, wie alljährlich, zu seiner gewohnten Erholungsstätte heraufgekommen war.

Dieser beglückwünschte zuerst den Doktor und dann sich selbst zu dem Siege, der hier über einen unheimlichen und furchtbaren Feind davongetragen worden war.

„Dem Himmel sei's Dank!" sagte der wackere Mann ein- über das anderemal.

Doktor Theophil erzählte ihm die wunderliche Geschichte mit den weißen Alpenrosen.

Der Arzt hörte ihm nicht ohne Bewegung zu. Doktor Theophil sah ihm an, daß ihm eigentümliche Gedanken durch den Kopf gehen mußten.

„Wohl gibt es solche Blumen auf dem Schlern," sagte er nach einer Weile. „Ich habe mitunter davon reden gehört, aber noch nie eine einzige zu Gesicht bekommen. Sie waren jedoch glücklicher als alle Finder, wenn sie auch das wunderbare Kraut nicht gepflückt haben."

Am nächsten Tage begleitete er seinen Pflegling auf einem der Gänge, welche diesem jetzt zur Lust und zur Gewohnheit geworden waren. Er staunte über die Freude und Anregung, welche ihm jetzt aus allen Erscheinungen der Gotteswelt entgegentraten.

„Das ist die wahre, weiße Alpenrose, die von Ihnen geholt wurde," sagte er. „Licht und Kraft haben das Ungetüm verscheucht, welches sie bereits in seinem Banne hielt."

Als Theophil bei diesen Worten den Arzt anschaute, gewahrte er in seinen Augen, die auf ihn gerichtet waren, einen Ausdruck, den er jetzt deutlich genug verstand. Er begriff, um was es sich gehandelt hatte. Mochte das schwarze Ungetüm in der gewöhnlichen Sprechweise der Menschen heißen wie immer — Siechtum, Zerrüttung, Nervenelend, Irrwahn — er war geheilt, geheilt im Jungbrunnen der schaffenden Natur.

Der Arzt hatte ihm aber nicht alles gesagt. Er war

einer von jenen Ärzten, bei welchen Krankheit und Heilmittel nicht, wie auf einem Eisenbahnfahrplan Abfahrt und Ankunft, an einer Wandtabelle nebeneinander stehen. Er war alt genug geworden, und hatte hinlänglich viel gesehen, um eine Magie der Dinge zu ahnen.

So schien es ihm, als ob in der lichten, weißen Erscheinung, welche seinem Pflegling gegen das Ende der Krankheit hin so oft vor die Augen getreten war, sich bereits der erste Knospentrieb des beginnenden Heiles, das sich späterhin in der Verfolgung der weißen Blume und dann im Verlauf seiner Wallfahrtsgänge in der Freude an den Firnfeldern und dem Silberschaum der Stürze weiter entfaltete und befestigte, zuerst gerührt und ihn im unbewußten Drange zur leiblichen und geistigen Genesung geführt hätte.

---

# VIII.

## In Südtirol.

### 1. Fahrstraßen.

Wenn man sich mit Hinsicht auf Bergfahrten Südtirol betrachtet und dasselbe mit seinem Nachbarlande, der Schweiz, vergleicht, so findet man dieses letztere sofort mit weit mehr Straßen ausgestattet. Dicke schwarze oder rote Streifen der Karten bedeuten die Schienenwege. Dieselben dienen dazu, um die Fremden ins Land hineinzuführen und sie dasselbe geradelinig durchreisen zu lassen. Allerdings überschreitet bis jetzt mit Ausnahme des Schienenweges, welcher durch den St. Gotthard gebrochen ist, keine dieser Eisenstraßen den wasserscheidenden Kamm der Alpen, wie es bei uns die Semmeringbahn, die Kronprinz Rudolf-Bahn, die Pontebba-Linie und endlich die Brennerbahn thun.

Dafür aber sind mindestens drei Viertel dieser dick angestrichenen Verkehrswege Fahrstraßen, welche den Zugang zu den größten Schaustücken der Alpenwelt vermitteln. Wir finden, indem wir von Osten gegen Westen fortschreiten, den Ofen- und Fluelapaß, den Albulapaß und den Julier, den St. Bernardiner und die Furca, den Brünig und die Straße durch das Simmenthal, den Simplon — abgesehen von einer großen Anzahl von Fahrstraßen, welche zwar keinen der großen wasserscheidenden Kämme überschreiten oder es streckenweise hinüber nur in der Gestalt von Saumwegen thun, doch aber in die schönsten Hochthäler, wie beispielsweise Grindelwald, Lauterbrunn, Engelberg, Kandersteg an der Gemmi u. s. w. hinaufführen.

Es gehört keine Einbildungskraft dazu, um sich vor-

zustellen, was der Schweizer Verkehr ohne diese Straßen wäre. Die Pracht des Hochgebirges wäre nur in kleineren Kreisen von Bergsteigern bekannt geworden.

Es ist selbstverständlich, daß die Anlage von Eisenbahnen in Gebirgsländern von solcher Höhenentwickelung stets nur eine verhältnismäßig beschränkte sein kann. Diese werden deshalb niemals den Reisenden auf wünschenswerte Weise in die mannigfaltige Pracht der Eiswelt einführen. Für diejenigen, welche sich Leib und Seele in jener Welt erfrischen wollen und die Kraft dazu haben, bliebe also nur der Fußsteig oder der Saumweg. Die Fahrstraßen aber sorgen dafür, daß Alle in das Gebirge hereinkommen können. Darunter sind diejenigen Reisenden inbegriffen, deren Anwesenheit im Lande aus wirtschaftlichen Rücksichten am meisten gewünscht werden muß.

Vergleichen wir damit die Verkehrsverhältnisse des benachbarten Alpenlandes Tirol, welches durch so manche eigentümliche Gestaltung seines Hochgebirges, seine so bedeutungsvoll voneinander unterschiedenen Alpengruppen und Thäler, nebst anderen hinzukommenden eigenartigen Schönheiten längst als des Wettbewerbes mit der herrlichen Schweiz würdig erkannt worden ist, so tritt uns ein völlig verschiedenes Bild vor die Augen.

Tirol hat zwei Bahnlinien, welche die bedeutungsvolle europäische Wasserscheide zwischen Nord oder Ost und dem Mittelmeerbecken überschreiten. Im übrigen aber gleicht das Bergland einer mächtigen Großstadt, um welche sich zwar eine Ringstraße oder ein Boulevard herumschlingt, zu deren merkwürdigen Gebäuden und Denkmälern aber entweder gar keine Straße oder nur Sackgassen mangelhafter Art hineinführen. Es ist kaum möglich, in Tirol eine genußvolle Wagenfahrt anders, als auf dieser Ringstraße zurückzulegen, bei welcher nur an verhältnismäßig wenigen Stellen dem

Blick die Möglichkeit einer Ahnung gegeben ist, sich vorzustellen, was etwa zu sehen wäre, wenn man hinter diese Versetzstücke hinein einen Weg gebahnt hätte.

Wenn man die Zunahme des Fremdenverkehrs als etwas Wünschenswertes auffaßt — und vom volkswirtschaftlichen Standpunkt dürfte gegen eine solche Anschauung kaum ein Einwand erhoben werden —, so muß ein Land für wohlhabende Reisende, oder, besser gesagt, für den modernen Menschen, wie er nun einmal ist, zugänglich gemacht werden. Damit ist es aber in Tirol bei weitem nicht so bestellt, wie es sein sollte, und viele Jahrzehnte hindurch werden fruchtlos Aufsätze geschrieben und Reden gehalten, ohne daß die nächstliegenden Verkehrsbedürfnisse dadurch im geringsten gefördert werden. Der Zugang über den Jaufen nach dem herrlichen Etschland beispielsweise, dessen Umgestaltung in eine Reichsstraße zur Zeit der bayerischen Herrschaft vorbereitet war, befindet sich heute noch in dem Zustande, in welchem er zu sehen war, als die Dinge in Tirol in integrum restituiert wurden.

Erst jetzt, fast achtzig Jahre nachher, bringt man das Thal Passeier durch eine fahrbare Straße in Zusammenhang mit dem Lande.

Doch diese Straße könnte immerhin noch verhältnismäßig als eine innere Angelegenheit betrachtet werden.

Anders dagegen verhält es sich mit Straßenzügen, durch deren Herstellung das Land sofort zur Höhe eines Nebenbuhlers der Schweiz emporgehoben werden könnte. Wie man bei einem Menschen vor allem diejenigen Eigenschaften ausnützen muß, die ihm ausschließlich angehören und die er mit so wenigen als möglich teilt, so sollte dies auch bei Landschaften geschehen.

Wer hat beispielsweise nicht von den südtiroler Dolomiten gehört? Lassen wir die geologische Berechtigung dieser

Bezeichnung dahingestellt und halten wir uns an das Augenscheinliche, so haben wir ein großartiges Kalksteingebirge, welches in Färbung und Umrissen auf alle Besucher verblüffend wirkt. Bedeutende Erscheinungsformen desselben sind bis jetzt flüchtig von irgend einer Stelle der Pusterthaler Bahn aus zu sehen und dann von den drei Fahrstraßen, die durch das Höhlensteiner und Sextener Thal sowie über Castrozza angelegt sind. Gewiß sind dort sehr schöne Dinge zu sehen, aber die Straßen stehen nicht im richtigen Zusammenhange mit Fahrbahnen in das weitere und höhere Gebirge hinein und werden auch meist als Sackgassen benützt.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß in jenen Gebieten der Reisewelt ohne absonderliche Kosten eine schöne Reihe von Wandelbildern vorgeführt werden könnte, indem man dafür sorgt, daß man von Bozen aus mitten durch die Dolomitwelt hindurch nach dem berühmten Cortina fahren könnte. Die ganze Anlage wäre keineswegs eine besondere Leistung der Technik, dafür aber ein Straßenzug, von dem aus man Wunder sähe, wie nirgendwo mehr in diesem Erdteil.

Eben weil der nächste Blick auf die Karte den Thatbestand klar macht, so hat man auch oft genug die Stimme erhoben, um in dieser Sache dem Lande förderlich zu sein und der großen Reisewelt Genuß zu bieten.

Mit vieler Mühe und Not hat man es endlich durchgesetzt, daß von Bozen durch die Porphyrschluchten des Eggenthales und über den Rücken des Caressapasses hinein eine Straße bis ins Thal Fassa hergestellt wird. Der Reiseverkehr muß aber dringend eine Fortsetzung wünschen.

Käme eine Einigung mit der italienischen Regierung zu stande, von deren Gebiet in diesem Falle ein kleiner Teil durchschnitten werden müßte, so könnte man die Straße

knapp unter der Marmolata hindurch über den fichtenbeschatteten Fedajapaß fortsetzen, erreichte bei Buchenstein wieder tirolisches Gebiet und gelangte über den Sattel Tra i Sassi nach Cortina. Der Bezirksrichter in Buchenstein, dessen Amtssitz ein in eine höhere Potenz erhobenes Passeir ist, ein wahrer Rechtshirte in partibus infidelium, würde sicherlich gegen diese Mitgift, welche ihm der europäische Reiseverkehr zubrächte, keine Einwendung erheben.

Alle diese Päße sind verhältnismäßig niedrig, und dies liegt in der Natur der Sache, weil es mit der leichten Verwitterbarkeit des Dolomitgesteins zusammenhängt, so daß die Zeit ihre Mauerbrüche bis tief herab einlegen kann.

Stellen sich, der italienischen kurzen Strecke wegen, künstliche Hindernisse in den Weg, so erreicht man Buchenstein durch eine Fahrstraße über den Pordoipaß. Da wie dort aber gibt es Ansichten, Bilder der Nähe und Ferne und Anblicke inmitten des farbenreichsten Gebirges, welches die südliche Sonne beleuchtet, so, daß die ersten durch die weite Welt hin verbreiteten Darlegungen der Eindrücke dieser Straßen gewiß alle die eine und die nämliche Tonart anschlügen, die der Verwunderung darüber, wie man solche Bilder bis an die Neige des Jahrhunderts hinab unter dem darüber gestülpten Scheffel des Schlendrians hat belassen mögen.

Die Frage dieser östlichen Straßen greift aber weiter. Sie bezieht sich nicht minder auf den Verkehr von Westen her. Um das darzulegen, muß ein wenig ausgeholt werden.

Einer der schönsten und besuchtesten Alpengärten ist das obere Engadin. Alles, was in das Hochgebirge reist, gibt sich dort ein Stelldichein. Die elegante Welt — um nun schon doch einmal bei diesem Ausdruck für eine thatsächliche Erscheinung zu bleiben — welche dort verkehrt, hat sich zugleich mehr an das von Rossen gezogene Fuhrwerk

angepaßt, als in anderen Alpengegenden. Der Grund davon liegt darin, daß es von dort aus überall hin weit ist zu den nächsten Eisenbahnen. Wer von dort irgendwo in die Welt hinaus will und nicht etwa gegen Chur oder gegen Italien hin trachtet, sondern auf seiner Rückreise sich den schönsten Teil von Tirol anschauen will, der schlägt in der Regel den weniger anmutenden Weg längs des Inn hinab und dann durch das Vintschgau gegen Meran hin ein, wenn er nicht kurzweg die Eisenbahn in Landeck aufsucht und dann nicht mehr besonders viel von dem Bergland zu sehen bekommt.

Wenn einmal die Reisewelt erfährt, wie bequem und genußreich nach Herstellung der erwähnten Straßenzwischenstücke die hochberühmten Dolomiten mit ihrem Cortina in bequemen Wagen zu erreichen sind, so wird sie es mit ihrer Rückkehr oder vielleicht auch Hinfahrt anders anstellen.

Der Weg, den ich voraussage, und der dann ungezählte Mal gemacht werden wird, geht von Maria Sils, Silvaplana, St. Moritz oder Samaden ab auf der bekannten Pontresinastraße hinab nach Poschiavo und Tirano. Dann überschreitet er den Apricapaß und geht über Edolo und den Tonalpaß in den tirolischen Sulz- und Nonsberg, von wo er über die neue Mendelstraße Bozen erreicht. Das übrige ist schon gesagt worden. Es muß aber noch hinzugesetzt werden, daß derjenige, welcher diesen Weg zurücklegt, nirgends mehr eine solche Musterkarte von allen möglichen Alpenbildungen zu sehen bekommt. Aus den Urgebirgen der Bernina, aus deren Glimmerschiefer, Gneiß und Granitwällen gelangt er durch den Dolomit, die Kreide- und Juraschichten des Nonsberges zu den Porphyralpen Bozens — ein Gang, welcher eine andere Bedeutung hat, als der durch eine geognostische Sammlung, wo alle diese Steine in Blöcken etikettiert herumliegen, weil die Landschaft im gewaltigsten und verschieden-

artigsten Aufbau auf die Bedingungen hinweist, welche ihren Umrissen durch das Gestein gegeben sind.

Wenn der Wagen auf dieser Fahrt im Sulzberg durch das Dorf Dimaro rollt, läßt sich nicht nur ein schöner Einblick in das fichtengrüne Val Selva, sondern auch ein solcher in die Gepflogenheit gewinnen, mit welcher in diesem Lande bis jetzt die Bedürfnisse des Verkehrs behandelt worden sind. Dort drinnen liegt auf der Höhe eine der berühmtesten Sommerfrischen von Tirol, die Madonna di Campiglio, achthundert Meter über Dimaro und von diesem vierzehn Kilometer entfernt. Zu diesem Kurort, der seinesgleichen sucht, haben Privatleute in der Richtung gegen Süden, gegen den Gardasee, hin, einen Fahrweg zu stande gebracht. Gegen Norden hin, in der Richtung gegen Dimaro, wohin man längs des Meledriobaches hinabsteigt, wollte die Anlage des kurzeu Straßenstückes nicht gelingen. So kam es, daß diejenigen, die von der Schweiz herrüberreisten, um sich auch einmal das durch die Anwesenheit erlauchter Personen und so viele andere Überlieferungen berühmt gewordene Campiglio anzuschauen, von Dimaro aus, von wo sie, wenn nicht der kleine Bühel des Campo es verdeckte, leicht die Anstalt mit freiem Auge sehen konnten, nicht hinzufahren vermochten, sondern hinab nach St. Michele, Trient und Pinzolo reisen und einen Umweg von nicht weniger als einhundertundvierzig Kilometer machen mußten. Die Folge ist, daß sie es bleiben ließen. Erst 1891 wurde mit der Anlage dieses Straßenstückes begonnen.

Wenn man derlei Verhältnisse betrachtet, so gelangt man beim Versuche einer Erklärung auf die Vermutung, daß es sich hier um eine Art von Tradition aus der Zeit der Pfahlbauten handelt. Die Insassen dieser Bauten hatten keine wichtigere Sorge, als jeden Augenblick die Unterbrechung

mit dem Ufer herbeiführen zu können, indem sie ihre Stege einzogen. Eine derartige Überlieferung scheint gegenüber Italien festgehalten zu werden. Während man von drüben an so vielen Orten Straßen bis an die Grenze her baut, ließ man herüben die peinlichste Vorsicht obwalten. Es wurde nicht daran gedacht, daß auf einem Wege, auf welchem ein anderer herüberkommt, man auch hinübergehen kann, um ihn auf dem eigenen Grund und Boden anzuhacken. Derlei Kühnheiten schienen den Erwägungen unserer Strategen ganz und gar fernzustehen.

So war es früher, als man beispielsweise den von Wien nach Triest führenden Schienenweg jahrelang in der Richtung gegen Italien zwischen Nabresina und Pordenone ohne Verbindung ließ, damit die „Anderen nicht herüberkommen könnten". So war es bis in die jüngsten Jahre hinein auf dem Kreuzberg in Sexten, so ist es noch heute auf dem Pleckenpaß in Kärnten und anderweitig. Das Ende so vieler Wege als Sackgassen in Südtirol dürfte auf diese Neigung zur ängstlichen Defensive zurückzuführen sein.

Es sieht aus, als ob à ricochet sogar die Verbindungswege mit der südlichen Schweiz unter dieser Bedächtigkeit leiden würden. Es ließe sich wenigstens schwer auf andere Weise erklären, warum man das arme Tauffers und Glurns im Vintschgau, die ob mangelnder Verbindung mit dem Schweizer Münsterthal gänzlich verkümmern, in dieser armseligen Lage ließe, wenn nicht eine schwanke Besorgnis vorläge, daß eines Tages die Italiener von Bormio aus mit Verletzung der schweizerischen Neutralität ins Münsterthal hinabsteigen und so mit Umgehung der Befestigungen an der Stilfserjochstraße ins Vintschgau vordringen könnten. Wollen wir hoffen, daß es mit dieser veralteten und wenig „schneidigen" Auffassung der Dinge allgemach zu Ende gehe.

Unter diesen Umständen darf man sich fast darüber

wundern, daß die herrliche Mendelstraße, welche allein eine Reise nach Tirol wert ist, zu stande kam. Es scheint dies, im Zusammenhalt mit anderen Anzeichen, darauf hinzudeuten, daß allmählich ein thatkräftigerer Geist rege wird, und daß man den Gedanken nicht mehr abweist, es könne eine Straße, welche dem Feind einen Zugang eröffnet, auch als Ausfallsthor gegen dessen böse Gelüste benützt und das Eisen nicht nur als Amboß, sondern auch als Hammer verwendet werden.

Ich habe hier zwar vorzugsweise Südtirol im Auge, will aber doch auf das Fehlen anderer wichtiger Verkehrswege, welche zum Teil damit in Zusammenhang stehen, hinweisen.

So könnte es beispielsweise nicht schaden, wenn die große Pracht der Zillerthaler Eiswelt, wenigstens bis an ihre Schwelle, nach Dux hinein, dann im Zemmgrund bis Breitlahner oder wenigstens Roßhag, für Rad und Wagen zugänglich wäre. Dann würden sich die Fremden, die jetzt nur bis Mairhofen gelangen können, nicht mehr darüber wundern, wie viel Aufhebens in der Welt von der Schönheit des Zillerthales gemacht werde. Könnten sie bis Breitlahner und an den Fuß des Greiner kommen, so würden sie, erregt von der großen Schönheit, wohl in einer anderen Tonart reden. Und schließlich wäre sogar die Fortsetzung einer solchen Straße nach Pfitsch hinüber kein gar so überspanntes Verlangen.

Nicht minder könnte Klage darüber erhoben werden, daß vom Brenner bis zum Radstadter Tauern — eine Entfernung von 170 Kilometer Luftlinie — kein Fahrweg mehr die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Etsch oder der Drau und des Inn überschreitet. Es vergeht kein Jahr, daß diesem Übelstand nicht Menschenleben zum Opfer fallen — abgesehen von der Einbuße, welche der Ruhm unserer Alpenwelt, die sich in den Hohen Tauern zu besonderem

Glanze erhebt, dabei erleidet. Die Herstellung einer Straße von Windisch-Matrei über den Felbertauern hinüber ins Herz des Pinzgau, dessen Südwall so schön im Eise funkelt, wäre doch keineswegs eine Titanenarbeit und brächte neues Leben in arme, weltverlassene Thäler.

Doch wir wollen die Liste solcher Wünsche nicht weiter ausdehnen, als auf die Örtlichkeiten, die zunächst in die Augen fallen und schon so oft fruchtlos besprochen worden sind. Es scheint in der That, das Eisen bohrt sich leichter durch die hohen Mauern des Urgesteins hindurch, als das vielfältige Bitten und Klagen durch die Hindernisse, welche vom menschlichen Beharrungsvermögen, von Eigenwillen, Eifersucht, Mangel an Thatkraft, Zaghaftigkeit in Bezug auf die Beischaffung von Mitteln, oder was es sonst immer sein mag, erhoben werden.

Thatsache bleibt, daß es in Südtirol noch immer nicht so schlecht mit Fahrwegen bestellt ist, als im nördlichen Teile des Landes, wo viele Thäler überhaupt keine Straße haben. Derlei würden die Italiener nicht dulden. Trotz der Armut ist hier der Geist der Selbsthilfe mächtiger. Als ein Beweis unter vielen möge die Fahrstraße angeführt sein, welche einzig und allein die kleine Gemeinde Ragoli zwischen Tione und Stenico an den Vallesinella-Wasserfällen vorüber nach dem herrlichen Campiglio hinauf hat anlegen lassen.

In Nordtirol scheint hier und dort noch zum Teil das Beharrungsvermögen daran schuld zu sein, daß man der Förderung des Verkehrs nicht gerade hold ist.

Es ist augenscheinlich, daß längs gewisser Linien und an bestimmten Örtlichkeiten, an denen sich der Verkehr vorzugsweise staut, manche Verhältnisse nicht so bleiben, wie sie waren. Es entstehen fortschrittliche Gaststätten, in welche die moderne Welt ein fades Wesen mitbringt oder dort heranzügelt, dessen Beschreibung für denjenigen, der ähn-

liches oft gesehen hat, unnötig ist. Im ganzen aber wird der Einfluß des Fremden auf den Einheimischen ungebührlich überschätzt, wenn man aus derlei Schaustücken Kapital schlagen und behaupten will, die Reisewelt verderbe das angesessene Bauernvolk.

Wer sich an gewisse Vorkommnisse erinnert (vergleiche beispielsweise Passeier und Defregger), welche sich in Thälern abspielen, die noch von keinem Rad eines Landauers entweiht wurden, wird einer solchen Anschauung nicht zustimmen. Das Volk wird dadurch nichts einbüßen, wenn zehn und zwanzigmal so viele Fremde in das Land kommen, um Herz und Sinn an seinen Bergen zu erfreuen und zu erfrischen. Und — wenn hier und dort ein vorurteilsfreier Beobachter dann vielleicht das eine und andere infolge des Fortschrittes zu sehen bekommt, was er lieber nicht sehen würde, so würde er sich Gleichmut genug bewahren, um derlei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Dinge zuzuschreiben. Er wird deshalb nicht leidenschaftlich Bewegungen, die ebenso wohlthätig als unaufhaltsam sind, verdammen oder beklagen. Wir sind niemals in der Lage, zwischen etwas absolut Gutem und etwas absolut Verwerflichem zu wählen. Unsere Wahl kann immer nur einer Erscheinung gelten, die verhältnismäßig günstiger und wohlthätiger einwirkt, als ihr Gegenteil. Und aus diesem Grunde muß die Hebung des Verkehrs, als eines Hebels zunächst des materiellen Wohlbefindens, begrüßt werden.

Ich habe von der Mendelstraße gesagt, daß sie allein eine Reise nach Südtirol wert ist. Ihre volle Bedeutung wird sie allerdings erst erhalten, wenn sie an der Strecke Dimaro-Campiglio ihre Fortsetzung findet, so daß man von Bozen aus auf einer Fahrstraße durch die Brentagruppe hindurch über diese Höhen unmittelbar zum Gardasee gelangen kann.

Ich wünsche, daß niemand dieses Land besucht, ohne die Mendelstraße begangen oder befahren zu haben. Aus diesem Grunde will ich den Schaustücken, welche sie bietet, ihren Ausgangs- und Endpunkten eine besondere Aufmerksamkeit und besondere Empfehlungen widmen.

Es war wieder einmal Herbst, und ich machte es, wie so oft und begab mich auf kurze Zeit nach dem Süden, um von dessen Glanz und Sonnenschein etwas für den Winter mit nach Hause zu nehmen.

Dieser letztere Brauch ist nirgends häufiger, als bei denjenigen, welche ihr Weg nach Tirol geführt hat. Der Grund hiervon ist einleuchtend. Wer in einer der Höhenstationen des grünen, kühlen Pusterthales, in der Nähe des Brenner oder im Innthal verweilt hat, braucht nur drei, vier Stunden zu fahren, um sich in dem Becken von Bozen zu finden, wo der Germane unter Feigenbäumen wohnt und man noch verspätet ein Stück jenes Sommers erhaschen kann, welcher so selten seinen Weg über den Hauptwall der Alpen herüber nimmt, in manchem Jahre aber gänzlich die nördlichen Thäler vergessen zu haben scheint.

So hatte ich es denn auch so gemacht, wie ungezählte andere, und meinen Wanderstab in das Gebiet des heiteren Himmels und des verschollenen Minnesanges hinabgetragen. Nach wenigen Stunden lagen die Tarnkappen der nordischen Berge wie ein Traum hinter mir. Wochenlang hatten sie dieselben nicht bloß über ihre Häupter, sondern über ihren ganzen Aufbau, bis an das Fußgestell hinab, über sich gezogen getragen. Wieder glänzten, wie in so vielen Stunden der Vergangenheit, vor mir die Blattflächen der Myrthen, blendende Streifen zogen durch die Rieselwasser unter den Rebendächern, und der steinerne Rosengarten und die Cypressen ragten unbeweglich in die selige Bläue empor.

Ich will es gleich gestehen, wo ich zuerst hinging. Wenn man in Bozen die enge Bindergasse gegen Norden hin durchwandert hat, so gelangt man in der Zollgasse zu einer einfachen Schenke, welche den Namen „das Batzenhäusl“ führt.

Vor einigen Jahrzehnten, zu welcher Zeit sie noch einfacher war, legte ihr nach dem Vorgang eines Fremden der Volksmund diese Bezeichnung bei, um damit ihre Anspruchslosigkeit anzudeuten. Nach und nach ist aber aus dem Namen, der von Haus aus anders gemeint war, ein Ehrenschild geworden, wie einstmals aus den Namen der Armagnacs und Geusen; das Batzenhäusl ist heute wahrscheinlich die berühmteste Weinquelle im ganzen Tirol. Es ist eine Weinschenke, welche sich vor etwa fünfzehn Jahren noch durch gar nichts von den vielen Räumlichkeiten dieser Art, die in dem weingesegneten Bozen zu finden sind, auszeichnete. Der einzige Unterschied mochte vielleicht in einer gewissen Ausschließlichkeit der Kundschaft zu finden sein. Darunter ist zu verstehen, daß man nur sehr wenige Klassen von Staatsbürgern dort vertreten sah. Vornehmlich waren es die Packer und Diener des Postamtes, von welchem ebenso viele Verkehrsfäden zu dem Gegenüber hinüberliefen, wie seinerzeit von der Residenzwache in München zum Lachenden Wirt oder von der alten Akademie zum Pschorrbräu, die selten zu irgend einer Stunde des Tages oder Abends dort ohne Vertretung blieben. Neben diesen Männern, deren Aufschläge sinnig an die Farbe des Packsiegellackes erinnern, saßen weiße Bäcker und Müller da, welche ihre nützliche Thätigkeit zu Gunsten einer landesüblichen „Marend“ den Tag über mehr oder minder oft unterbrachen. Dann sprach immer noch der eine oder andere Gast zu, der sich durch einen vorgebundenen weißen Schurz und die nie fehlende Tabakspfeife als ein Angehöriger irgend einer der zwar höchst schätzbaren und notwendigen Industrieen in der Nach-

barschaft auswies, dennoch aber in der Meinung seiner Mitbürger nicht geradeso viel galt, wie ein Kommerzienrat.

Dieser bescheidenen Kundschaft entsprach die Benennung der Schänke, die zu allem Anfang, wenn ich nicht irre, von einem bayerischen Gast, den einmal der Zufall dorthin verschlagen hatte, das „Batzenhäusl“ getauft worden war. Diese Bezeichnung war vor Zeiten bei uns nicht gerade so ungebräuchlich, und mit ihr sollte angedeutet werden, daß hier um billiges Geld für solche, die sich nichts um Zierrate und Ausstattungen kümmerten, ein echter Schluck Wein verzapft werde.

Trotz all dieser Anspruchslosigkeit der Gäste aber würde sich jemand nicht wenig geirrt haben, der da geglaubt hätte, man könne diesen Männern in Bezug auf den Wein gerade so leicht ein X für ein U vormachen, wie es in Häusern, die keine „Batzenhäusln“ sind, mit den verschiedenartigen „Marken“ gegenüber geheimen und nicht geheimen Räten und großmögenden Herren jeder Art geschieht. Da wäre es mit dem Ruhm des Batzenhäusls gleich vorüber gewesen. Denn der Besitzer desselben begann alsbald, wie weiland die Geusen ihren grünen Bettelkittel und ihren Namen, so auch das ihm mündlich verliehene Schild als ein Ehrenzeichen zu betrachten, schenkte keinen anderen Tropfen aus, als den, von dem er die Traube selbst zu St. Magdalena, St. Justina oder an der Bozener Seite geholt hatte, und bald war es kein Geheimnis mehr, daß man in jenem weiten Rebenfeld kaum irgendwo einen so guten Wein vorgesetzt bekomme, als eben im „Batzenhäusl“.

Der Chronist, welcher die Wahrheit zu vertreten hat, darf jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß es vor zehn und noch mehr Jahren einige Anstalten ähnlicher Art gab — und noch gibt —, welche den Batzenhäusler damals

um manche Kundschaft brachten, die seiner eigentlich würdig gewesen wäre. Da war ein „Buschen“ in der Hintergasse, der manchen anlockte. Was mich anbelangt, so hatte mir's in den Fällen, in welchen mich etwa ein derartiges Gelüste ergriff, der Zallinger-Buschen in der Rauschgasse angethan.

Dieses war und ist noch eine höchst verwunderliche Örtlichkeit. Bevor ich mich aber in diese Verwunderlichkeit einlasse, will ich der Verwunderung über etwas anderes einige Worte leihen. Diese gelten dem Umstand, daß unsere Künstler und Schriftsteller überhaupt sich so stellen, als wären sie begeisterte Verehrer des Rebengottes. Ich kann das nicht glauben, und es ist auch gewiß ebensowenig wahr, als man es wünschenswert nennen könnte, wenn es sich so verhielte. Der Weinsang scheint von einer Art von Suggestion auszugehen, welche auf die alten und teilweise auch auf die mittelalterlichen Poeten zurückzuführen ist. Diese letztere spielt da ohne Zweifel geradeso mit, wie man in den Köpfen und Handlungen junger Leute so häufig Einflüsse bemerkt, von denen ohne die Romane nichts zu finden wäre.

Unsere Zeitgenossen sind zumeist auch nicht gesund genug, um ohne schädliche Folgen für ihre Nerven den Trunk zu ertragen, den so viele von ihnen besingen. Wenn der schlesische Ritter Hans von Schweinichen in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung sagt: „Habe auf meinem Ritt im Reich große Kundschaft bekommen und habe mir mit Saufen einen großen Namen gemacht“, so glaube ich's ihm. Wenn aber die Professoren und Dichter von heutzutage ihre Weinseligkeit auf dem schönen Papier der Fremdenbücher in Reime bringen, so fällt mir der eine und andere von ihnen ein, der sich nicht mehr über die Gasse zu gehen getraute, wenn man ihn nur zur Hälfte für einen solchen Kumpan hielte, als den er sich selbst schildert.

Mit unserer modernen Weindichterei ist es nicht weit

her. Was braucht aber auch das irritabile genus vatum, was brauchen die Menschen, die ohnehin erregt, von Gedanken bewegt, von allen möglichen Erscheinungen der Außenwelt in Mitleidenschaft gezogen werden, das sensitive Wesen in sich noch künstlich zu steigern? Derlei ist für einen Philister angezeigt. Wenn ein Mensch nach langer, trockener Arbeit, nach der Pflichterfüllung des Tages sich vor einen Humpen guten Weines hinsetzt, so muß man das für löblich erachten; denn die Einwirkung des Alkohols und der flüchtigen Öle im Wein setzt seine Nerven in Schwingungen, die bei dem Anderen, dem Mann der Probleme, schon da sind, wenn er auch an dem Brunnen des Walther von der Vogelweide nur Wasser trinkt, statt sich von den Geistern des Traminer oder Terlaner reizen zu lassen. Der trockenste Mensch nimmt auf diese Weise für vergängliche Augenblicke an dem farbigen Treiben einer Welt teil, von welcher der andere, mag es zu seinem Glück oder zu seinem Unglück sein, kaum sich jemals loszulösen vermag.

Der Poet, und namentlich der moderne Poet, thut besser, wenn er Bier trinkt. Das klingt sehr prosaisch, ist aber nützlich, weil es ihn sänftigt und herunterschraubt. Man hat mit übertriebener Geringschätzung, in welcher mehr erkünsteltes und geziertes Wesen, als Ehrlichkeit steckt, das Bier einen Verdummungstrank genannt. Bei dieser Verdummung aber kommt es nur auf die Skala an. Bleiben wir dabei auf einer bescheidenen Staffel stehen, so thut unserem nervösen Geschlecht die Beruhigung wohler, als die Vibration. Dichter, wenn es wirklich solche sind, sind mit einer Hyperästhesie des inneren Gesichtes behaftet; zu einer unregelmäßigen Steigerung derselben liegt kein Anlaß vor. Daher kommt es, daß in den Liedern, welche so mancher vermeintliche Hans Ohnesorge in die Welt hinaussingt, uns so viel Gemachtes und Unglaubhaftes entgegentritt.

Wollte man sich aus irgendwelchem Grunde einmal der lieben Abwechselung wegen zeitweilig in ein derartiges Medium versetzen, so war eigentlich der „Zallinger Buschen“ mit seiner unbeabsichtigten Bizarrerie schier ein tauglicherer Raum, als das solide „Batzenhäusl“. Ein paar brave, arme Teufel führten dort in die Wirtschaft, deren Aussehen — ich will hoffen, daß man mich nirgends mißversteht — wohl am besten bezeichnet wird, wenn man sagt, daß wir uns in unserer Jugend die Mördergruben so vorgestellt haben.

Durch einen dunklen Vorraum gelangt man in ein Gemach, in welchem große Fässer liegen und in welchem eine Fallthüre mit eisernen Ringen den Zugang zu einer dunklen Unterwelt vermittelt. Auf die höfliche Anfrage der guten Wirtin ist man versucht, sich zu erkundigen, was hier ein Kilo Menschenfleisch kostet. Die Fallthüre führt aber nicht zu den Überresten verschwundener Fremdlinge, sondern in einen finsteren Raum hinab, in welchem nicht Fleisch und Gebein modert, dagegen der „Buhle im hölzernen Röcklein“ liegt. Das Röcklein verwahrt den weißen Kreuzbüheler, von den Gütern des Geschlechtes derer von Zallinger, welcher hier in klerikaler, allen fortschrittlichen Rezepten abgeneigter Reinheit verzapft wird. Der Kreuzbüheler ist, wie Zingerle vermutet, der nämliche Saft, den einst der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, nach Ekkehards Erzählung den Mönchen von St. Gallen schickte.

Wenn draußen auf dem groben Steinpflaster die Abendsonne liegt, und die glatten Lorbeerblätter über die Mauer des jenseitigen Gartens in diese finstere Klause hereinglänzen, dann mag sich wohl manche Vorstellung im Gehirn des einsamen Zechers regen, von der er, wenn er daran denkt, daß sie Eigengewächs ist, selbst betroffen sitzen bleibt.

Kehren wir nun in das treffliche „Batzenhäusl“ zurück. Wie gesagt, nahm damals, vor so und so vielen Jahren,

der Wirt die Bezeichnung, die man seiner Trinkstube gegeben hatte, gar nicht ungnädig auf. Er betrachtete dieselbe als eine Art von Kosenamen, behielt diesen bei und pflegte ihn sorgsam. In dieser Hinsicht erinnerte er mich an einen andern Wirt, dessen Schenke sich zwischen Villach und der gleichnamigen Therme befindet. Dem Besitzer dieser mehr als bescheidenen Herberge hatte ein fremder Herr zugesagt, daß er ihm von Wien aus ein ihm passendes Schild schicken werde. Das Schild kam und zeigte in schönen Lettern auf schwarzem Grunde: „Hôtel Schmarrn". Das Schild wurde erhöht und prangt noch heute über der Thüre des Hauses, welches mittlerweile gut gediehen ist und sich ansehnlich erweitert hat. Wenn nun auch das „Batzenhäusl" gerade das Gegenteil eines „Schmarrn" genannt werden kann, so ist doch der Gedankengang, welcher den Wirt hier wie dort veranlaßte, den ihm zugeführten Namen in rechtlichem Verhältnis an Kindesstatt anzunehmen, ganz der gleiche. Das „Batzenhäusl" blüht, und sein Ruhm verbreitet sich immer weiter und weiter unter den gebildeten Pilgern, welche im schönen Bozen ihren Wanderstab auf eine Weile in die Ecke stellen.

Zu dieser Blüte hat nicht am wenigsten Georg Scherer aus München beigetragen. Dieser Mann hat ein besonderes Büchlein zusammengestellt, welches mir leider von einem Schwärmer entwendet wurde, so daß ich keine Proben seines munteren Inhaltes mitzuteilen vermag. Doch kann ich sagen, daß es Anfang und Glück des „Batzenhäusls" verherrlicht und uns beim Namen des jetzigen Wirtes, welcher Trebo heißt, an den römischen Volkstribun Tribonius gemahnt, welcher nach einem noch nicht völlig klargestellten Stammbaum ein Ahnherr unseres „Batzenhäusls" gewesen sein soll. Ich für meinen Teil hege an dieser Abstammung Zweifel und möchte vielmehr die Vermutung aufstellen, daß der Name

des wackeren Trebo mit dem gleichlautenden böhmischen Wort zusammenhängt, welches bedeutet: „Es ist notwendig“, notwendig nämlich, daß jeder dorthin geht. Ich halte meine Ableitung schon deshalb für die richtigere, weil sich alle augenscheinlich dieser Notwendigkeit fügen. Trebo hat einen Bannwein, dem keiner entrinnt.

Mittlerweile war aber mit dem „Batzenhäusl“ selbst eine erhebliche Veränderung vorgegangen. Die mehr und mehr eindringenden Blaßgesichter der Bildung und Gelehrsamkeit verdrängten schier die Rothäute des zwilchenen Kittels. Vor der Spur des bleichen Mannes, dem Bädeker, lichteten sich die Scharen der älteren Ansiedler. Das kann Niemanden in Verwunderung setzen. Ein wirkliches Wunder aber kann man es heißen, daß der Wein geradeso geblieben ist, wie früher.

Wie man das Wasser in Gestalt eines Spritzenstrahles gebraucht hat, um Volksaufläufe zu zerstreuen, so wurde später das Wasser vom „Batzenhäusler“ in besonders schwierigen Fällen verwendet, wenn es sich darum handelte, exotische Gäste, durch deren Zuspruch er sich geehrt fühlte, gegen den Andrang lästiger Völker zu schützen. Er mischte diesen letzteren für diesen Abend frischen Brunnenheimer in ihr Getränk und erzielte die Wirkung, daß solche, die sich unangenehm gemacht hatten, sich längere Zeit nicht mehr sehen ließen.

Späterhin wuchs er mit seinen höheren Zwecken in die Höhe, und jetzt läßt sich nur mehr selten eines der erwähnten Blaßgesichter auf dem finsteren Forum der alten Tage blicken. Wer nach „etwas Höherem“ aussieht, wird alsbald vom Wirt oder dessen freundlicher Frau in das mittlerweile bezogene obere Stockwerk hinaufgewiesen, wo die schönen Sachen zu sehen sind, von welchen alsbald gesprochen werden soll.

Herrn Trebos Fremdenbuch schaut sich an wie ein Auszug aus Kürschners Litteraturkalender.

Man muß es Trebo lassen, daß er den Dichtern und Denkern, die ihm sein Haus berühmt gemacht haben, eine Achtung bezeigt, von welcher mancher Vertreter der übrigen Stände unserer Nation, die sich doch so sehr durch ihre Neigung, das Talent zu ehren, auszeichnet, sicherlich lernen könnte. Er hat die Namen berühmter Dichter zum Andenken in die Gläser, aus welchen sie tranken, einschleifen lassen. Er besitzt die Bildnisse der Hohen, welche über seine Schwelle traten. Er bewahrt allerlei Erinnerungszeichen in den schönen Laden und Schreinen, wahrhaftigen Reliquienkästen, mit denen er seine obere Stube, die Bel-Etage der auserwählten Geister, geziert hat.

Manches in den Annalen des „Batzenhäusls“ niedergeschriebene Gedicht knüpft in zwar nicht ganz neuer, aber doch immer in erfreulicher Fassung an die zahlreichen Minnesänger an, die bekanntlich einst um Bozen herum blühten, und möglicherweise wird das Mittelhochdeutsche noch die Haus- und Hofsprache der ehrwürdigen Räume.

Das neue, schöne, von unserem Landsmanne Hans Hopfen gestiftete Fremdenbuch wird an Gediegenheit des noch zu erwartenden Inhaltes gewiß hinter seinem Vorgänger nicht zurückbleiben. Vor wenigen Tagen waren seine sämtlichen Blätter noch leer, offenbar weil die Besucher bescheiden genug waren, die Ehre der ersten Einschreibung Meistersängern, die ihnen nachfolgen würden, zu überlassen, und es vorzogen, auf die Würde dieser Gaststätte kurzweg zu trinken und die Hände lieber an das Glas mit dunklem Wein, als an das mit Tinte zu setzen.

In jenen Tagen der Papier-Unschuld war es, daß der Verfasser dieser Betrachtung draußen durch die traubenschweren Laubgänge irrte, welche die Binder- und die Zollgasse gegen Abend hin begrenzen. Munter rauschte das Wasser durch die Tunnels der Rebenwölbungen — ich muß aber bekennen,

daß mir trotz meiner Bedenken gegen den höfischen Weinsang unserer Lyriker damals der Sinn nicht gerade nach diesem hellen Wasser stand, welches in Rinnen von der Talfer her das von Früchten beschwerte Land tränkt. Eigentlich befand ich mich auf verbotenen Wegen, wie es die hölzernen, weiß angestrichenen Warnungstafeln, denen man einige Aehnlichkeit mit Händen, ausgespreizten Fingern, gegeben hat, andeuteten. Man nennt diese Hände die Saltner-Tatzen. Sie winken von den Weingängen ab. Mir aber schien es vielmehr, als ob sie auch zuwinkten, und zwar alle in einer bestimmten Richtung hin.

Ich folgte ihnen und erreichte mühelos den gastlichen Schatten mit den Schreinen und den Reliquienkästen. In diesen Wänden muß etwas liegen, dem man sich nicht entziehen kann, und richtig war ich über Nacht vom Reim-Bacillus angesteckt worden. Da mein Vers mit einem Gedicht ungefähr so viel Ähnlichkeit hat, wie die Saltner-Tatze mit der weichen Hand, die Saiten schlägt, so getraue ich mir gleichwohl, ihn zum Schluß hieherzusetzen:

„Willst du von des Daseins Schwere
Bei vil guotem Bozenàre
Dich erholen und erquicken:
Laß von diesem Reim dich schicken,
Der dich wie mit Saltner-Tatzen
Weiset nach dem Haus der Batzen!"

Um Bozen herum ragen viele Berge auf, von denen einer berühmter ist als der andere. Unter dem Joch Grimm zog der Kämpe Ecke aus, um Dietrich, den Berner, für die Königin Seburg gefangen zu nehmen, auf dem Rosengarten verlor der Zwergenkönig Laurin seinen Zaubergürtel. Das alles ist nun schon so ziemlich Gemeingut gebildeter Wanderer geworden und, wenn nicht, so lernt er es in Bozen selbst sogar in Wirtshäusern aus allerlei Malereien und

Darstellungen. Im ganzen Alpengebiet gibt es nicht eine einzige Höhe, die man nicht im bequemsten Reisewagen erreicht, und auf der sich zugleich eine solche Rundschau öffnet, wie auf der Mendel. Sie erhebt sich über den Thalboden von Bozen nur elfhundert Meter, aber unverhältnismäßig gewaltig ist die Größe und die Pracht der dort sichtbaren Gletscherwelt, unvergleichlich die Anmut des Geländes, aus welchem sich die weißen Windungen der Straße emporheben.

Die Felder auf der Eppaner Hochebene bieten einen Anblick von wunderlicher Mannigfaltigkeit. Gestrüpp, Mauerwerk, Rosensträucher, Weizenfelder, Maiskolben stehen da in einem Durcheinander. Auf Stoppeln, welche sich in breiten Streifen durch das Gemenge ziehen, weiden Kühe, sorgfältig gehütet, daß sie nicht nach Leckerbissen haschen, von welchen sie auf allen Seiten umgeben sind. Freier bewegen sich die Ziegen, welche das Akaziengebüsch abweiden, das um die braunen Mauern so manches uralten Kastells, von Brombeeren und üppig aufgeschossener Wolfsmilch unterbrochen, ein schwieriger zu besiegendes Hindernis entgegengestellt, als die Umwallung manches Schlößleins in deutschen Landen.

Die Anzahl dieser dunklen Burgen im Lande ist unabsehbar. Allerorten ragten sie aus dem unzerstörbaren Grün. Da stehen Cypressen, Eichen, Föhren über dem Plan neben den groben Mauern. Durch das halb geöffnete Thor glitzert der Springbrunnen im leeren Hofe, und irgendwo her schallen die schrillen Stimmen spielender Mädchen. Die Spazierwege, die sich von ihnen an den Wänden von rotem Porphyrtuff herumziehen, sind oft von Schlehdorn und Haselnußstauden abgegrenzt, hinter denen die gelben Trichter der Kürbisblüten herausschauen. Die Glocken des üppigen Thales hallen aus den Felsen hervor.

Eine merkwürdige Sache in diesem wundervollen Gebiet ist das Aussehen der Edelsitze und Schlösser. Wenn man

über die Wölbungen der Rebendächer, in welche hie und da ein Mühlsturz klarsten Wassers hineinsaust, hinwegschaut, so stehen die Mauern und Dächer von Freudenstein und Englar, von Gandegg und St. Valentin, von Mareit und Gleifheim und ungezählte andere da, seltsamerweise mit ihren Erkern, Vorsprüngen, Dachstühlen sämtlich die Gestaltung des Berghintergrundes nachahmend und sich derselben anpassend. Wenn man sich daneben ein Haus aus unseren Tagen betrachtet, so muß man über die Armseligkeit der Erfindung lachen.

Bekanntlich haben weit ausgezogene Windungen hoch ansteigender Bergstraßen für den Fußgänger nicht nur, sondern auch für den Fahrenden die Annehmlichkeit, daß sie mit jeder Windung eine andere Landschaft zu sehen bekommen, das heißt eigentlich zweierlei Landschaften, jedesmal aber durch den Eindruck der Höhe verändert, um welche man mittlerweile gestiegen ist. So erblickt man hier bald die Landschaft in der Richtung gegen Norden, bald gegen Süden, je nach der Richtung der Straßenwindung abwechselnd und auch die gegen Osten steigt allgemach in immer reicherer Entwickelung herauf. Allmählich bleiben die Rebengelände unten, und man fährt an Baumdickichten vorüber, zuerst von breitwipfeligen Kastanien, dann von Buchen, zuletzt auch von Föhren. Einen Fahrweg, auf welchem die Versetzstücke in solcher Weise wechseln, hat das Alpenland nicht mehr.

Die Meinung derjenigen, welche dafür halten, daß mit den Reizen und den Hilfsmitteln einer farbenreichen Natur und eines milden Landes eine erfreuliche Entwickelung seiner Insassen zusammenhänge, ist hier widerlegt, wie sie sich in Bezug auf so viele andere Orte als falsch erweist. Dieser „Rheingau des Südens“, von dessen Minnesängern und Burgenpracht uns so manches noch vor Augen steht und noch mehr erzählt wird, ist ein Lustgarten, dessen

Insassen wohl von dem einen und anderen Tiroler Schriftsteller wegen ihres sonnigen, biederen Frohsinns gefeiert und den Herbstgästen empfohlen, dagegen im Privatverkehr mehr gemieden als aufgesucht werden. Hier weht die „schwarze Flagge" allgewaltig, wie nirgends. Das wäre aber noch das wenigste, daß hinter diesen Mauern mit den schön gearbeiteten Eisengittern und den weit über das Land hinausschauenden Erkern ein von asketischer Tyrannei gefangen gehaltenes Volk haust — gefangen, weil auf Befehl seiner Auguren den Männern die Gedanken und den Weibern die Brust flach gedrückt werden. Für schlimmer erachten diejenigen, welche hier mit dem Wesen der Dinge vertraut geworden sind, die bäuerische Hinterlist, den Schmutz und das Übermaß von Erwerbssinn, mit Hilfe welcher Eigenschaften die „Überetscher" es soweit gebracht haben, daß man lieber noch mit ihren welschen Nachbarn, den schlauen Nonsbergern, zu schaffen haben will, als mit diesen germanischen Nachkommen der mittelhochdeutschen Harfner und Schildherren.

Solche Dinge müssen angeführt werden, damit der Reisende nicht alles blau zu sehen bekommt. Es ist ohnehin ein solcher Überreichtum von Schönheit hier ausgebreitet, und die Wirtshäuser sind so gut, daß es der Fremdling mit Humor ertragen kann, wenn er durch derlei Anmerkungen auch hier an das Unvollkommene alles Irdischen erinnert wird. Sagt doch selbst der gelehrteste Schilderer des Landes Tirol, Johann Jakob Staffler: „Eppan war einst die beliebteste Wohnstätte des Adels, zahlreiche Edelfamilien bauten sich hier unter freundlichem Himmel auf fruchtbarem Boden, wo die Natur mit vollen Händen austeilt, ihre Sitze und Schlösser. Sie lebten gemächlich und in sorgenfreier Unabhängigkeit. Dabei zierten männliche Tugenden diese Geschlechter; Fleiß und kluge Wirtschaft

sicherten ihren Haushalt. Allein die Nachkommen jener Edlen benahmen sich meistens unedel".

Aber lassen wir diese Dinge und steigen längs der Straße, welche durch ein Wirrsal von lose übereinander geworfenen Porphyrblöcken eingeschnitten ist, in die Welt hinauf, deren Gesichtskreis immer reicher an weißen und glänzenden Gipfeln wird. Diese übereinander getürmten Blöcke, zumeist von Edelkastanien beschattet, bieten auch dem oberflächlichen Blick etwas Befremdendes.

Haben wir hier die Trümmer eines Bergsturzes oder sonst ein Denkmal von Bewegungen, durch welche die Erdkruste umgestaltet wird, vor uns — unter allen Umständen können uns die zahlreichen Zwischenräume nicht entgehen, welche zwischen den Blöcken klaffen. Es entsteht die Vermutung, daß hier die Bedingungen für sogenannte Ventarolen, Windröhren, Äolsgrotten und Eishöhlen gegeben sind, bei welchen durch einen Zug, der von der ungleichen Erwärmung der Luftschichten draußen und drinnen bedingt wird, die Luft insoferne auf das Wasser einwirkt, daß es infolge der Verdunstungskälte gefrieren kann. Und siehe da — hier ist schon am Rande des Kastanienwaldes, der uns gegen die heiße Sonne schützt, ein „Wegweiser zu den Eislöchern". Wenige Schritte von der Straße entfernt, auf welcher die Wärme des südlichen Herbsttages brütet, haucht es uns eisig aus einer Vertiefung an. Es gedeihen dort Alpenrosen, und die Schwarzbeeren, die auf hohen Bergen schon längst reif sind, erscheinen hier noch grün. Einmal habe ich wirkliche Eiszapfen dort herausgezogen. Dann nicht wieder, der Hauch aber ist immer da.

Ich dachte dabei an jene spanischen Thonkrüge (jarros), in welchen das Wasser sich immer frisch hält. Unterstützt werde ich in dieser Meinung durch die Natur des Bodens dort, welcher von Trümmern eines Bergsturzes bedeckt ist,

in welchen es zahllose Zwischenräume gibt. Unterstützt wird meine Ansicht ferner durch die Beobachtung, daß man das Eis nur findet, wenn ein Wärmeunterschied besteht zwischen der äußeren Luft und derjenigen im Innern der Klüftungen, also an heißen Sommertagen, nicht zu regnerischer, kühler Zeit oder im Winter. Nur wenn es Luftströmungen gibt, die sich ausgleichen wollen, kann eine Verdunstung entstehen, welche dem Wasser einen solchen Wärmeverlust beibringt. Dasselbe weiß ich von der Eishöhle de l'Abbaye de la Grâcedieu in Doubs in Frankreich. Wenn man dort hineinleuchtet, erblickt man eine krystallene Schatzkammer, und die Alpenrosen oben können einem dann leicht wie Glühkohlen erscheinen, die an verborgenen Orten aufleuchten, wo die Erde versteckte Kleinodien birgt.

Wie das Sommereis uns als Gegensatz erscheint zu jenem Blumengarten im Bereiche des Winters, so hält es das gegensätzliche Verhältnis auch dadurch ein, daß es sich nicht über, sondern unter dem Erdboden bildet. Es entstehen Schaustücke, hinter denen wohl auch der Anblick einer mit elektrischem Lichte beleuchteten Eisfläche, wie wir ihn während des Jänner in mancher großen Stadt genießen können, zurückbleibt. Wer solches sehen will, der steige in die Kolowrathöhle im Untersberg und beschaue sich den Wald von Eissäulen im Magnesiumlicht. Es ist, als ob auch auf dieser Erde dafür gesorgt wäre, daß wir Stücke zu sehen bekommen, welche gar nicht auf diese Kugel zu gehören scheinen, sondern uns wie Schauspiele aus einer fremden, unbekannten Sphäre des Himmels anmuten.

Seltsam hallen die Glocken des kirchenreichen Landes aus diesen übereinander getürmten Blöcken wieder, und es bedurfte in der That keiner Anstrengung der Einbildungs-

kraft, um sich vorzustellen, daß im Innern des Berges selbst Kirchen sind, deren Glocken in hohen Hallen tönen.

Etwa auf dem halben Wege von Eppan herauf befindet sich die kleine Ansiedelung Matschatsch mit einem Landhause des Herrn di Pauli, bei welchem schöne Buchenstämme sich erhalten haben, mächtigere, als man sie wohl sonst neben einem Südtiroler Landsitze findet. Überhaupt erwartet kaum jemand, welcher dort unten in der Tiefe durch die Weingelände gegangen ist, hier dieses Rauschen der Waldfülle, das Schattenspiel zwischen den Blattspitzen der Buchenwipfel, das Schwanken und Fließen des heiter grünen Blattwerkes. Schön sind darunter die Hohlwege mit dem Dufte der Cyklamen und den Ausblicken auf die Gebirge des Ostens und die Schneeflächen im Norden, oder auch in die Bläue hinein, in welche das von der Etsch durchströmte Thal mit dem Duft der Ferne zusammenfließt. Kommt man aus einem solchen Hohlweg, der die Straße abkürzt, wieder heraus, so staunt man vielleicht über den Gegensatz, der sich zwischen der eben durchwanderten Waldstille und dem tiefen Abblick einerseits, und dem bewegten Treiben auf der Straße aufthut. Mit munterem Geklingel fahren die fünfspännigen Gesellschaftswagen, stets von gut gelaunten Menschen besetzt, welche sich der Bequemlichkeit einer solchen Ruhe freuen, den Berg hinan. Das Posthorn schmettert, man hört das Gelächter der Wageninsassen aus einer noch verdeckten Straßenmündung her, und schon wieder taucht ein anderes Gefährte vor oder hinter uns über die Ecke der nächsten Dolomitwand auf. Das ist ein Leben auf dieser Bergstraße, wie man es auf den Höhen von Tirol sonst nirgends findet.

Binnen zwei oder drei Jahen sind die Gaststätten auf dem Passe, die genau so hoch liegen, wie der Brenner, als Sommerfrische berühmt geworden. Diesen Ruhm verdienen

sie vollauf, aus mehr als einem Grunde — des Lärchenhauches und des Waldschattens wegen, dann durch Speise und Trank, nicht zu mindest aber ob des schönen Ausblickes auf das Eis der Presanella und andere Gletscher, von welchen der Sarcafluß abtrieft. Die Eisebene des Cevedale, die Einem hier in die Augen fällt, hat ein Gast, der sich im übrigen mehr mit der Table d'hôte des Hotels, als mit lyrischen Ergüssen beschäftigte, mit einem großen Butterbrot verglichen. Eine solche Zusammenstellung suchen wir allerdings nicht in einer Gedichtsammlung, wollen aber mit dieser Bemerkung nicht gesagt haben, daß sie der sinnlichen Deutlichkeit entbehre. In mattem, weißlichem Lichte umgeben jene scheinbar glatten Flächen den westlichen Gesichtskreis, können uns aber in hoher Glut blenden, wenn die Morgensonne der Tage jenes südlichen Landes sie über die Spitzen der östlichen Dolomittürme her erreicht.

---

## 2.

Für einen Fehler des Schriftentums, welches sich mit Tirol befaßt, halte ich es, daß man den italienischen Teil desselben so sehr vernachlässigt. Ich rede hier nicht von eigentlichen sogenannten „Führern", sondern von Büchern, welche schildern und darstellen. Man ist in dieser Hinsicht fast ganz und gar auf die italienische Literatur angewiesen.

Ich will, was die Bergfahrten und Raststätten dieses Landes anbelangt, meine Bemerkung etwas weiter ausführen.

Gelegenheit hiezu boten mir allerlei Erfahrungen, die ich anstellte, als ich wieder einmal, nach ungezählten anderen Ausflügen, am Gardasee verweilte. Ich knüpfte bei dieser

Fahrt verschiedene Bekanntschaften mit Reisenden an, welche der Zufall die gleiche Straße führte. Die nächste Veranlassung zu derartigen Bekanntschaften gibt der Eindruck, den die Landschaft hervorbringt. Wenn dieselbe so merkwürdig ist, wie beispielsweise die Strecke, durch welche die kleine Eisenbahn sich über dem Loppiosee hinwindet, dann begegnen sich die Ausrufe der Genugthuung und Freude über so anziehende Bilder.

Wie da die Lokomotive, gleich einer auf Räder gesetzten Theemaschine, hurtig mit dem Miniaturzug längs der Schlangenwindungen hinaufläuft, welche die Straße in dem Blockgewirr der alten Moräne beschreibt, die zur Eiszeit von den beiden hier aneinander stoßenden Gletschern der Etsch und der Sarca zusammengeschoben wurde! Ein Bild — wie aus dem Karst mit all seiner Blendung und seinem Glanz, nur daß hier noch farbenprächtige Wasserbecken und die Herrlichkeit des Hochgebirges dazu kommen. Eine so grundecht südliche Landschaft sieht man nirgends mehr in gleicher Nähe des Nordens. Schon des Gegensatzes wegen kann ein derartiges Stück Erde auf den Ungewohnten kaum anders als verblüffend einwirken.

Da ich meine Mitreisenden auf mancherlei Einzelheiten aufmerksam machte, die ihnen vermutlich sonst entgangen wären, beispielsweise auf die Blüten des Centranthus, die sich in grellem Purpur von den weißen Kalkblöcken abhoben und als eine der anmutigsten Vertreterinnen der hier beginnenden Mittelmeerflora zu betrachten sind — auf die sieben Inseln des Loppiosees, welche allmählich mit den Uferrändern zusammenwachsen — auf die Cicaden, welche hier mit ihrer schrillen Stimme den Grenzsaum Hesperiens verkünden, und manches andere, so fühlten sich einige davon versucht, es mir nachzuthun, als ich von der Station Nago aus nicht

mit dem Zuge abwärts gegen Arco weiterfuhr, sondern meinen Weg gegen den Gardasee hinab einschlug.

Ich hatte gesagt, daß dieses die schönste aller Eintrittsschwellen nach Italien sei. Sie darf nicht mit dem bekannten und viel geschilderten Fahrwege durch den Thorbogen von Nago verwechselt werden, bei dessen Beschreibung meist sogar der Stil der Reisehandbücher etwas in Fluß gerät.

Mein Weg steht überhaupt in keinem Reisehandbuch. Er ist kein anderer, als der alte Saumpfad, der von Nago nach Torbole in jenen Jahrhunderten von Mensch und Tragtier beschritten wurde, als es die schnurgerade schiefe Ebene der jetzigen Reichsstraße längs der sogenannten Lastre am westlichen Abhang des Hügels von Penede noch nicht gab. Er geht durch ein kleines Thal, durch welches die Venetianer sogar einmal mit Zuhilfenahme der Aufstauung des Loppiosees eine ganze Flotte aus der Etsch in den Gardasee mit Seilen und auf Rutschbahnen hinuntergelassen haben. Doch von solchen alten Geschichten soll hier nicht die Rede sein. Ich möchte, daß recht viele Landsleute den gleichen Weg, der etwa eine halbe Stunde lang ist, gingen. Sie müssen zu diesem Zweck durch das Dorf Nago hindurchschreiten und dem holperigen Pflaster des Pfades folgen, der sich in südlicher Richtung senkt zwischen dem von den Franzosen zerstörten Penede rechts und dem Monte Baldo zur Linken.

So muß man Hesperien zum ersten Mal sehen. Nach wenigen Schritten öffnet sich der Ab- und Ausblick. Man überschaut dort aber nicht viel, sondern nur drei Dinge: die blaue Fläche des Sees, den Umriß des Steilgebirges von Tremosine und Tignale, welches geradelinig, wie der Abschwung einer Minervastirn, in den See hineinfällt, und die Stille des Ölwaldes mit seinen Blattflächen, durch welchen man selbst hinabgeht. Sonst nichts — keine Ansiedelung, kein Haus, keine Kirche, kein Schiff, kein

Rad, keinen Menschen. Die Zitronen- und Melissenkräuter, die Satureja-Blüthen unter den Ölbäumen hauchen, und die Schmetterlinge fliegen über sie hin. Das Rauschen des Sees wird aus der Höhe nur geahnt. Dagegen vernimmt man hier und dort das Rieseln einer Quelle.

Diejenigen, welche im Vertrauen auf meine Kenntnis der Natur des Landes die Eisenbahn verließen und zum Abstieg nach dem See nicht jene von den Handbüchern ausgezeichnete Straße, sondern diesen stillen Pfad wählten, waren entzückt. Als wir dann unten, am See angekommen, bei einer Flasche Vino Santo diesen unseren Eintritt in den Süden noch einmal durchsprachen, meinte einer der Landsleute, welcher schon hier und dort durch die italienisch oder romanisch redenden Teile von Tirol gewandert war, daß sich, im Verhältnis zu der großen Anzahl von Wißbegierigen und Dankbaren überhaupt, unsere Schriftsteller allzu wenig um dieses Gebiet kümmern, das doch an den Thoren der am meisten überlaufenen Alpenländer sich hinzieht. Mit dieser Behauptung hatte er allerdings etwas Wahres gesagt.

Ich will für die vielen, welche jedes Jahr in die Berge ziehen, hier ungefähr das wiederholen, was damals im Kreise weniger hin und her gesprochen und vom Wind, der die Wellen und die Ölwipfel bewegte, fortgetragen wurde.

Keine Örtlichkeit konnte zur Anknüpfung unseres Gespräches geeigneter erscheinen, als diejenige, in deren Angesicht wir uns befanden. Hier wälzt ein mächtiger Gebirgssee seine Wogen heran, so lang, wie in der Luftlinie von Berlin bis zur Grenze der Altmark. Sein Ufer wird hier von hoch anstrebenden Wänden gebildet, aus deren Klüften Wasserfälle hervorbrechen und mit ihrem Sturze das blaue Wasser zu Perlengarben aufpeitschen. Dort geht der Strandweg durch ein heiteres Hügelgelände, auf welchem über die Gartenmauern Magnolienbäume oder Zitronen herabschauen. Hier

hauste am Felsenstrand weltverlassen ein Einsiedler, aus dessen zerfallenen, nur mit einem Kahne zu erreichenden Klause noch die Gestalten verwitternder Malereien von den feuchten Wänden schauen. Dort macht sich ein herrschaftliches Landhaus breit mit seinen Säulengängen und Springbrunnen, und in seinen Lorbeerdickichten wohnen Scharen von Nachtigallen. An einer Stelle gräbt man den Bronzekelt des Pfahlbaumenschen, an einer zweiten das Mosaikpflaster eines römischen Palastes aus dem Boden. Hier hat die Heldensage der Longobarden, dort der Arm der Gothen und Franken seine Spur zurückgelassen. Aus der Ferne glänzen weiße Segel und Cypressen, es glänzen aber auch Schneefelder, und über Wolkenzügen im sanften Grün die Alpenwiesen. Wir sehen Gärten und Trümmer, graue Heiligtümer, Waldschatten und Schädelstätten der Geschichte. Zwischen allem dem ziehen die langen Schaumreihen hin, welche der Südwind aufwühlt.

Es braucht nicht mit besonderem Nachdruck betont zu werden, daß viele Bände zusammengeschrieben worden sind über Örtlichkeiten, welche alle mit diesem Gardasee nicht wetteifern können. Es gibt auch solche Schilderungen über diesen, aber keine deutschen, und auch viel weniger italienische, als über die benachbarten großen Seebecken. Vom hoch gelegenen Tremosine bis zur Burg von Garda, vom Landhaus des Catullus bis zu der mit Wassernebeln ausgefüllten Sturzschlucht des Varone ließe sich so viel schildern und erzählen, daß man wohl einige tausend Druckseiten damit anfüllen könnte.

Damals entnahm ich den Äußerungen und den Mienen einiger Landsleute, daß es wohl an der Zeit sein möchte, nordische Reisende nicht nur auf die Uferränder dieses Sees, sondern auch auf das ganze Gebiet romanischer Zunge, so weit es vom Doppeladler gehütet wird, aufmerksam zu machen. Sie werden viel Schönes und Merkwürdiges darin sehen. Der Gedanke an die fremde Sprache darf Niemanden irre machen.

Nicht nur die Leute, mit welchen der Reisende gewöhnlich in Berührung kommt, können deutsch reden, sondern auch noch viele andere. Höflich und dienstbereit wird der Wanderer allenthalben empfangen. Und wenn die Häuser auch von außen anders ausschauen, als es oft unsere Gewöhnung voraussetzt, so ist es drinnen, wie es uns schon Meister Schaubach in seinem großen Werke vorgehalten hat, ebenso oft gut und behaglich. Anders schaut sich alles an, das ist richtig. Wer klug ist, geht aber nicht auf die Reise, um überall die Wiederholungen eines Modells zu finden, das er im Kopf mit sich herumträgt. Wer den Wert des Ungewohnten als einer Turnübung für Geist und Leib schätzen kann, dem braucht nichts weiter gesagt zu werden. Wer es mit dem Gegenteil hält, der ist ohnehin nicht zu überreden, und deshalb kann ich mich alsbald anderen Gegenständen zuwenden.

Wie in der longobardischen Heldensage sich das Germanentum mit römischem Wesen vermengt, so webt um diese Zinnen, wie im „Geistesgruß" unseres Göthe der Held auf dem alten Turme, Erinnerung an so viele mächtige Kaisergestalten, die von hier in die blauen Ebenen hinabschauten. So gibt es allerlei Überlieferungen auf Campiglio, von dem sogenannten Lager Karls des Großen an bis zum Kaiserin Friedrich-Platz, vom Barbarossa in der Etschklause bis zum Wiesenplan unter den grauen Dolomiten, auf welchen der Held von Wörth von den letzten goldenen Herbsttagen seines Daseins umglänzt wurde. Nach dem Wesen der Zeiten und der Dinge haben sich freilich die Beweggründe verändert, durch welche die Kaiser und Kaisersöhne nach diesen Bergen gezogen wurden. Weil der Himmel, der über diesem Lande liegt, ein milderer ist, darum kann der Mensch mit seinen Wohn- und Gaststätten höher in die lichte Bergwelt hinaufrücken. So liegen die herrliche Gastansiedelung der Madonna

von Campiglio und von San Martino di Castrozza beide höher, als alle Sommerfrischen des deutsch redenden Landesteiles. Beide waren einmal Klöster und haben jenen angedeuteten Wandel mitgemacht, der aus dem Wesen der Dinge hervorgeht, gleich wie die Fürsten und Gewaltigen Deutschlands jetzt nicht mehr kommen, um sich in den Schluchten herumzuschlagen oder um mit eiserner Gewalt nach der eisernen Krone der Longobarden zu trachten, sondern um in kühlen Lüften und im Harzhauch des Lärchwaldes Erquickung zu suchen.

Bei den mancherlei Gedanken, zu welchen uns diese südlichen Berge mit ihren Erinnerungen an die Herzoge der Alemanen, Goten, Franken und Bayern, an Pfalz- und Markgrafen, an Könige der Germanen und an das Ringen der Jahrtausende anregen, müssen wir uns doch eingestehen, daß es andere Leute waren, die zum ersten Mal der Welt von der Pracht dieser Höhen und Thäler erzählten. Längst bevor die deutschen Wanderer, auf welche die weißen Gipfel, die von Süden her auf die bayerische Hochebene hinausschauen, so viel Anziehung ausüben, von Campiglio und Castrozza, von Cortina und Primör, von Buchenstein und Fassa, von den wunderbaren Thälern oberhalb Trient, von den Wasserstürzen und schönen Fernern im Thale Genova irgend etwas wußten, hatten die Engländer, die aus so weiter Ferne herbeikommen, den Ruhm dieser Dinge allem Wandervolk verkündigt. Jetzt — so lange Zeit hinterher — ist es wohl so weit gekommen, daß an allen diesen Orten deutsche Gasthalter sitzen, und daß einer, wenn er gerade will, sich geradeso bedienen lassen kann, wie zu Innsbruck, Ischl oder Reichenhall. Aber auch selbst ganz einfache italienische Wirte, bei denen früher nichts von deutscher Rede zu holen war, haben sich für die Wanderzeit irgend welchen dienstbaren Geist von Norden her verschrieben, oder ihr Töchterlein, welches zu Hause aushilft, irgendwo in deutschen Gauen unterrichten

lassen. Doch der eigentliche deutsche Wanderzug, unter dessen Einwirkung, oder besser gesagt, in dessen Anhoffung, solche Einrichtungen und Vorbereitungen getroffen werden, ist doch noch recht jung. Die Engländer sind weit vorausgegangen, obwohl wir alle diese Prachtstücke vor unserer Thüre haben.

Mir erscheint es als ein wesentlicher Vorteil für die Bereisung eines Gebirgslandes, wenn man einen Stützpunkt an einer freundlichen Stadt hat, in welcher man von Zeit zu Zeit rasten und sich durch entsprechende Abwechselung zum Genusse neuer Eindrücke vorbereiten kann. Nicht leicht bietet irgend ein Alpenland eine Stelle, in welcher die auseinandergehenden Strahlen so auf einen Mittelpunkt zusammenmünden, wie es dieses Gebiet in dem edlen Trient, der alten neptunischen Stadt der Etrusker aufweisen kann. Selbst der zurückhaltende Bädeker gemahnt an seinen alten Ruhm, erinnert uns an Ptolomäus, Plinius und Strabo, in deren Tage sein Dasein zurückreicht, und weist auf den Eindruck hin, den seine Straßen, Türme, Marmorpaläste und Kirchen hervorbringen. Er hätte hinzufügen dürfen, daß der Fremde hier nicht nur Marmorpaläste, Balkone, Kirchenkuppeln, Brunnen und andere Werke der bildenden Künste, sondern auch ein trefflich verwaltetes Gemeindewesen vor sich hat, und daß ihn von den elektrischen Lampen, durch welche alle Straßen erhellt werden, bis zu einem der besten deutschen Gasthöfe, die man überhaupt zwischen der bayerischen und venetianischen Ebene findet, alle Bequemlichkeiten städtischen Lebens umfangen. Gerne wird der Fremdling, welcher müde aus den Bergen zurückkehrt, hier für kurze Zeit den Traum Italiens träumen, bevor er sich zur neuen Anstrengung anschickt. Er wird, durch die kühlen Hallen schlendernd, sich an den Gestalten fremden Lebens ergötzen und bei der Nacht die Brunnen in ihre Marmorschalen herabrauschen hören.

Derlei ist schon hie und da nahegelegt worden. Dagegen hat man viel zu wenig darauf aufmerksam gemacht, daß von dieser Marmorstadt aus nach allen Richtungen hin die Korridore des Gebirgs offen stehen. So darf wohl an das alte deutsche Pineider (Pinè) Thal erinnert werden, das sich in geringer Entfernung von der Stadt gegen Nordosten in die Berge hinaufzieht, und wo am schönen See Serraja, der schon fast 1000 Meter über dem Meere liegt, eine treffliche Gaststätte den Fremden einladet. Weiter thaleinwärts ist dann wieder ein See „an der Warte" und wieder eine gute Herberge — bei Lavarone oder Lafraun, wo hoch oben der Überrest eines versprengten Germanenstammes an der Wasserscheide zwischen Brenta und Astico sitzt, ist ein See — drüben im Westen sind Seen von Molveno an bis nach Cavedine, eine Vielgestaltigkeit von Landschaft, welche nordländischen Baumwuchs und echte Südlandsbilder gleichmäßig in sich schließt.

Die vielen Berge anzudeuten, will ich der Karte überlassen. Ihre Gesichtskreise gleichen sich: Gletscher im Norden und Westen, bizarre Dolomitenwelt im Osten. Die Hauptstadt dieses Gebietes ist neun Stunden Fahrzeit von München entfernt. Nur über den Scheidewall der Alpen hinweg ist es möglich, binnen so weniger Stunden einen gleich reichhaltigen Wandel im Ausdrucke des Natur- und Menschenlebens mitzumachen und von einer deutschen Stadt zu einer uralten Kulturstätte zu gelangen, die einen ganz verschiedenen Kreis von Vorstellungen und Gedankengängen anregt. Jeder Deutsche, der in die Berge kommt, sollte diese sich auch dort betrachten, wo die Nachkommen unserer Nachbarn wohnten, die einst unsere Lehrmeister waren. Manche Dinge drüben wie hüben werden ihm alsdann in einem versöhnlicheren Lichte erscheinen, und wenn er bei dem rubinroten Weine sitzt, welcher hier allenthalben den Gehegen des rhätischen Bacchus

entquillt, mag ihm beim Aufblick zu den Höhen eine neue Seite körperlicher Erscheinung und im Gespräche mit den Insaßen der Thäler manche freundliche Enthüllung werden, die ihn lehrt, daß auch jenseits der Berge Menschen wohnen, mit denen wir fühlen und die unser eigenes Wesen ergänzen können. Nach einer solchen Reise werden wir daheim der Tannen am nordischen Alpensee und des Bajuwaren am Saume seiner wildreichen Forste gedenken — nicht minder gern aber vielleicht auch der schwarzäugigen Südländerin, die den Fremdling unter dem Feigenbaume willkommen heißt, welcher seine Äste zu dem morschen Steinbalkon emporstreckt.

---

### 3. Beim Ölbaum zu Rovereto.

Der treffliche Gasthof zum Ölbaum in Rovereto war, wie es wohl manchem Etschlandfahrer bekannt sein wird, einmal ein Nonnenkloster. Wie jedes Kloster, insbesondere im Süden, war auch dieses mit einem Säulengange bedacht worden, der sich bis heute wohl erhalten hat. Nur hört man darin nicht mehr die leisen Stimmen andächtiger Frauen, sondern die der munteren Gäste, welche sich gerne in der herrlichen Gegend aufhalten und den Abend bei einem Glase Isera in der kühlen Halle verbringen. Seltsamerweise hat diese zehn Bogen, als ob der Baumeister, der vor Jahrhunderten verstorben ist, eine Ahnung von dem Wirt gehabt hätte, welcher lange Zeit hindurch in den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts die Naturbewunderer beherbergte. Nicht leicht findet jemand in seinem Hause den eigenen Namen so in steinernen Denkzeichen versinnbildlicht, wie der biedere Ansbacher Herr Zehnbogen, welcher lange Zeit hier Gasthalter war.

Ein Teil der nämlichen Gesellschaft, welche mit zum Gardasee gefahren war, wendete, wie es bei Leuten, die aus dem

Norden kommen, der Gewohnheit zu liebe gerne geschieht, auf den feurigen Saft, der unter den Trümmern des alten Schlosses Barco bei Chiusola, hart an der schönen Stadt Rovereto, wächst, dieselbigen Schlücke anwendeten, wie auf das heimatliche Bier. Infolge dessen wurde die Stimmung eine sehr lebhafte, und es kamen allerlei Gedanken zum Vorschein, die von den gewohnten Vorstellungen unserer Landsleute weitab lagen. Denn, mag man von anderen Standpunkten aus gegen derartige Sitzungen das eine oder das andere einwenden, so läßt sich doch nicht ableugnen, daß bei einem guten und echten Tropfen der Alltagsgesichtskreis mitunter durch eine Art von zweitem Gesicht verdrängt wird. Dazu kommt dann noch die Anregung, welche eine völlig fremde Umgebung gibt, so wie diejenige, welche von einem Gespräche ausgeht, an dem verschiedenartig veranlagte Menschen teilnehmen. Es geht da etwas vor, wie bei einem Wein, in welchem die Perlen aufsteigen, wenn an der Flasche gerüttelt wird. Manche Gedankenverknüpfung kommt durch solche Bewegung zum Vorschein, welche in unbewußter Ruhe sich sonst nicht an den Tag hervordrängte.

Man sprach vom Gardasee. Der eine und andere freute sich darüber, daß diese Gegend, eine der schönsten Hesperiens, und glücklicherweise auch die zunächst an Deutschland gelegene, durch solche Erleichterung des Verkehrs bei unseren Landsleuten recht beliebt und noch viel fleißiger von ihnen besucht werden möge, als es schon jetzt geschieht.

Ich für meinen Teil vermochte in solcher Ausweitung des Zuspruches wohl einen Gewinn für verschiedene Leute in der Gegend selbst, aber keinen rechten für diejenigen, die es zunächst angeht, für die Reisenden nämlich, zu erblicken. Die Erfahrungen in dieser Sache, wie in mancher anderen, legen uns den Gedanken nahe, daß an Tiefe verloren geht, was etwa an Breite zuwächst. Früher sind verhältnismäßig

wenige in der Welt herumgewandert, meist nur solche, die ein wirkliches Bedürfnis empfanden, sich dieselbe anzuschauen, und um möglichst viel von ihrer Reise zu haben, bereiteten sie sich darauf vor, lernten allerlei über die Erscheinungen und Denkmale, die ihnen dort vor die Augen kommen würden, und hatten deswegen mehr Vergnügen und Belehrung, wenn sie endlich das leibhaftig zu Gesicht bekamen, wovon sie sich schon vorher ein Bild zu machen versucht hatten. Jetzt aber fahren die Leute oft ohne inneren Antrieb herum, weil sie von anderen das Gleiche gethan sehen. Vorbereiten will sich niemand mehr — man hält sich an die dürftigen Angaben in den roten Büchern, und oft scheut man sogar die Auslagen für diese. Man sieht alsdann wohl Landschaften und fremde Leute, man erholt sich und hat mancherlei Vergnügen, aber es fehlt ein bestimmter seelischer Zug, so vieles bleibt stumm, was uns ansprechen würde, wenn wir uns vorher mit den Erinnerungen, die es in der Welt zurückgelassen hat, beschäftigt hätten.

Unter den Anwesenden waren einige, die allerlei gelesen und sich sozusagen vorher um einen Text zu den farbengrellen Bildern umgesehen hatten, von welchen sie an dieser Eingangshalle Welschlands erwartet wurden. Je nach seiner Lebensstellung und seinen Neigungen hatte sich der eine dieses, der andere jenes herausgesucht.

Der eine wußte von einem großen See zu erzählen, welcher einmal diesen Teil des Etschlandes überflutete, der andere erzählte von den schönen Pflanzen auf den benachbarten Höhen, dem Colsanto, Melegnone, Toro und Scanuppia, ein dritter beschrieb uns die Aussicht, die man von dem am Bahnhofe gelegenen Dosso Circole aus genießen kann, ein vierter fesselte unsere Einbildungskraft durch die Schilderung des Gletschers, welcher einst den Grund überlagerte, auf dem wir hier im Angesichte der Feigen- und

Ölbäume saßen. Zwischen Lizzana und San Marco neben der Hauptstraße und unweit der zu legenden Geleise, gerade dort, wo der Trümmerhaufen der von Dante besungenen slavini anfängt, hat das Eis im Gestein mächtige sogenannte „Riesentöpfe“ hinterlassen.

Von allen diesen Dingen wußten die Bücher nichts, die wir in unseren Reisetaschen mit herumtragen. Am meisten wendete sich unsere Aufmerksamkeit, wie es sich leicht begreift, den Überlieferungen des Dranges und des Kampfes zu, die seit undenklichen Zeiten an der Schwelle Welschlands hausten. Wohin immer wir unsere Blicke wenden wollten, gegen Süden oder gegen Norden hin, überall gibt es da „Klausen“, die ungezähltemale von Völkern durchstürmt wurden. Von der Franzensfeste bis da herab sind es deren nicht weniger als fünf — der Brixener, die „Deutsche Klause“, die Salurner, die Klause del Murazzo zwischen Matarello und Calliano, dann die von Giusola, und weiter hinab kommt auch noch die Veroneser Klause. Um alle diese zuckt das Wetterleuchten der Völkerstürme. Wir unterscheiden römische Adler und longobardische Recken, Cimbern und Franken — alle wollen hinein in das Land, wo milde Luft und Früchte die Not des Daseins in verlockender Weise mildern, alle, welche darin sitzen, ergreifen die Waffen gegen die Eindringlinge. Bis in die Zeiten, von welchen kein Geschichtsbuch mehr etwas meldet, gehen an dieser Schwelle des Südlandes die Kämpfe hinauf, und man darf wohl annehmen, daß all die römischen und anderen Burgen sich auf der Stätte von Bollwerken erhoben, welche längst vor ihnen da waren. Mit einer Zähigkeit, welche Staunen erregt, wurde dieses Thor in allen Jahrhunderten umstritten und konnte niemals seine Bedeutung als Grenzmark auf die Dauer verlieren. Eine unzerstörbare Gewalt zieht hier einen Strich zwischen die Besitztümer der Völker, sei es, daß Drusus gegen die Rhätier kämpft, daß die Mailänder Visconti sich

mit den Soldaten der Serenissima schlagen, die französischen Generale mitten unter den Moränenblöcken der Slavini gegen die Krieger des Kaisers Franz fechten, oder daß der Donner der Kanonen hereinhallt, mit welchen das neue Italien sich sein Trentino „zurückholen" will — es sind verschiedene Vorgänge und doch wieder in ihrem Grundzuge ein und der nämliche. Dort unten werden immer die Hoheitszeichen verschiedener Gemeinden an einer Grenze nebeneinander stehen.

Ein Tiroler, welcher sich unter uns befand, machte uns auf ein Bild aus diesen Kämpfen aufmerksam, von welchem wohl hie und da die Rede war, das aber doch den meisten unbekannt bleibt, welche über den ganzen Schauplatz des Geschehnisses zum Gardasee ziehen. Es gibt an manchem Fluß uralte Stapelplätze, an welche heutzutage kein Mensch mehr denkt, weil sie durch die Eisenbahn und durch veränderte Verhältnisse verödet sind. Solche Stapelplätze waren an der Etsch die „Dogana" zwischen Bozen und Branzoll, Alla Nave bei der Mündung des Nonsthales und Sacco gegenüber von Rovereto. Da landeten Kähne, Barken, Flöße — kurzum, es war ein Verkehr, von welchem heute keine Spur mehr vorhanden ist. Dieser letztere Hafen, wenn man einen solchen Ausdruck gebrauchen will, sah im Dezember 1438 einen Auftritt, der in der Geschichte seinesgleichen wohl kaum hat. Da, wo heute die Etschbrücke steht, auf welcher die Reisenden zum Gardasee fahren, landeten damals fünfundzwanzig Barken und sechs Galeeren der Mailänder in keiner anderen Absicht, als sich zu Land durch das Thal des Comeraso in den Gardasee hinüberbringen zu lassen und dort die Flotte der Venetianer anzugreifen. Mitten drinnen, auf dem kleinen Loppiosee, der damals See des heiligen Andreas hieß, konnten sie zur Abwechselung wieder einmal ins Wasser tauchen, nachdem sie von zweitausend Ochsen bis dorthin geschleift worden waren. Dort unterband man die Wasserader,

die aus dem See abfließt, und staute dadurch das Wasser so hoch, daß sein Rand bis nahe an die Höhe von San Giacomo, von wo es dann gegen den Gardasee hinabgeht, hinanreichte. Dann rutschten die Schiffe mit Hilfe der Zugtiere auf Balken neben dem Castel Penede hinab in den Gardasee. Diese Ochsengeschichte dauerte fünfzehn Tage und nützte ihren Urhebern gar nichts. Fünfzehntausend Dukaten hatte sie gekostet, die Schiffe aber wurden von den Venetianern vernichtet.

Man sah bei dieser Gelegenheit wieder, wie bei so mancher anderen, daß die Geschichte vom Kämpfen diejenige ist, welche die meiste Teilnahme herausfordert, wenn man sich auf ihrem Schauplatz befindet. Wir sprachen von Kaiser Lothar dem Zweiten, der im zwölften Jahrhundert nur unter ununterbrochenen Kämpfen von Trient nach Verona gelangen konnte. Als er da bei Chiusola bis in die Nähe der Stelle kam, wo sich heute die Stadt Rovereto erhebt, brach er die ihm feindliche Burg Barco; derjenige aber, den er hinaufsetzte, wurde der erste „Castelbarker“.

Eine Schaubühne mit echt mittelalterlichen Vorgängen. Vierzig Jahre später verabredete der Rotbart mit Papst Alexander zu Venedig jene Zusammenkunft, welche in der Geschichte der Hohenstaufen so berühmt geworden ist. Dorthin wollte auch Albrecht, Bischof von Trient, ziehen als Vertreter dieser Landschaften an der Etsch. Das sahen aber die mittlerweile zu Macht gelangten Castelbarker nicht gerne, weil sie von der Oberherrlichkeit des Bischofs nichts wissen wollten. Mit Verwahrungen und Einsprachen gab man sich damals nicht viel ab. So stieg denn Aldriget von Castelbarco ins Thal hinab und durchbohrte den Bischof kurzweg, als er an Rovereto vorüberzog. Das Volk aber verehrt den Getöteten als einen Märtyrer für die Sache des heiligen Vigilius, welcher als der Schutzherr der tridentinischen Kirche gilt.

Wir wurden jedoch bald daran erinnert, daß wir auf die Gänge von Auftritten hinausschauten, die sich noch viele Jahrhunderte früher abspielten. Dort drüben, wo der Eisenbahnfahrplan die letzte Haltestelle vor Rovereto, Villa Lagarina, angibt, saß einst der Germane Ragilo, Herr zu „Lagare", welches man als ein befestigtes Lager der Longobarden deutet. Sein Nachbar dort jenseits des Gardasees war der Graf der Berggegend Liuthari, welches heute zu einem Val di Ledro geworden ist und von den Reisenden besucht wird, die sich den berühmten Sturz des Ponale anschauen.

So klingt dort das Klirren der Waffen mit verwehendem germanischen Sprachton zusammen.

Auch die Republik Venedig hatte sich auf längere Zeit dieses schönsten aller südtirolischen Thäler bemächtigt. Im Dörfchen Visagno sieht man auf einem Bilde der Kreuzigung 2 Löwen angebracht. Der eine ist der von S. Marco, der andere jener der Castelbarker. Und noch heute kann man, wenn die Kinder mit kleinen Münzen auf Schrift oder Wappen werfend spielen, dabei rufen hören: „Parole o leoni?" Fast fünf Jahrhunderte sind seit dem Aufhören jener Herrschaft verflossen, gleichwohl findet man noch immer selbst im Brauch der Menschen, die doch so leicht vergessen, manchen Nachfall der längst entschwundenen Zeit. Wer weiß, was die Worte bedeuten, welche dort oben in die Wände oberhalb Visagno eingemeißelt sind, welche man den Hexenbalkon nennt? Wer deutet die unterirdischen Gänge am Loppiosee? Wer wird, wenn er mit der Eisenbahn fährt, sich um die Wanderblöcke an seinen Ufern bekümmern, wer gedenkt der Kenomanen und Tublinaten, die in Frieden hier saßen, bevor das Römervolk in die Berge vordrang? —

Es gehört unter die Eigenschaften der Durchschnittsmenschen, in der Welt so wenig als möglich Geheimnisse und Rätsel zu finden. Und so wird es eine Eigenschaft des Durch-

schnittsreisenden, insbesondere des der Zukunft sein, daß er sich um all solche seltsamen Dinge weder kümmert noch nach ihnen fragt, sondern rasch daran vorübereilt, die Poesie verwitterter Erinnerungen liegen läßt und seine Aufmerksamkeit den Bedürfnissen zuwendet, die ihm, gleich den Kettenkugeln eines Gefangenen, überall anhängen, wohin er auch, aus dem gewohnten Dasein heraustretend, seine Schritte wenden mag.

Es befand sich unter der Gesellschaft ein Trientiner, welcher zu meiner Genugthuung das Gespräch von den Erinnerungen an diese alten Kämpfe weg auf ein glanzvolles Bild brachte, welches alle Tage zu sehen ist, aber von Deutschen selten besucht wird. Denn Trient wird von unseren Ausflüglern kaum beachtet.

In Bezug auf Zuspruch kann diese Stadt keinen Vergleich mit Salzburg, Innsbruck oder Bozen aushalten. Wer über die letztere Stadt weiter hinab gegen Süden geht, begnügt sich meist damit, diese alte Ansiedelung der Etrusker vom Schienenwege aus zu betrachten, und unterläßt es, seinen Fuß auf die Straße mit den Marmorpalästen zu setzen. Gleichwohl ist es eine prächtige Stadt, reich nicht nur an geschichtlichen Erinnerungen und Kunstwerken, sondern auch an Erzeugnissen des Fortschrittes und moderner Betriebsamkeit. Es verlohnt sich wohl der Mühe, den Anblick der Balkone und Türme zu genießen, wie sie allabendlich vom elektrischen Lichte der Bogenlampen überflutet werden. Dieses wundersame Licht erscheint wie geschaffen, um die massige Architektur aufzuhellen und dem dunklen, schönlinigen Mauerwerk einen Hintergrund zu geben, welcher hier den Eindruck romantischer Verklärung hervorbringt. Der Reisende pflegt an allem dem vorüberzueilen, er trachtet nach dem Gardasee, dem nächsten Ziele derjenigen, welche über das deutsche Sprachgebiet hinaus in die südlichen Berge hineinziehen. Es ist das ein Unrecht, welches er an

sich selbst begeht. Trient sollte weder derjenige liegen lassen, welcher den Anblick einer uralten Stadt von echt italienischem Gepräge mitnehmen, noch jener, welcher verschiedenartige Anregung und Belehrung durch die Thätigkeit einer aufgeklärten und opferbereitwilligen Verwaltung finden will.

Der Trientiner Herr erwähnte ein Schaustück, das mir wohl bekannt ist und in einer Stunde zu Fuß oder einer kleinen halben Stunde zu Wagen von der alten Stadt aus besucht werden kann. Keiner der Anwesenden hatte jemals davon gehört.

Denn, wenn sich schon wenige Leute um Trient kümmern, so kümmern sich noch wenigere, etwa die Gäste der Bäder im Val Sugana ausgenommen, um die höchst anziehende Umgebung dieser Stadt. Wer zu Fuß geht, der schlägt vom Waffenplatz aus bei der Porta d'Aquila (die eigentlich Porta d'Aquileja heißen sollte) einen Weg ein, der gerade gegen die Ansiedelung Alle Laste und gegen das Dorf Cognola hinaufführt, der nicht staubig ist, wie die Landstraße, neben dem hie und dort Wässerlein rinnen und über dessen Mauern Myrthen und Granaten hereinnicken. Die Gegend einer alten Kulturstätte ist allenthalben von verlassenen Straßen, übergrasten Saumpfaden und verfallenen Wegen durchzogen, die der Verkehr aufgegeben hat, weil ihm nach und nach bequemere Bahnen eröffnet worden sind. Das Betreten solcher Wege bietet einen Reiz eigener Art. Der unserige ist ein solcher. Dort, wo er oben in die bequeme, neue Heerstraße einmündet, steht eine bescheidene Herberge, deren Inschrift auf ein sehr merkwürdiges Schaustück hindeutet, von welchem eben hier die Rede sein soll. In tiefer Klamm unten braust der Wildbach Fersina, der von den Porphyrhöhen des Fersenthales aus dem Hochsee Nardemol herabkommt. An dieser Klamm wäre nun gerade nichts besonderes, aber es ist hier auf eine in der That geistreiche Weise dargethan worden, wie man, ohne echten Natursinn zu verletzen, irgend welcher Er-

scheinung nachhelfen kann, um ihre Wirkung zu steigern. Es handelt sich hier nicht etwa darum, dem Berg, wie es hie und dort in Mitteldeutschland geschieht, einen Wasserfall abzutrotzen und das kümmerliche Rinnsal, das von ihm in einer Weise abtropft, als ob er den Schnupfen hätte, durch Stauung in eine Kaskade zu verwandeln, die sich zur Not sehen lassen kann. Von derlei ist hier nicht die Rede, denn wir sind in den Alpen, und unsere Wildbäche brauchen keine solche Vergewaltigung.

Hier hat man es anders gemacht. Der Wildbach saust über eine steile Wand hinab und stäubt aus dem Tobel auf, den er sich selbst ausgehöhlt hat. Man hat nun nach dem Abgrund hin einen Schacht, einen lotrechten Tunnel, in das Gestein hinein gebrochen, durch welchen man, mit einer Leuchte versehen, auf einer Wendeltreppe hinabsteigt. Wenn das Tageslicht wieder erreicht wird, so befindet man sich in einer ganz außerordentlichen Umgebung. Man tritt auf eine Plattform hinaus, die mehr unter Dämmerlicht, als unter dem vollen Tagesschein steht. Der Grund davon ist, weil zwischen dem Beschauer und dem Himmel oder der übrigen Welt ein flüssiger, beweglicher Vorhang flattert, welcher die ganze Breite und Tiefe des Abgrundes einnimmt. Hinter diesem Vorhang steht der Eintretende. Es gibt wohl keine Einbildungskraft, die sich ein derartiges Bild zusammenstellen kann. Der Wasserfall hat gerade die richtige Mächtigkeit, er ist nicht so ärmlich, daß sich in Strängen Lücken zwischen ihm zeigen, aber auch nicht so stark, daß man nichts als ein wüstes, kaltes, graues Gesträube vor sich hätte. Er ist vielmehr durchsichtig, was nicht von den Traufen verhindert wird, die sich in jedem Augenblick da und dort über die gleitende Krystallfläche schieben. Man sieht den weiteren Verlauf der Schlucht in eigentümlicher Bewegung durch den Vorhang hindurchzittern. Zu wundern ist nur, daß derjenige,

welcher sich diese außerordentliche Sache erdacht hat, nicht auch dafür sorgte, daß man die Leute zur richtigen Stunde dorthin schickt. Diese Stunde aber ist keine andere, als der Mittag, weil der Wasserfall gerade gegen Süden gerichtet ist. Dann scheint die Sonne in die flüssige Glocke hinein und zündet ungezählte farbige Feuer an. Da müssen die Künstler, welche Zauberfontänen und dergleichen herstellen, sehen, daß ihre Arbeit Stückwerk ist. Unablässig wandert die schillernde Hülle in die Tiefe, es haucht Wasserstaub und Kühlung unter dem Andrang der Sonnenpfeile herauf, der Buschwald draußen huscht als grünlicher Schimmer, die Felswand als gelbgrauer Schatten über und durch den Fall. Für diesen sollte man das Wort „Sturzglas" erfinden, wenn es nicht schon für einen Gegenstand, der viel weniger sinnliche Berührung mit einer solchen Bezeichnung hat, bereits erfunden worden wäre. Das ist eine Mittagsstunde, in welcher man sich an die Stelle der alten Götter Latiums versetzt denken kann, welche diese Zeit in ihren Wassergrotten verträumten. Nur eines fehlt der unvergeßlichen Stunde: es steigen keine Regenbogen auf, eben weil die Sonne dem Beobachtenden gerade gegenübersteht. Aber die winzigen Kugeln des Wasserstaubes tanzen vielfarbig in der Luft und das mit Recht hochberühmte Feuerwerk, welches alljährlich in den letzten Junitagen zu Ehren des heiligen Vigilius vor den Trientinern abgebrannt wird, glüht nicht greller als dieses Spiel des von der durchsichtigen Hülle sich abschleudernden Wasserstaubes.

Eine Gesellschaft von Naturfreunden, so schloß unser Trientiner Genosse seine Schilderung, welche ihren Wohnsitz in der Nähe eines Sturzes haben, der sich mit gleicher Pfeilkraft vom Rand des Abbuges aus vorschwingt, sollte es nicht unterlassen, Besuchern ihrer Gegend die Freude zu machen und ihnen ein derartiges Schauspiel herzurichten.

Ich that der Eisglocke Erwähnung, in welche sich, wie ich in meinem Gange nach dem Ötzthale geschildert habe, der Wasserfall von Umhausen in manchem Winter verwandelt.

Doch fiel mir nach einigem Nachdenken eine andere Wasserglocke in unseren Alpen ein, hinter deren Wand man treten kann.

Diese Wand ist nicht so durchsichtig, wie die des Sturzglases der Fersina, dafür ist sie aber mehr Schall- oder Sturmglocke. Sie bewegt sich südlich von Lengenfeld an der Strecke zwischen Tarvis und Laibach im Vratathal, durch welches man sich von Lengenfeld ab dem Triglav nähert. Ich meinte den Perischnikfall in Krain. Durch jene Glocke sieht man nicht recht hindurch, weil sie zu wassermächtig und schaumflockig ist. Steht man unter ihr, so hört man das Wort seines Genossen nicht mehr, was bei der Glocke der Fersina mit einiger Anstrengung noch möglich ist. Hier hat aber die menschliche Hand gar nichts gethan, um den Durchgang unter dem Wasserbogen hindurch zu schaffen. Der Fels- und Geröllboden unter der Glockenwölbung ist so gestaltet, daß es unnötig erschien, für die Durchwandelnden eine Plattform zu ebnen. Dafür ist aber hier ein Schauspiel möglich, welches man an der Fersina nicht sehen kann. Wenn sich jemand auf den Grund jenes Thalbodens zwischen die Legföhren stellt und zuschaut, wie ein Mensch oben unter der Wasserglocke hindurchgeht, so sieht er etwas sehr Sonderbares. Es steigt Wasserrauch aus dem Tobel auf, und auf ihm wandern Bruchstücke von Regenbogen hin und her, heben sich, senken sich, erlöschen und flammen wieder auf. Aber auch in der weißen, locker zusammenhängenden Wasserwand des Sturzglases durchschneiden und durchkreuzen sich die Bänder der sieben Farben. Darum wird man jemanden, der unter den Traufenvorhang hineingeht oder aus der Glocke herauskommt, im grünen, roten, veilchenblauen und orange-

farbenen Feuer auflodern sehen. Man erkennt aus diesen wenigen Andeutungen — wie aus ungezählten anderen Beobachtungen, die man allenthalben anstellen kann —, daß gar viele ungeahnte Dinge zu thun sind, welche dazu beitragen, dem Menschen, welcher aus der Eintönigkeit seines Berufslebens heraustritt, die Augen für die endlose Mannigfaltigkeit der Erscheinung zu öffnen. Möge diese Hinweisung auf die krystallene Pracht der Wasserglocke es bewirken, daß die freundliche Hand, welche uns hinter den durchsichtigen Schleier der Fersina geführt hat, dort recht viele Nachfolger finde, wo eine ähnliche Glockenwand sich von der Höhe zur Tiefe senkt.

## IX.

# Ostertage in Tizians Heimat.

Osterzeit — wie lieblich dünkt uns das Bild in Erinnerung an die Auferstehungstage der deutschen Heimat! Hier und dort eine Blattknospe, die sich öffnet, eine vorüberschwirrende Schwalbe, von den Freudenrufen der Kinder begrüßt, ein goldfarbiger Schmetterling, eine tauige, mildfeuchte Luft mit gedämpftem Sonnenglanze, das gehört in ein vaterländisches Osterbild. In Welschland gibt es der Blumen viel mehr, es sind Bäume da, die schon den ganzen Winter über grün gewesen sind, und solche, die ihre Blätter verloren haben, wie Zerr-Eichen und Buchen, haben schon wieder die saftigen neuen Blätter.

Daß grün wird, was weiß war, davon haben wir ein schönes Beispiel an der schwarzen Nießwurz, die mit ihren breiten Kelchen dort drüben am Bergrand zu sehen ist. In unseren deutschen Bergwäldern steht die Blüte noch heute weiß da. Auch hier war sie es noch vor wenigen Wochen. Damals mußten sie noch den Augen der Kerftiere auffallen, welche Honig suchen und damit zugleich die Blume befruchten. Jetzt ist das alles geschehen, die weiße Farbe ist nicht mehr notwendig und die Blätter haben ein grünes Gewand angezogen, so wie alle anderen Blätter.

Die Hecken, das dornige Gestrüpp, hatten sich schon längst verschönt unter allerlei Blüten. Als man am Aschermittwoch fastete, war diese Pracht schon da. Fahl ist es nur dort weiter oben, wohin man die Schafe aus ihrem

Winterstall hinaufgetrieben hat, damit sie sich mühselig auf der mageren Weide behelfen.

Wir befinden uns auf dem Gebiete des alten Freistaates Venedig im Thale Cellina, welches der gleichnamige Bach durchrauscht, der sich bald weiter abwärts den großen Eisenwerken von Maniago nähert, wo das ganze Jahr die Funken sprühen. Derjenige, welcher sich einmal in den südlichen Bergen ein Messer gekauft hat, kann mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß der Blasbalg und die Hämmer und alles, was mithalf, als das Eisen gestreckt wurde, mit den klaren Wassern der Cellina zu thun hatte. Weiter hinunter, wo es gegen Aviano zugeht, dort wird das Wasser, wie landesüblich, zum breiten Torrente und vermengt sich mit der Meduna — einem Fluß, von dem man hier und dort nur ein breites Schotterbett, an anderen Stellen aber plötzlich wieder Wellen sieht.

Merkwürdig, daß man in Barcis von den Fenstern der gemütlichen Herberge Cillis aus, noch hie und da etwas sieht, was genau so ausschaut, wie die sogenannten Schneebretter auf unseren Hochjöchern. Kaum ein paar hundert Fuß weiter oben am Hang hängt ein solches Brett, rings von Blüten umgeben. Es ist in Wirklichkeit ein Schneebrett, eine übrig gebliebene, am Rasen festgeklebte „Wehte“, dorthin von einem Winterwirbel angemauert.

Gehen wir hinauf zu der Schneekuppel und strecken den Arm hinein, so finden wir ein grobkörniges, unter der Bewegung der Hand raschelndes Gefüge ehemaliger Flocken. Rings herum öffnen sich in allerlei Farben die Blumenkelche von Anemonen und Veilchen, von Primeln, nicht minder aber auch von der sogenannten blaßen Aristolochia; von Euphorbien, von der dreiblätterigen Zahnwurz, und selbst die blaugrünen Blatttriebe der vielblütigen Convallaria haben sich schon von ihrer langen Wurzel emporgestreckt.

Weiter am Hang hinaufzugehen ist schwierig, weil einem verschiedenes Gestrüpp gerade entgegenstarrt. In einigen Wochen wäre es nicht mehr so, denn bis dahin hätte es sich wieder erhoben. Auf den Boden hat es seinerzeit der Schnee niedergedrückt, von welchem das Bruchstück noch oben hängt, und es hat sich noch nicht wieder aufgerichtet.

Ein Hochwald, wie er südlich von Vareis das Thal bedeckt, welches Isola della Stura heißt, ist besonders schön, wenn eine südliche Frühlingssonne auf das Laub, auf die Nadeln und auf die harzigen Stämme scheint. Aber die Schneefelder mehren sich. Sie werden breiter und umfangreicher, endlich hängen sie gar zusammen, und wir treten in die bräunlichen oder schwärzlichen Fußstapfen ein, welche irgend ein Vorgänger vor nicht allzu langer Zeit, der zu unbekannten Zwecken der Höhe entgegenstrebte, in den knirschenden Krusten zurückließ.

Zu unserer Rechten steigt der Monte Cavallo in die Höhe, den man vielleicht das wirkliche Wahrzeichen von ganz Friaul nennen kann. Wir lassen ihn ruhig unter seiner weißen Hülle liegen. Es ist da auch ein Alpenboden, welchen man die „Ebene des Cavallo" nennt. Im Sommer ist es ein lustiges Sein in den Hütten, üppiges Gras ernährt die Herden, der Vorüberwandernde wird gastfrei aufgenommen. Jetzt aber erscheinen nur die obersten Teile der Hütten, weiter unten stecken diese noch im Schnee, welchen nicht etwa der Winter, sondern der tückische März hingeworfen hat.

Gegen die Bergseite hin schmilzt der Schnee am frühesten ab, und es entstehen zwischen ihm und dem Hang die nämlichen Einhöhlungen, welche man an den Gletschern Randklüfte heißt. Hier und dort hat noch ein von der Berglehne hereinhängender Baum mit den Tropfen, die zeit-

weilig von seinen in der Frühe noch betauten und bereiften Zweigen herabfallen, Runen in den mürben Schnee eingedrückt.

Es wäre hier vielleicht am Orte, von der Aussicht auf das wälsche Meer und auf die Küsten Istriens über die weiten Flächen des Landes zu erzählen, welches den einwandernden Longobarden ihr „Austria“ wurde — wenn uns nicht, während wir durch einen mächtigen Buchenwald abwärts in westlicher Richtung schreiten, plötzlich mitten aus dem Dickicht heraus Stimmen entgegentönten.

Holzfäller sind es, welche dort bei einem helllodernden Feuer ihre kärgliche Mahlzeit einnehmen. Ich gehe darauf zu, und ein Wort gibt das andere. Welcher Wanderer mag wohl darauf gefaßt sein, hier im Walde zwischen dem Piano del Cavallo und dem Lago di Santa Croce, an den Südabhängen des Monte Cavallo, ansässige Söhne des Bayernstammes zu finden, welche ihre Ahnenreihe vielleicht weiter hinauf nachweisen können, als der gesamte Adel von Venedig, Padua und Vicenza?

Und doch ist es so.

Jeder Deutsche hat schon einmal von den sieben Gemeinden gehört, die nördlich von Vicenza auf einer Hochfläche sitzen, welche ich mit der des Tarnovaner Waldes oder des Nanos nördlich von der äußersten Ausbuchtung der Adria vergleiche. Dort hausen Germanen, deren Hauptort Schlägen (Asiago) heißt. Die Ethnographen in ihrer Eigenschaft als Registratoren der europäischen Ortspolizei haben sich lange über ihre Zuständigkeit gestritten. Nachdem sie zuerst den Cimbern, dann den Longobarden zugeschoben worden waren, erhielten sie endlich bei den Bajuvaren ihr Heimatsrecht. Es waren Leute, deren Lebensweise sich in der letzten Zeit ebenso um das Holz drehte, wie es heute noch der Fall ist im bayerischen Wald und in den Gegenden zwischen dem Schliersee und

dem Innthal. Der Wald fing aber an, „abzubären", das Holz wurde immer weniger. Da wanderte die eine und andere Familie aus, und die, welche zurückblieben, verlegten sich auf das Viehzüchten, auf das Strohflechten und andere Hausbetriebsamkeit.

Jene, welche hieher auswanderten — fünf Familien — blieben bei ihrer alten Beschäftigung. So sehen wir sie denn da, unter den Buchen, Fichten und Lärchen des Bosco del Consiglio, welchen sich seinerzeit der Rat des großen Freistaates in der Lagune als Sparkammer des Holzes, das er zu seinen Schiffen brauchte, bewahrt und geschützt hatte, gleich dem Walde des heiligen Marcus bei Auronzo und noch manchem anderen Forste in den Hochgebirgen des venetianischen Landes.

Vor wenigen Jahren ist der letzte Mann gestorben, welcher noch in der Sprache seiner Väter zu reden wußte. Dennoch aber sprachen alle die Männer, die hier den Wanderer begrüßten, neben Wälsch auch Germanisch, freilich nicht mehr jene Bajuvarensprache, welche ihre italienischen Nachbarn einst die cimbrische nannten, sondern jenes Neubajuvarisch, welches sie vermutlich bei ihren Wanderungen unter den österreichischen Nachbarn nachträglich erlernt hatten.

Die östlichste der Ansiedelungen, welche auf die seinerzeit eingewanderten fünf Familien zurückzuführen sind, heißt Candaglie; alsdann kommt weiter gegen Westen hin eine Hüttengruppe bei der Örtlichkeit, welche Palazzo heißt, dann südwestlich nicht weit von Vittorio eine Anzahl von Hütten bei Osigo. Dies ist im Südosten des Alpengebirges der am weitesten vorgeschobene Überrest der Germanen, die doch einst zu Ravenna ihren König hatten und mit ihren Heerschaaren die Halbinsel auf- und abzogen bis zur sizilischen Meerenge und dem Caput Orlandi. Im ganzen mögen dieser Vorposten-Germanen etwa dreihundert sein.

Wer sauern Wein trinken, in einem blühweißen Bett schlafen und in einer reinlich gescheuerten Stube rasten will, der besuche diese Oasen, die rings vom wälschen Schlendrian umgeben werden, während nur wenige Meilen in der Luftlinie entfernt der slavische Schmutz starrt. Wer Leute kennen lernen will, die von schäbiger Gewinnsucht nichts wissen und ihren Gast wie ein vom Schicksal freundlich gesendetes Geschenk behandeln, der besuche diese Oase, um welche herum der Locandiere den Ankömmling als gute Prise betrachtet oder der wortlose mürrische Slave ihm ein Gesicht anschneidet, als ob er darüber nachdächte, auf welche Weise er ihn aus der Welt räumen wollte. Und wer nicht hingeht, der denke manchmal an die gutmütigen Bayern, die in einer „Casera“ wohnen und italienisch reden.

Weiterhin geht es aufwärts im Bosco del Consiglio, bis wieder eine waldbedeckte Hochfläche erreicht wird.

Es ist dies der Piano del Consiglio. Man könnte den grünen Plan mit einem Krater vergleichen, denn er ist nach inwendig hin gekrümmt, doch freilich nicht so stark, daß man diese Vergleichung im Ernste vorschlagen möchte. Auch ist der Kraterrand gar nicht eben, sondern buckelig und hügelig, so daß die mächtigen Dolomiten des Val di Zoldo durch die Lücken des Randes hereinschauen können. Die ganze Umwallung mag einen Umfang von etwa dreißig Kilometern haben, der Durchmesser von Ost nach West acht, der von Nord nach Süd neun bis zehn. In der Mitte breitet sich eine kreisrunde Wiese aus, welche nahezu an zwei Kilometer im Durchmesser haben wird. Hier stehen die Hirtenhütten, sieben an Anzahl.

Wenn ich vorhin an die Hochfläche der Sieben Gemeinden durch die Menschen erinnert worden bin und durch den allgemeinen Anblick der Landschaft, die sich etwa dreizehnhundert Meter über das Meer erhebt, an das Plateau des Tarno-

vaner Waldes, so gibt es merkwürdigerweise noch andere Vergleichungspunkte, welche uns an die eine wie an die andere dieser luftigen und weitschauenden Flächen gemahnen.

Mit der Hochfläche der Sieben Gemeinden ist die Ähnlichkeit dadurch gegeben, daß man hier wie dort kein Wasser fließen sieht. Diese sammeln sich irgendwo in der Tiefe und brechen dann hervor, plötzlich, als mächtige Quellbäche, himmelblau, wie die Gentianen, die in ihrer hohen Heimat gedeihen. So ist es auch bei den Sieben Gemeinden. Wer dort, nordwestlich von Bassano, eine Strecke weit auf der Straße geht, die aufwärts ins Thal der Brenta und nach Tirol führt, der gelangt zu der sogenannten Grotte des Oliero, welche ich die Wassergrotte der Cimbern getauft habe. Allgemein wird eben dieser Fluß Oliero, welcher dort wunderschön hervorkommt, für das gemeinsame Bett aller der Wasser gehalten, welche auf der Fläche, ein paar tausend Fuß höher, wo die „Cimbern" hausen, zusammenrinnen.

Jene Grotte der Cimbern, welche aber von der Ebene des Cavallo in der Luftlinie etwa achtzig bis neunzig Kilometer entfernt ist, hat so viele Merkwürdigkeiten, daß ich hier der Einschaltung wegen etwas dabei verweilen kann. Jetzt haben wir Anfang April, ich bin aber schon im Januar dort gewesen und habe am Eingange der Cimbernhöhlung, zu welcher niemals ein Strahl der Sonne reicht, mehr Blumen gefunden, als dermalen an mittäglichen Hängen. Das bewirkten die Wasser, die, aus dem Bergesinnern hervortretend, wärmer hauchten, als Winterluft. Der ganze Frühling war ohne Sonne erblüht. Schneeglöckchen, Anemonen, Primeln fehlten nicht, ebenso wenig aber auch Rosen. In einiger Entfernung vom Flusse erblickte man an beschatteten Stellen Reif, an seinem Gestade nicht. Dieser warme Atem war es, der gleich Treibhausluft den Blumen günstig

war. Trotz dieser Frühlingskinder blieb der Eindruck der Wildheit. Denn das Rauschen der Wasser und das turmhohe schwarze Ausgangsthor waren mächtiger. Es werden dort Überlieferungen mitgeteilt von geraubten Frauen, von Kämpfen in der Tiefe, von hieher geborgenen Schätzen. Niemand weiß, wie viel Wahrheit darin eingehüllt ist. Vielleicht war es ein Anhängsel der Raubhöhle auf dem Markte von Bassano. In Wirklichkeit hat man Menschengerippe darin gefunden, die durch den abtriefenden Kalksinter erhalten worden waren. Jetzt ist der Fels mit den vielfach gewundenen Zweigen des Epheus überdeckt, mit welchem die Geschichte ihre Kapitel abschließt, gleich einem Schreiber, der dieselben mit der Beifügung von allerlei Schnörkeln beendigt.

Ich überschritt einige Stege und fand noch im Halbdunkel des von außen nachdringenden Tages einen Kahn. Während ich auf ihm fuhr, wollte ich den Grund des Stromes erspähen, der sich in tiefen Tümpeln staut. Doch war das Aufgabe für die Rückfahrt, wenn die Augen sich an das Dunkel gewöhnt haben würden. Dann erschien der Boden, der klaftertief unter mir lag, der Hand zum Greifen nahe gerückt. Es sah aus, als bewegte ich mich auf dem bekannten Strome am Eingange des Schattenreiches. Aber statt des grauen Fährmannes schwang ein lustiger Bursche die Fackel und sang, daß trotz Rauschens viele Stimmen aus Schlüften vernehmlich antworteten. Die Wärme der Luft, die sich wenig verändert, wird dort zu zehn Graden bemessen. Sie fühlt sich deshalb lau, im Sommer eisig an, wie allenthalben jenseits der Pforten der Unterwelt.

Das Wasser des Oliero ist gerade so königs- oder kornblumenblau, wie das der Livenza, welche in der gleichen Weise aus den Höhen des Cavallo zusammenrinnt. Man wird es überhaupt bemerken müssen, daß bei gleicher Reinheit die verschiedenen Wasser der Berge doch verschiedenartig

gefärbt sind. So ist der Oliero, der aus Kreidebildungen herabkommt, geradeso blau, wie die Livenza oder der Isonzo, die gleichfalls aus Rudistenkalk oder auch aus Dolomit zusammenfließen. Mir scheint, Gehalt an Kalk, und wäre er auch noch so gering, begünstigt den blauen Glanz. Hinsichtlich des Meeres schreibt man ja dieselbe Wirkung dem Salzgehalt zu. Diese Beimengungen scheinen es zu veranlassen, daß von den sogenannten Farben des Regenbogens, welche in ihrer Vereinigung das Tageslicht bilden, nur solche Strahlen durchgelassen werden, die besonders brechbar sind, also insbesondere die des Blau. Die anderen werden aufgesaugt. Was den Oliero anbelangt, so ist seine blaue Farbe weit und breit berühmt gleich der des Isonzo.

Dieses Versinken der Wasser auf den beiden Hochflächen, welche die Nachkommen der Bayern bewohnen, ist aber, wie gesagt, nicht die einzige Ähnlichkeit, die uns an den Tarnovaner Wald und an andere Gebiete gemahnt. Wir sehen auf dem Pian del Cavallo mitten drinnen auch verschlammte Einhöhlungen, ganz und gar den bekannten Sauglöchern des Zirknitzer Beckens ähnlich. Das sind die Trichter, durch welche hindurch die Wasser filtriert werden, bis sie, schön blau anzusehen, im Tieflande anlangen.

Wenn wir einmal in der Richtung gegen Piai hin den oben geschilderten Wallring hinter uns haben, so wird es schon frühlingshafter. Durch die Buchenwipfel schießt es grünlich, die Anzahl der weißen Hecken wird größer. In Piai kündigte sich der Ostertag bereits an durch einen Haufen von blau gefärbten Eiern, der auf einem großen Teller auf dem Tische der Osteria lag. Mitten drinnen steckte ein Ölzweig. Die Flaschen standen gefüllt auf dem Tisch, es wurde am Tage der Auferstehung nichts von Entlohnung gefordert.

Wer jetzt, um nicht den gleichen Weg zurückzumachen,

in der Richtung gegen Belluno trachtet, thut wohl daran. Vor wenigen Jahren, im November 1886, ist die Eisenbahn eröffnet worden, welche von dieser Stadt über Feltre längs der Piave gegen Treviso führt. Damit hat man den Zugang zu Schönheiten eröffnet, von welchen bis jetzt wenige etwas wußten.

Auf dem Wege nach Belluno kann der Wanderer den Col Vicentino überschreiten, der zwar keine tausend Meter hoch ist, von welchem aus man aber Venedig, die Kirche von Madonna del Monte bei Vicenza, die Hügel um Verona, den Ortler, die Gebirge von Ampezzo, das Meer ebenso sieht, wie die Marmolata oder den grünen Teppich des tiefen Bosco Montello. Ich kann mich nicht erinnern, daß wir in unseren nördlichen Voralpen irgendwo etwas gleich Schönes zu sehen bekämen.

Von diesem Col steigt alsdann der nordische Wanderer über Cirvoi und Faverga nach Belluno ab.

Die ganze Gegend zwischen Belluno und Mel möchte ich den Waldgarten des Tizian nennen. Der Meister hat sich in diesen Gebirgen viel herumgetrieben. Jetzt durchfliegt man sie mit der Eisenbahn. Auch viele Volkssagen gibt es, welche den Maler über dieses und jenes Joch ziehen, von Winterstürmen aufhalten und seine kurze Anwesenheit durch dieses und jenes Bild an einer Mauer oder auf einem Altar verewigen lassen.

Schon vor Jahren, als es noch keine Eisenbahn gab, hat Gilbert in seinem Werk über Cadore auf den Einfluß hingewiesen, welchen die schöne Landschaft hier auf so manchen Hintergrund seiner Gemälde offenbar ausgeübt hat.

Man betrachtet sich die weißen Landhäuser, halb Villa, halb Bauernhof, beschattet von Hornbäumen und Buchen, die Wiesen mit den unregelmäßigen Gruppen von Obstbäumen und die vielen Kreise geschlossenen Waldes. Gegen

Süden hin möchten vielleicht anmutige Hügel den Blick anziehen, wenn nicht der Norden viel großartiger wäre. Da türmt sich Pik auf Pik, zerreißt den Gesichtskreis in zahllose Ausschnitte gleich steinernen Blitzen, von welchen die Bläue des Gewölbes unterbrochen wird.

Gewiß hatte Tizian der Natur seines heimatlichen Cadore viel zu danken. Auch die Umgegend von Vittorio hat ihre Reize. Jenes aber ist zu alpin, dieses der schwülen Ebene zu nahe. Das Thal von Mel dagegen mit seinen Wiesen und Gärten, offen für Wind und Sonne, mit den Hainen von Waldbäumen — das war der richtige Grund, auf welchem Liebe und Freude am Landleben sich entwickeln mochte.

Wer die Frühlingswanderung schön beschließen will, der trinke entweder beim „Hut" zu Belluno oder, noch früher, in der „Giraffe" zu Serravalle-Vittorio ein umfangreiches Glas Rotwein und beschaue sich in letzterer Stadt ein Bild, welches darthut, daß dem Menschengeist auch ein Blick in einen Glanz gegeben ist, gegen welchen die Frühlinge Deutschlands und Wälschlands nur Dämmerungen sind. Diesen Glanz wird er im Dom finden, wo die Glorie die Madonna und das Kind umgibt — die Glorie, welche dem Meister von Cadore in einem seiner Gesichte erschienen ist.

## X.

## Im Pusterthal.

Wer heutzutage in der Richtung von Osten her auf der Kärnten-Pusterthaler Bahn nach Tirol fährt, nimmt in der Regel keine Kenntnis von der Grenze der beiden Kronländer, über welche er im rasch dahinsausenden Wagen hinweggesetzt wird. Die Grenzsteine befinden sich in geringer Entfernung an der Straße westlich von Ober-Drauburg, und es ist da nicht das Geringste zu sehen, was an eine Grenze erinnert, mit Ausnahme eines Marksteines, welcher das „Kronland Tirol" ankündigt und den Vorübergehenden belehrt, daß er sich 28 Meilen von Innsbruck und 17 Meilen von Klagenfurt entfernt befindet.

Das Thal ist dort eng. Im Nordwesten ragen die stattlichen Hänge des Hochstadl auf, und rings herum blinken Tümpel und Altwasser, die nach der Regelung des Draustromes zurückgeblieben sind, von Schilf und Königskerzen umstanden, von weißen Wasserrosen bedeckt.

Wer vor etwa sechzig Jahren diese Straße fuhr, dem hätte sich ein anderes Bild geboten. An der Grenze der „illyrischen Provinzen" des Kaiserstaates und der Grafschaft Tirol angelangt, wäre er an eine Holzverplankung, ein „Rastell", wie man es damals hieß, gestoßen, welche sich quer durch das Thal hinzog und ihm bewies, daß man die Welt mit Brettern vernageln könne. Es hausten damals Krankheiten im Orient, gegen welche sich der Westen durch dieses Gitter auf der Landstraße zu schützen suchte. Es war eine Kontumazanstalt in der strengsten Bedeutung des Wortes. Die Reisenden wurden ausgeräuchert, Pferde und

andere Tiere durch eine Schwemme getrieben. Geldstücke mußten in Essig gelegt werden, bevor sie aus einer Hand in die andere gingen, Banknoten wurden in Schwefeldämpfe eingelegt. Dabei hatte es jedoch sein Bewenden nicht.

Was würde der Reisende heutzutage sagen, wenn man ihn zwingen wollte, sich in einer Umpfählung hinter einem solchen Holzzaun unter Bewachung fünf Tage aufzuhalten und sozusagen mit einer Kette am Fuß, von den Augen der „Kontumazwächter“ verfolgt, nur Gänge von wenigen hundert Schritten unternehmen zu dürfen?

So geschah es damals. Und erst nach überstandener Haft gab man ihm einen „Entlassungsschein“ mit, unter dessen Schutz er seine Reise ins Pusterthal fortzusetzen vermochte.

Solche Erinnerungen kommen uns schier urweltlich vor. Ein wirklich urweltliches Denkstück aber finden wir, wenn wir um ein paar Kilometer weiter gefahren sind. Dort hätte vor Jahren, in Bezug auf deren Entlegenheit man die obigen sechzig Jahre mit einigen Tausendern multiplizieren müßte, der Steinzeitmann einen Anblick gehabt, welcher dem Menschen dieser neuen Eisenzeit, in deren Mitte uns zu befinden wir das Glück haben, eine Reise in das Gletschergebiet der Hohen Tauern erspart haben würde. Wo jetzt am Dölsacher Schloßberg die süßesten Früchte, die Walnuß, und selbst die Rebe gedeihen und aus Putzenbachers Kellern der feurige Traminer verabreicht wird, dort schwang sich in Zerklüftung ein Seitenast jenes großen Möllgletschers herab, von welchem die heutige Pasterze ein Überrest ist, den man in Bezug auf Umfang etwa mit jenen kleinen Schneefeldern vergleichen kann, welche sich auf manchem grünen Berge noch im Hochsommer halten, um uns an die Allgegenwart der weißen Gefilde des Winters zu mahnen. Oben auf dem Iselsberg hat er sein Geschiebe zurückgelassen. Demselben

in dichtem Fichtenforste zu begegnen, den mächtigen Blöcken, die, vom Eise herabgeschoben, jetzt von den Wurzeln des Nadelholzes umklammert und von Glockenblumen und Alpenrosen geschmückt werden, ist nicht die geringste Anregung, die uns ein Gang zu dem altberühmten Bade auf diesem Bergrücken bietet.

Der starre Eisstrom dort oben ist verschwunden. Die herrliche Luft aber, welche einst als zweiter kühler Strom die zähe Bewegung des anderen begleitete, ist geblieben. Und vielleicht nirgends so nahe an der Eisenbahn findet man Gelegenheit, in denselben einzutauchen. Wer auf den Iselsberg hinaufkommt, wittert Gletscherhauch, den Duft wie von einem Speikboden, und den Eindruck zu verstärken stehen die weißen Gipfel fast zum Greifen nahe dazu; auch ein schwaches Auge unterscheidet die erhabene Wetterwarte auf dem Sonnblick, deren Turm wie ein winziges schwarzes Stäbchen sich von der weißen Umgebung abhebt. Den Gang auf diese unbedeutende Höhe sollte niemand unterlassen, den die Eisenbahn zu ihrem Fuße hinträgt.

Ein Antiquarius, der da vorüberfährt, mag es auch nicht versäumen, seinen Reisegenossen auf eine andere Grenze aufmerksam zu machen, neben welcher sich der Zug fortbewegt. Es ist das Bett der Drau, in welchem die grünen Wellen so brausend hinabjagen, wie vor ungezählten Jahren. Die Grenze war flüssig und beweglich, hat aber doch länger ausgehalten als so mancher feste Schlagbaum. Denn viele Jahrhunderte hindurch schied sie das Patriarchat Aquileja vom Erzbistum Salzburg.

Es waren überhaupt hier herum geistliche Gränzmarken, an welche unser Geschlecht wenig mehr denkt, weil ihm meist nur die staatlichen Einteilungen vorschweben. So war Innichen, das weiter oben im Pusterthal liegt, viele Jahrhunderte lang eine Freising'sche Herrschaft — die Stadt

Lienz aber, die jetzt vor uns auftaucht, eine „fürstlich Görzische Residenz“. Der Erzbischof von Freising hat heute die Grenzen seines Hirtenamtes im Süden an denen des bayerischen Staates — die Hauptburg derer von Görz aber schaut verödet über das Küstenland auf das blaue Meer hinab, und niemand haust mehr in ihr als wenige Soldaten, von denen die Pulverkammer gehütet wird, welche zum Schrecken der Bürgerschaft über der Stadt und ihren Lorbeergärten droht.

Es verlohnt sich vielleicht der Mühe, an dieser Stelle, wo die Isel, in der auch die Wasser des Hochthales Defereggen mitfließen, aus dem Gletschergebiete des Venediger herabkommt, alter Dinge zu gedenken, die dem Bewußtsein der Insassen unserer Eisenbahnwaggons gewöhnlich entrückt sind.

Wie friedlich schaut jetzt die breite Öffnung des Iselthales her, aus dessen Hintergrunde das „Maurer-Kees“ silberig herabglänzt! Die Dolden des Hollunders, die Zweige der Birken, die gefiederten Blätter der Farne neigen sich über den schiefergrauen Gletscherstrom. Hier und dort rastet im Schatten der Eschen, die neben den Zaungassen stehen, ein von seiner Handelschaft heimkehrender Deferegger, oder es zieht eine Schar andächtig murmelnder Bauern nach dem weithin winkenden Gnadenorte von Ober-Leibnigg hinauf.

Vor etwa tausend Jahren aber wimmelte es hier von Wenden, die Iselaufwärts flüchteten, nachdem sie von Herzog Tazzilo bei Innichen auf das Haupt geschlagen worden waren. Sie flohen, so weit sie konnten, in die damals wenig zugänglichen Thäler, und viele wandten sich in das steile Defereggen, das meist nur Hänge und keine Thalsohle hat, weil der Bach den ganzen Grund der Rinne ausfüllt. Kaum aber hatten sich die Flüchtlinge irgendwo die Pfähle in den Boden geschlagen, als auf des Herzogs Tazzilo Geheiß die Chorherren von Innichen, die nach der

Regel Chrodegangs lebten, hinter ihnen herkamen und ihnen ihren Swantewit und Triglaw auszutreiben und dafür die neuen Heilslehren beizubringen trachteten.

Es ist viel bekehrt worden an diesen wilden Wassern.

Im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert rastete hier der Eifer nicht, welcher sich um das Seelenheil Anderer fast mehr kümmerte, als um das eigene. Mönche und Nonnen legten ihr Gewand ab und kamen als Flüchtlinge in diese Berge. Teppichhändler brachten von Augsburg und Nürnberg allerlei verworrene Kunde von den Glaubensmeinungen mit, von welchen die Welt bewegt zu werden anfing. Während im übrigen Tirol und Bayern als die „alleingetreuen Zünfte Juda und Benjamin“ von den Spitzen der geistlichen Gewalten belobt wurden, wimmelte es da von unruhigen Köpfen und Wiedertäufern.

Drei Jahrhunderte hatten diejenigen, welchen solche Bewegungen nicht gefielen, Arbeit, den alten Zustand, wenigstens der äußeren Gestalt nach, wieder zurückzuführen. Und wer sich der Sache etwas näher annähme, der würde noch heute leicht seltsame Entdeckungen machen. Die Kunde von mancher solchen Regung schläft, nachdem das Alpenfeuer schon bei den ersten Funken ausgetreten worden ist, in fürstbischöflichen Archiven.

Man glaubt, gewisse Erzeugnisse aus der vielen von uns noch erinnerlichen Standrechts-Stilistik vor sich zu haben, wenn man gewisse Aktenstücke aus jenen Zeiten anschaut. Diesseit und jenseit der hohen Tauern war das gleiche Getriebe. Da stellte drüben Graf Nikolaus Salm, der spätere Retter Wiens gegen Suleiman, die „Ordnung“ her, nachdem er Schladming niedergebrannt hatte. Das Pinzgau verdankte seine „Ruhe“ dem Landeshauptmann von Steiermark, Siegmund von Dietrichstein, dem Liebling Kaiser Max I., der im Auftrag seines vom Erzbischof

herbeigerufenen Herrn mit fünfhundert Landsknechten Christenlehre hielt. Da ist es nicht zu verwundern, daß die Bekehrungskommission, welche Ferdinand II. schickte, „die Bewohner von Matrei dem katholischen Glauben ergeben fand.“

Nach Bibeln und Gesangbüchern wurde emsig gefahndet, und noch heute berichten Überlieferungen aus dem achtzehnten Jahrhundert von einer namentlich aufgeführten „Beten (Rosenkranz)-Krämerin“, welche ihren Tragkasten äußerlich mit den ordnungsgemäßen blechernen Kreuzen, geweihten Kerzen und Rosenkränzen behängt, inwendig aber mit Sendbriefen des bekannten Schaitberger (geboren 1658) ausgestopft hatte, die „Haß und Verachtung“, „Auflehnung gegen die staatliche Ordnung“, „Umsturz des Bestehenden“ und dgl. predigten. Im Jahre 1731 kam endlich ein allgemeines „Ausweisungspatent“. Viele Gegenden wurden verlassen. Sümpfe und Verwahrlosung bildeten bald die Schlußvignette auf diesem Pergament.

Von den bekehrten Slawen ist kaum eine andere Spur übrig geblieben, als die vielen Haus-, Berg- und Flurnamen, welche an die Sprache des Wendenvolkes anklingen. Von dem Kampfe gegen die populäre Metaphysik jedoch würde man, wie gesagt, leicht noch frischere Überreste finden. Als Beispiel führe ich manchen Balken des einen und anderen Dachstuhles an, in dessen Aushöhlungen einst die Bibeln und andere verdächtige Bücher steckten, die man vor den Rundgängen der bewaffneten Censur verbarg.

Kehren wir zum heutigen Stillleben zurück.

Vor Ainet im Iselthal befindet sich eine Mühle, „Beim Walfischer“ genannt. Dort hauste einst der herrschaftliche Fischer der Grafen von Görz. Weiterhin kommt der Daberbach herab, der mitunter schreckliche Muhren mitbringt, und unter anderen Unthaten, die man ihm nachsagen kann, auch die verschuldet hat, daß er einmal den Verfasser

dieses Buches bei einem plötzlichen Gewitter umriß. Liebhaber des Fischfanges mögen längs seines jähen Sturzes zum hochgelegenen (7679 Fuß) Alkussee emporklettern, der von Forellen wimmelt.

Weiterhin stehen die Trümmer der Kienburg (Malern empfohlen) mitten im Fichtenschatten. Gleich daneben führt ein Waldpfad zu einer Stelle, von welcher aus man den Großglockner sieht. Dann, hinter der „Huben“, steigt hoch über dem Deferegger Bach der Weg ins gleichnamige Thal hinauf, wo als erste Ansiedelung Hopfgarten angetroffen wird. Was da mitunter vorgeht, das zeigen die Bruchhänge, auf welche die gescheitelten Nadelholzstämmchen ihren Schatten, dünn wie der eines Zeigers auf der Sonnenuhr, hinwerfen, und die Berge mit ihrem grauen Wurzelwerk, von welchen an vielen Stellen die von roten Flechten überzogenen Felsblöcke zugedeckt werden. Trotz alledem ist es eine große Landschaft. Allgegenwärtig rieseln Quellen herab, bald sieht man über Kreuzbilder und schwebende Wolken hinweg die blauen Klüfte des Riesenferners, und Ruhe liegt im Sonnenglanz über dem stillen Hochthale, so daß uns die Erinnerung an die böse alte Zeit wie Traum und Wolkenschatten vorüberzieht.

Wenn wir von dort auf unseren eisernen Leitfaden, das Geleise des Schienenweges, zurückkehren wollen, gehen wir am raschesten über das Villgratnerjoch in das gleichnamige Thal.

Unterwegs läßt uns der Jochsteig nicht viel Zeit zu anderen Vor- und Rückblicken, als zu denen auf die schönen mit Alpenblumen bedeckten Gründe und auf die weißen Spitzen des Gesichtskreises. Drunten aber, wo das opalblaue Wasser fließt und uns der Müller von seinem Kampf mit den Bächen erzählt, rasten wir.

„Es wollt' das Wasser alles verführen. Derwehrt

haben wir die Sag' halt dechter. Freilich habe ich den Leuten frei Schnaps geben müssen."

Ja, lieber Müller — oder auch du, trefflicher Kasbacher und Melcherwirt zu Außer-Villgraten, was ist euer „Derwehren" gegen das Derwehren all der Ansitzer, das sie zehn oder fünfzehn Jahrhunderten in diesem Stück Welt, in welches uns kein anderes Geräusch zu dringen scheint, als das der stürzenden Wasser, gegen wildfremde über Nacht ins Thal hereingeschneite Leute aufführten?

Alle Linguisten Europas sind nicht im stande, mir die Namen der Fluren oder Siedelungen aufzuklären, die man da von einem einzigen Baumstumpf aus überschaut. Was heißen: Schetlet, Gabesitten, Fural, Stulpenj, Gauerk*), Prosegund, Rane, Bergen, Gubelitz, Compedal?

Der sprachliche Paläontolog mag hier die Schichten bestimmen, in welchen die Überreste der Rasener, Noriker, Slaven, Romanen und der Deutschen verschiedener Stämme übereinander liegen. Was heißt Silgena, das heutige Sillian, was ist es mit dem Berge Gumbriaul, der auch Gelmer heißt? — —

Wo wir wieder den Schienenweg erblicken, dort erhebt sich die alte Veste Heunfels, Hainfels, Heimfels, ehemals eine Görzerische Burg und, gleich jener von Görz selbst, heute von Soldaten bewohnt. Dieses Heunfels, wenn es gleich einen deutsch klingenden Namen hat, gibt sich uns nicht minder als eine Knacknuß. Die einen denken dabei an Hunnen oder Heunen, die anderen rücken es noch weiter in die Flucht der Zeiten hinauf vor alle Überlieferungen der Geschichte. Nicht wenige machen eine Slavenburg daraus, in welcher vor tausend Jahren der Khan-i-Khan (oder, wie

*) Gauerk ließe sich als der slovenische Bergname Gaberk (von gaber, Weißbuche, abzuleiten) betrachten.

sie es schreiben, der „Chagan") dieses Ostvolkes — wohl eine Bezeichnung, die von den achthundert Jahre später in die Alpenländer erfolgten Türkeneinbrüchen hergenommen ist — gehaust haben soll. In der Nähe aber hatten die Bajuwaren ihr Lager Tessenberg (es hat den Namen bis auf den heutigen Tag erhalten, und man sieht das darauf erbaute Dorf von der Eisenbahn aus), welches gewiß an ihren Herzog Tazzo oder Tazzilo erinnert. Aus diesem brach der Streiter auf, den man den Riesen von Toblach nannte, vielleicht ein Verwandter von Wieland oder dem Kocheler Schmied, welche, durch so große Zeitläufe getrennt, außerordentliche Thaten verrichteten. Dieser Toblacher Bayernriese that bei der Erstürmung der Burg Heunfels mit und riß dem obengenannten „Chagan" eine Rippe aus dem Leibe.

Alle diese Sagen gleichen den Wolken, die am Berg vorüberziehen und seine Gestalt verdecken und uns täuschen, so daß wir oft nicht auseinander zu halten vermögen, was fest steht und was sich bewegt, was leichter Dunst und was Grund ist.

Schon schärfer tritt uns das Heunfels entgegen, welches um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Meinhart und Albert, den Grafen zu Görz, erbaut worden sein soll. Dennoch aber hängt damit auch eine Nachricht zusammen, in welcher vielleicht auch manches Wahre mit vielem Unwahren zusammengemengt wird. Diese Herren Grafen sollen sich den Bau ihrer Burg dadurch erleichtert haben, daß sie die Villgratener fleißig roboten ließen. Das gefiel ihnen nicht, und so beschlossen sie, hinüber über die zackigen Dolomiten nach Welschland zu gehen und sich dort irgendwo eine ruhige Stelle auszusuchen, wo ihnen die Gaugrafen und ihre Vögte nichts anhaben konnten. Und diese Stelle war keine andere als eine waldige Fläche hoch über Vicenza, wo sie den Wald ausrodeten und jene Ansiedelung gründeten, die heute Asiago (mit Hineinziehung der Präposition von a Slago, Siago)

heißt, von ihnen aber, weil sie die Bäume schlugen, Schlägen oder Schlagen genannt wurde. Da uns verschiedene Gelehrte längst darüber vergewissert haben, daß wir jene „cimbri" von Asiago für Bayern halten müssen, so ergäbe sich, falls jene Heunfelser Geschichte sich bewahrheitete, der Rückschluß, daß wir in den Villgratenern Bajuwaren zu erblicken haben, sicherlich einen Überrest derjenigen, die einst mit Tazzilo über die Slavenburgen herfielen.

Am anderen Ufer, an den Hängen jenseit der Drau, gerade der Mündung des Villgratenthales gegenüber, auf der grünen Hochfläche, über welche man ins kärntnerische Gailthal hinübersteigt, erhebt sich die St. Leonhardskirche von Kartitsch. Auch um sie webt eine Görzer Geschichte herum, mit der es schwerlich geheuer ist.

Da wird erzählt, das Heiligtum habe Leonhard, der letzte Graf von Görz, der im Jahre 1500 starb, erbauen lassen, zur Zeit, „als die Heuschrecken im Lande waren" (1479). Und um den Bau zu fördern, habe er sein Leibpferd, einen Schimmel, zum Steineziehen hergegeben — weshalb bis auf den heutigen Tag das Heiligtum die Schimmelkirche geheißen wird. Es sieht aber schier aus, als ob hinter den Umrissen dieses Görzer Grafen sich St. Leonhard selbst verberge, der als Schutzherr der nutzbaren Tiere dasteht und wieder nichts anderes ist, als ein in den Traumgesichten der Völker umgewandelter Freyr oder Frô, in dessen Hag einst die heiligen Sonnenrosse ihre Pflege fanden. Der Schimmel, das „Bleichroß", macht die Geschichte des Görzer Grafen noch verdächtiger. Denn das weiße Roß ist das gute, das geweihte.

Was wäre auf einer solchen Fahrt noch alles beizubringen von den Gestalten der Geschichte und den Schöpfungen der Menschengehirne, die flüchtig und in unaufhörlichem Wechsel, fortwährend die Umrisse verändernd, gleich den Sommerdünsten über diese Erde hinziehen!

Aber schon mahnt uns die Dampfpfeife an die notwendige Rast. Dort steht das rote Toblacher Kreuz an der Wasserscheide der beiden Meere, und ihm gegenüber erhebt sich die glänzendste Gaststätte des Landes. Frisch haucht der Lärchwald in die Räume hinein, in welchen Kaiser Friedrich die letzten hoffnungsvollen Tage seines Lebens genoß. Wagen auf Wagen rollt über die weiße Straße hoch über dem See den glänzenden Firnfeldern des Höhlensteiner „Krystallberges“ entgegen. Siebzig Jahre sind es her, daß der erste österreichische Vicekönig von Italien, Rainer, diese Straße, die man für ein Wunderwerk hielt, durch eine erste Fahrt eröffnete. Jetzt findet man selten einen Referendar mehr, der sie nicht zurückgelegt hat. In unbekümmerter Gleichgiltigkeit ziehen die Leute von Nord und Süd an dem von Lärchen überschatteten Galgenhügel vorüber, in dessen Nähe noch in diesem Jahrhundert die Grenzmarken von Bayern, Italien und Illyrien, den drei Königreichen, zusammenstießen. Und im nächsten Jahrhundert werden die Leute, welche diese Straße wandeln, so wenig an unsere Kümmernisse denken, als wir an all die vaterländische Begeisterung und den rasenden Waffenmut, wegen deren man die „Empörer“ dieses und jenes der drei Königreiche an den gemeinsamen Pfahl auf stiller Alpenhöhe dort aufhängte.

Die Toblacher Hochfläche gehört zu den schönsten Landschaftsstücken.

Man sieht die Eigenschaft des Joches auch an der Senkung, mit welcher eben dieser grüne Plan hier gegen Ost, dort gegen West abfällt, nicht minder aber auch an den weiten Blicken, die sich da aufthun. Während man hier das weiße Zuckerhütel im Thale Stubai erspäht, sieht man auf der anderen Seite die Lienzer Unholde, Höhen, welche doch 140 Kilometer in der Luftlinie auseinander liegen.

Die ganze Gegend von Innichen bis Welsberg ist eine

Art von mehr oder weniger sanft geneigter Jochfläche, über welche der Sommer ohne seine Plagen dahingeht. Zugleich ist es fast der wirtlichste Teil des ganzen Berglandes. Die Eisenbahn durchzieht den Almboden. Das billige und freundliche Welsberg, das belebte Niederndorf, Innichen, und vor allem die große Hotellerie selbst am Lärchwaldsaum von Toblach, neben welcher die weiße Straße zu den Wundern des Höhlensteiner und Ampezzaner Thales führt, sind Bürgen für den richtigen Vorgang bei dieser Preisbeteilung. Es wird immer gesagt werden müssen, daß derjenige, welcher nicht abseits von besuchten Reisestraßen, sondern mitten in der Leichtigkeit des Verkehres und von all dessen Annehmlichkeiten begünstigt, frische Luft atmen, herrliche Hochthäler genießen, mächtige Berge anschauen will, es nirgends besser trifft, als in Hochpusterthal.

Dieses ganze Gebiet ist ein wahrhaft klassischer Boden sowohl für Bergfahrten, als auch für Raststätten.

Trotz alledem gibt es dort Schaustücke, welche zwar in einer oder zwei Stunden vom Schienenwege zu Fuß oder zu Wagen erreicht werden können, von denen aber immer noch zu wenig die Rede ist. Wer zum Beispiel den Pragser Wildsee gesehen hat, wird es schwer begreifen, daß zu Niederndorf, wie zu Welsberg, Toblach oder Höhlenstein es Sommerfrischler gibt, die sich wochenlang an den genannten Orten aufhalten, ohne diesem Gewässer einen Besuch abzustatten.

Sogar die beiden Bäder Alt- und Neu-Prags, deren Entfernung von der Eisenbahn um noch fast eine Stunde weniger beträgt, werden von vielen abseits liegen gelassen. Daß dies nicht mit einem der prachtvollsten Wege, die es in den Südalpen überhaupt gibt, geschehe, ist der Zweck dieses Capitels.

Jeder, der im gemütlichen Welsberg war, kennt die im

Südosten zwischen dem Pragser und Höhlensteiner aufragenden Berge, deren zackige Umrisse man zutreffend nur mit denen einer Flamme vergleichen kann. Für die Linien als solche gilt das zu allen Stunden des Tages; manchmal gilt der Vergleich aber auch für die Farbe. Dies ist gegen Sonnenuntergang oft der Fall, insbesondere im Winter. Dann glühen die flammenähnlichen Gestaltungen auf, als wären es nicht Felsen. Sie gleichen dann vielmehr in ihren Umrissen den Sonnenfackeln, welche bei Verfinsterungen unserer großen Lichtquelle gesehen werden.

Lassen wir aber diese phantastischen Bilder und begnügen wir uns an einem taufrischen Morgen, an welchem wir von Welsberg aus in das Pragser Thal hineinwandern. Dieselben Schroffen, der Sarlkofel, der Dürrenstein und andere, welche ich mit Flammen verglichen habe, stehen jetzt als scharf ausgezackte und umrandete, zerschlissene, hellblaue Nebel greifbar vor uns am Gesichtskreis. Durch die Auen rauschen die blitzenden Wasser. Auf die betauten Wiesen, auf die Flachsfelder herein fallen die Schatten der Lärchbäume oder der Zäune. Gern wenden wir uns manchmal um, um uns von dem Winde kühlen zu lassen, der von den vereisten Gebirgen des Nordens herabkommt. Bei solchen Wendungen erblicken wir dann, hellen Sommerwolken gleich, die Gletscher der Riesenfernergruppe, den Hochgall und andere. Diese Eisgefilde im Norden stellen einen höchst wirksamen Gegensatz dar zu den zackigen Kalkruinen, deren Schlüfte und Hochwiesen heute unser Wanderziel sind.

Mit dem Eintritt in das Pragser Thal eröffnet sich eine Bilderreihe anderer Art. Zunächst fällt uns das furchtbare Schotterbett des Bächleins auf, über dessen Bedeutung das eine und andere Trümmerwerk, das herausschaut, keine Zweifel übrig läßt. Solche Wasser verdienen noch eher den Namen „wild“, als der Wildsee oder irgend ein Wildbad,

von dessen aus Röhren sprudelndem Wasser wir trinken, oder in dessen zahme Holzwannen wir uns einsetzen.

Das Pragser Thal schaut nicht viel anders aus, als die übrigen Hochthäler in den Dolomitgebirgen: in der Mitte ein helles Wasser, welches durch ein weißes, zehnmal breiteres Schotterbett herabrauscht — eine wundersam grüne Thalsohle, die sich langsam zu grasigen, sanften Kammhöhen hinabhebt, neben diesen tief eingeschnittenen Übergängen und Jöchern, welche die hier so mächtige Verwitterung in die alten Wälle eingebrochen hat, zackige, mächtige Schroffen, an deren Steilwänden sich nur wenig Schnee hält, hie und da, wo eine größere Platte vortritt, von einem Eisfeld überlagert.

Von allem dem fehlt dem Pragser Thale nichts. Gleich am Anfang sieht man im Hintergrunde die weißen Zinken des Cristallo, dann aber beherrscht die weiß getigerte Wand der Hohen Gaißel, auch Croda Rossa, einen weiten Abschnitt des südlichen Himmels.

Das Bad Alt-Prags hat in Bezug auf Lage unter den zahlreichen Bädern Tirols kaum einen Nebelbuhler, es müßte denn sein nächster Nachbar, Neu-Prags, sein. Diese Wahrheit scheint für sehr viele sich als eine einleuchtende erwiesen zu haben. Man hört in Prags alle Mundarten Deutschlands. Auch Gäste aus fremden Völkern kommen häufiger nach Prags, als nach irgend einem anderen Bade des Berglandes.

Das Gebäude ist stattlich. Man stelle sich eine Halle vor, in welcher das herrliche Wasser plätschert, und aus der Halle sieht man hinaus ins grüne Thal und auf die Schneefelder. Auf dem Anger stehen hohe Lärchbäume, einzelne an so wundervoll gelegenen Stellen, daß es ausschaut, als ob sie gerade nur emporgewachsen wären, um die Bänke zu überschatten, die man dort angebracht hat. Dort, wo vom jenseitigen Bergwald die Flagge herweht, sprudeln gleichfalls

Wasser im Schatten der Nadelhölzer. Aber auch wohin der Wald nicht reicht, da vermag die Sommerhitze nicht dem Gast der Berge beschwerlich zu fallen. Das Haus steht nicht viel niedriger als der Brenner, von allen den Berghalden senken sich die abgekühlten Luftströme herab, und stets regt ein erfrischendes Lüftchen die Wiesengräser zu leichten Wellen auf.

Die beiden Bäder des Pragser Thales haben nicht nur als unmittelbare Ausstattung ihre schöne Lage, sondern auch jedes noch seine eigene Mitgift an weiterer Umgebung, wegen deren sie gern besucht würden, auch wenn dort keine Wasser flößen, die man in Tirol als Heilmittel gegen alle möglichen Schwächen, Lähmungen, Beschwernisse und Wunden rühmt.

Neu-Prags hat seinen Wildsee, Alt-Prags dagegen seine Plätzwiesen, einen grünen, auf dem nach Schluderbach führenden Passe gelegenen, Hochanger. Mit diesen Plätzwiesen aber hat es folgende Bewandtnis:

Man geht vom Bade Alt-Prags in südöstlicher Richtung den Wänden des Dürrenstein entgegen. Auf diesem Gange durchschreitet man die schönsten Schaustücke der Kalkalpen. Es wären ganz die gleichen Bilder, wie im Rainthal bei der Zugspitze, im Wimbachthale beim Watzmann und anderen berühmten Orten des bayerischen Hochlandes, wenn nicht Beleuchtung und Farben greller wären — eine Wahrnehmung, die sich jedem aufdrängt, der in diesen südlichen Bergen herumgeht. Da wären Wildanger, doch fehlt ihnen das Wild. Da reißen sich die weißen Bänder des Kalkgerölles durch das Gestrüpp der Alpenrosen herab, da stehen die vereinzelten Fichten und Wettertannen weit an den grauen Hängen hinauf, bis sie an den oberen Treppen, zwischen welchen sich krustiger Schnee einlagert, ihre Endschwelle finden. Ganz das nordische Kalkgebirge, ins Südliche übersetzt. Im Vordergrunde glänzt die Alpenrose, dann kommt ein Fichten-

hag, durch welchen sich der Schlangenweg hinaufwindet. Auf der einen Seite stehen noch blaß, so wie etwa der abnehmende Mond in den Vormittagsstunden eines Sommertages, die Zillerthaler Gletscher am Nordhimmel. Vor uns aber, greifbar, im Süden steht der weiße Cristallo da.

Endlich, etwa zwei und eine halbe Stunde nach dem Verlassen des Bades, erblicken wir plötzlich ein stattliches Gebäude auf der Alpwiese, welche den Scheitel des Joches darstellt. Es ist dies das neue Hôtel „Auf den Plätzwiesen“, 1980 Meter über dem Meere.

Derjenige, welcher sich diesen Ort aussuchte, hat nicht nur bewiesen, daß er Geschmack hat, sondern auch, daß er für seinen eigenen Nutzen zu arbeiten verstand. Der Fahrweg, der von Prags herauf angelegt ist, bringt ihm einen Gast nach dem anderen zu, der auf eine herrliche Höhe gelangen will, ohne sich anzustrengen. Schöner bewaldet ist der Berghang auf der Seite gegen Schluderbach hinab. Das Hôtel auf den Plätzwiesen ist die wahre Sommerfrische, wenn die Betonung auf das Wort Frische gelegt wird.

Gerade über dem Hause ragt der Dürrenstein auf, ganz kahl und von Schotterhaufen überlagert, doch oft von solchen begangen, welche sich der Aussicht erfreuen oder Edelweiß suchen wollen. Was ist aber alles noch zu sehen! Die Strudelköpfe, die Goldköpfe, die Marmarole, die Cadini — ein ganzes Heer, eine unbeschreibliche Anzahl von Trümmern, welche sich der bekannte Zahn aus den ehemaligen aufgerichteten Kalkbänken herausgenagt hat.

Es ist da eine große Mannigfaltigkeit. Das eine Stück Landschaft würde ausschauen wie mancher öde Teil des Karstes, wenn nicht die Wettertannen und Zirben wären, die vereinzelt zwischen den grauen Felsblöcken stehen. Auch die kleinen Gletscher, die ganz nahe auf den Dolomiten jen-

seit des Höhlensteiner Thales, jenseit Val Buona, über den obersten Zuflüssen der Piave glänzen, bringen einen eigentümlichen Zug in dieses grüne Alpenrevier.

Aus früheren Jahren erinnere ich mich, daß diejenigen, welche von Prags auf die Ampezzaner Straße hinübergingen, einen Weg weiter westlich über den sogenannten Knappenfuß einschlugen. Sie kamen alsdann unten auf der Straße beim „Gemärck", der Wasserscheide zwischen Etsch und Piave, dem höchsten Punkte der Ampezzaner Straße, der 80 Meter über Schluderbach, 115 Meter über Höhlenstein liegt, heraus. Seit aber durch das Hôtel die Plätzwiesen in die Mode gekommen sind, hat man den Weg so angelegt, daß er unmittelbar gerade nach Schluderbach hinabführt.

Was ich jetzt sagen will, gehört eigentlich nicht mehr hieher. Gleichwohl aber wird sich späterhin mancher Leser für die Andeutung verpflichtet fühlen.

Südlich von der hohen Gaißel oder Croda Rossa gibt es unter den mancherlei Übergängen aus dem Rienzgebiet ins Ampezzaner Thal einen sehr bequemen, der aber an Pracht alle übrigen übertrifft. Er führt allerdings nicht aus Prags, sondern aus dem Enneberger Thale hinüber. Er ist breit und bequem wie ein guter Saumweg. Die Leute bedienen sich desselben, um die Herden aus dem einen Thale in das andere zu treiben. Dort ist eine Anzahl von kleinen Hochseen, von denen einer weniger beschrieben werden kann als der andere. Man geht von St. Vigil eben durch das Rauthal fort, in dessen Hintergrunde man links neben der Eisengabel die Serpentinen des breiten Weges ansteigen sieht. Alsbald gelangt man von der Höhe zu den Alpen Klein- und Groß-Fannes, dann hinaus zur Hohen Brücke bei Peutelstein an der Ampezzaner Straße. Diesen Weg kann man von St. Vigil aus in etwa sechs Stunden zurücklegen. Wer

ihn gemacht hat, kann von sich behaupten, daß er in das Farbengeheimnis der Dolomitlandschaft eingedrungen ist.

Es ist jetzt genug gesprochen worden über den unmittelbaren und mittelbaren Besitz von Alt-Prags an schönen Landschaftsbildern. Untersuchen wir nun einmal, was Neu-Prags bietet.

Dichter wird diese Anstalt vom Walde umdrängt. Vom Hause aus hat man bei weitem nicht die schöne Aussicht wie drüben. Dafür aber ziehen sich die Fichten bis unmittelbar an die Mauern heran. Auch der Bach, der an denselben vorüberrauscht, kann zu den landschaftlichen Vorzügen der letzteren Anstalt gerechnet werden. Einen so klaren Bach hat man in den Tiroler Ansiedelungen freilich gar häufig vor sich, daß man aber nur zehn Schritte zu gehen braucht, um in dichten Fichtenwald zu kommen, das wird man bei einer gut eingerichteten Gaststätte nicht leicht wieder finden.

Wenn das mehr eine Annehmlichkeit für solche ist, die sich da längere Zeit aufhalten wollen, so muß man dagegen den Wildsee, zu welchem man in etwa dreißig oder vierzig Minuten hinaufgeht, als ein Schaustück ersten Ranges für jeden Touristen bezeichnen, welcher den südlichen Teil des Berglandes, ja dieses überhaupt, betritt.

Der Weg von Neu-Prags zum Wildsee führt durchwegs vom Bade bis zum See durch hochstämmigen Nadelwald, stets an hellen Wassern hin. Über dem Walde werden die Zacken der Fichten hoch oben zwischen den Wolken in gewaltiger Vergrößerung von den Zacken der Roßköfel nachgeahmt. Die wunderbare Reihe dieser Zinken, von denen manche, je nach dem Standpunkte des Beobachters, hier und dort einen völlig verschiedenen Anblick darbieten, hat ihren Namen offenbar in der Einbildungskraft der Thalbewohner aus der Vergleichung mit einem Pferdegebiß erhalten, gleich den bekannten Roßzähnen, östlich vom Schlern, und vielen anderen

ähnlichen Bildungen in unseren Alpen. Diese abgerissenen Kegel über den dunklen Wäldern muß man bei Abendbeleuchtung sehen. Es scheint uns dann, als ob ein eigentümliches Goldrot, von den steilen Flächen zurückgeworfen, ein schwacher Lichtschein in das Geäst des bereits dämmernden Nadelwaldes herabflösse.

Dadurch entsteht zwischen den Wipfeln und dem Boden ein Schimmer, der den wilden Tann fort entrückt aus der Wirklichkeit zum Aussehen solcher Wälder, welche durch die Gewalten des Märchens verklärt sind.

Wenn wir darin hier und dort eine verlassene Kohlstatt sehen, auf deren geschwärztem Boden Disteln gedeihen, so gemahnt sie uns an jene halbverschollenen Kinderträume, in welchen verirrte Königssöhne und -Töchter bei weltverlassenen Köhlern Aufnahme fanden.

Da liegt endlich der See vor uns, ein ansehnliches Gewässer, ein Spiegel des Seekofels, dessen Wände sich noch vierzehnhundert Meter lotrecht über ihn erheben, um genau ebenso viel, als dieses Gewässer selbst über dem Meere erhaben ist.

Der erste Eindruck, den dieser Wildsee auf den Beschauer hervorbringt, ist der des Bunten. Er wird sich kaum erinnern, draußen im Gebirge, unter dem blauen Himmel, jemals so viele Farben beieinander gesehen zu haben.

Wenn die Sonne auf der breiten Steilwand des Seekofels aufliegt, so facht diese letztere ihren Spiegel zu Erzglanz an. Durch diesen Spiegel aber ziehen sich von oben nach unten, von der scheinbaren Höhe in die scheinbare Tiefe, allerlei gewundene Flüsse, die Spiegelbilder der Geröll-Rinnen, steil hinab.

Die Verschiedenheit der Farben, die aus dem See hervorleuchtet, erscheint oben in grober Körperlichkeit. Die Schotterbänder, welche bis zum See herabreichen, sind dunkler

gefärbt, als die Lawinenüberreste. Der Wald hat ein anderes Grün, als die Alpenmatte, mitten in dem Kalk sind rote Felder eingesprengt, die weißen Felsen am Ufer senken sich nach unten senkrecht in den Himmel.

Der Pragser See dürfte den virtuosen Maler kaum verlocken. Ein solcher möchte wohl fürchten, der Menge ein unwahrscheinliches Bild zu zeigen, ein Bild, an dessen Farbenwahrheit sie nicht glauben will.

Kommen wir nun auf Welsberg. Dieser Ort ist schier das Aschenbrödel des Pusterthales. Obwohl seit Jahrhunderten als Gerichtssitz vor den benachbarten Orten in gewisser Weise bevorzugt — obwohl an einer engeren Stelle des Thales und näher am Wald gelegen — obwohl mit trefflichen Wirtshäusern ausgestattet: Welsberg hat es in den Kreisen, aus welchen die Sommerfrischler kommen, bis jetzt noch immer nicht dahin gebracht, wie die Nachbarorte, nämlich daß man zeitweilig schier kein Obdach findet, oder daß im Leben und Treiben der zu- und abreisenden Gäste des Guten fast allzuviel geboten wird.

Dennoch sind die letzteren nicht mit der gleichen Landschaft begnadigt. Sie haben nicht, wie Welsberg, Aussichtsstellen, die wenige Schritte entfernt sind.

Wenn man beispielsweise gegen Norden, am linken Ufer des Gsieser-Baches, den Waldweg hinaufsteigt, unter welchem das alte Kastell der Welsberger mit seiner Brücke liegt, dann weiterhin bis zu den Trümmern des Schlosses Thurn, so erfreut man sich einer vielgestaltigen Berggegend. Des Morgens ist es dort am schönsten, wenn der waldige Hang noch den Sonnenstrahlen wehrt. Tief unten rauscht der Gsieser Bach, weithin aber reicht der Blick über die Dolomiten und über die Pusterer Thalsohle.

Einen Büchsenschuß weit von Welsberg, im Schatten eines schönen Lärchenwaldes, steht das Bad Waldbrunn, wo

die köstlichsten Wasser unter den Nadelbäumen hervorrauschen. Es gibt dort eine „Marthens-Ruhe“ und noch einige andere Ruhen. Es wird aber dort neben den Waldwassern jeder seine Ruhe finden, der die Unruhe im Angesicht der Berge und im Hauch der Quellen vergessen will.

Welsberg sei allen empfohlen, welche auf die Bezeichnung bescheidener Naturfreunde Anspruch zu erheben gedenken.

# XI.

## Raststätten an der Salzach.

Im herabgekommenen Latein, der infima latinitas des beginnenden Mittelalters, nannte man eine Wildniß Heremus, was uns an die bekannten Klausner und Einsiedler unserer Puppentheater erinnert, oder auch Forestum, welches in allen romanischen Sprachen, die sich damals abzuzweigen begannen, Wald bedeutet, und in solcher Gestalt auch auf die deutsche Zunge übergegangen ist.

Als eine solche Gegend wird uns aus der Zeit des Bajuwaren-Herzogs Theodo das von der Salzach durchströmte Gefilde bezeichnet, auf welchem heute der stattliche Marktflecken St. Johann im Pongau steht. Jetzt saust der Dampfwagen hindurch, die Schneefelder auf dem Tennengebirge werden aus den Fenstern der Hotels von Fremdlingen mit Fernrohren nach Gemsen abgespäht, an den Pforten der Wasserhölle, die Liechtensteinklamm heißt, erholen sich die Naturbewunderer bei Beefsteak, Rumpsteak oder Wildente von ihrem Schrecken. Das mächtige Geflute der Gletscherwasser, die das Salzachbett ausfüllen, dürfte das einzige sein, was sich seit jenen Tagen nicht verändert hat, und selbst diese Vermutung trifft nicht völlig zu. Denn wo heute die Trümmer der alten Veste Plankenau sich erheben oder die von Kupfersalzen bunt überglasten Überreste ehemaliger Schmelzstätten, dort watete, wie uns von beglaubigten Überlieferungen versichert wird, einst der Goldwäscher mit seiner Wanne im seichteren Wasser des Flusses.

Noch etwas anderes ist geblieben, aber auch das hat sich, den Umwandlungen der Jahrhunderte entsprechend, ver-

ändert. Man erzählt uns, daß zwei Brüder, genannt Tonazan und Ledi, zur Zeit, als hier der Bajuwaren-Herzog Theodebert gebot, auf der Jagd nach Wild und Gold an dieses Salzach-Ufer gelangten. Da erblickten sie allnächtlich wohlriechende Flammen. Diese sind noch da, aber sie glänzen am Tage. Es sind die hohen Königskerzen, die im Goldschimmer an den grauen Wellen stehen, und die Feuerlilien in den Gärten um die weißen Häuser.

Es sind dies allerlei seltsame Dinge. Vielleicht nicht minder seltsam aber kann es erscheinen, daß heutzutage, wo man die ärmlichsten Nester aufsucht, um ein paar Wochen, manchmal unter allerlei Widerwärtigkeiten, zuzubringen, es so wenigen Leuten einfällt, ihr Sommerfrischzelt im Pongau in oder bei dessen stattlichen Ortschaften aufzuschlagen.

Die Bajuwaren, welche vor achtzehn Jahrhunderten ihre „Chirichun“ da aufbauten, wo jetzt St. Johann steht, hatten einen vorzüglichen Geschmack. Es scheint, als verblende der Weltruf, welchen sich die Klammen von St. Johann gewonnen haben, den Ankömmling so, daß er alsbald wieder der Örtlichkeit den Rücken kehrt, in der Meinung, er habe nach dem Genuß jenes Schaustückes hier nichts weiter mehr zu suchen. Und doch bedeutet eine langatmige Inschrift, welche gleich beim Bahnhofe die Herrlichkeiten aufzählt, die hier zu sehen sind, viel mehr, als eine der landesüblichen Lobhudeleien, mit welchen die Leute im Inseratenstil die Geschäfte empfehlen, die sie mit der Natur zu machen gedenken. Mich hat schon vor Jahren ein Ausdruck gelockt, welcher dort an der Wand angepinselt zu lesen ist. Während man auf solchen vordringlichen Inschriften schier ausnahmslos nur Redewendungen findet, welche das Erfindungsvermögen des Krämergeistes eingibt, so war ich überrascht, auf der übertünchten Wand „das hervorquellende Firnfeld der Übergossenen Alpe“ aufgeführt zu finden. Ich erkundigte

mich des näheren und wurde auf Wege verwiesen, von welchen aus das Versprochene zu sehen sein sollte. Alsbald sah ich, daß dem gewählten Ausdruck sinnliche Kraft und Wahrheit zukomme. Denn wie eine versteinerte Brandungswoge, die in ihrem Rücksturz, sich einbäumend, zum ewigen Stillstand gelangt ist, schlägt dort oben hoch in den Wolkenkaren das Eis über den Rand der grauen Felsen über. Das glänzt hoch über der Gegend, aber es ist nicht das, was ich mit einem kurzen Ausdrucke als ihre Signatur hinstellen möchte. Diese finde ich vornehmlich im Grün, welches von allen Versetzstücken des Hochgebirges umringt und eingeschlossen wird.

Im „Pongauer Hof", der bequemsten und dem Bahnhof zunächst gelegenen Gaststätte, sieht man nicht nur in die grauen Wogen der Salzach hinab, über welcher ein eiskalter Luftstrom schwimmt, welcher durch Verdunstung entsteht, nicht nur auf die aus den Hochkaren mit beiden Strömen herabgewanderten bunten Blumen der Alpenwelt zwischen Veranda und Wellenschlag, sondern auch, mit Hilfe des Fernglases, in alle Einzelheiten der Schneemulden auf dem Tennengebirge. Setzt man diese Ansicht mit der zusammen, welche sich auf dem gegenüberliegenden Waldbühel des Zederberges darbietet, so hätte man das wahre Musterbeispiel einer Pongauer Landschaft.

Diese wird eben dadurch so vielgestaltig, daß Kalk- und Schiefergebirge, Nord- und Central-Alpen, Ausblick auf Gletscher und Waldschatten, Fluren und Wasserfälle zusammenwirken. Mit Ausnahme des Dreieckes zwischen Berchtesgaden, dem Königssee und der Ramsau findet man in unseren Alpen keine so vielgestaltige Landschaft.

Wer sich in solcher Weise ein bequemes Auszugsregister aus den Gestaltungen unserer Hochgebirgswelt herstellen will, der mache beispielsweise den kleinen Spaziergang — er bean-

spruchst etwa eine Stunde — zwischen St. Johann und St. Veit.

Dort gehen wir durch Hohlwege, die vom Duft des Thymian erfüllt, von mannshohen Farnen frisch erhalten und von Kirschbäumen, Ahornen oder Eschen überschattet werden. Durch Hanffelder rauschen in Rinnen die nämlichen Bergwasser, von welchen weiter unten Mühlen in Bewegung gesetzt werden. Schauen wir aber hinauf, so sehen wir abermals hervorquellende Firnfelder: sie müssen entweder zum Weißenbach-Kees oder zu den Gletschern um den Bärenkogel in den Rauris-Fuscher-Tauern gehören. Es ist ein schöner Gegensatz. Aus dem Schatten der Nußbäume mit ihren glänzenden Blättern, vom Pfade weg, der durch die gelben Stoppelfelder führt, auf denen sich noch Kornblumen und Mohn erhalten haben, schauen wir hinab zur Salzach, von deren Jugendgeschichte uns die leichten Dünste erzählen können, welche hier an der Stelle des Wassersturzes in der Liechtensteinklamm, dort an jener des Lender Wasserfalles schweben. So ist sie zusammengeschüttet worden in all den farbenreichen Staffelthälern, auf deren letzten Circusen schmetternd der Inhalt der ausgegossenen Eisschalen aufprallt. Da droben ist sie ja, die Welt jener „Heidenstollen", an welchen verschollene Völker geschürft haben, oder in deren Felsenkammern zauberkundige Wildlinge hausten — die Welt, in welcher graue Männlein und weiße Frauen ab- und zugehen, wie da herunten auf den Wegen des Mittelgebirges die mühseligen Menschen, von denen auf dem Felde die Getreidemännlein aufgerichtet oder die braunen Stadel mit Heu angefüllt werden.

Hier merkt man das Dasein eines Bächleins mitunter nur am Rauschen und Glucksen; denn es ist ganz von Vergißmeinnicht und ungeheuren Lattichblättern zugedeckt. Sogar über die Straße hin, die unten als weißes Band neben dem

grauen des Flusses sichtbar wird, werfen die Ahorne von der steilen Lehne aus noch ihre Schattenkegel. Der Birnbaum überschattet die klafterhohe Königskerze, den Himmelbrand des Bergvolkes, um die kleinen Räder der Mühlen aber schwingen sich nicht minder Regenbogen herum, als über den donnernden Wassern in den Klammen. Jetzt schauen diese Wege aus, als sei ihr Grund immerdar von der Wirkung menschlicher Geschichtsbewegung verschont geblieben. Dennoch ging, wo jetzt die Holzzäune, die der wilde Hopfen und die Brennnesseln überwuchern, stehen, zur Zeit der Tauriskєr oder Römer eine steinerne Straße hin, welche hoch über dem Salzachthale, worin der Fluß mit seinen Windungen selbstherrlich schaltete, hinüber in das Saalethal führte. Jetzt ist sie vom Pflanzenwuchs ebenso zugedeckt wie jenes Bächlein. Der Flachs mit seinen blauen Blumen, der Liguster, die Stiefmütterchen wuchern, und mit einiger Wahrscheinlichkeit können wir nur an solcher Stelle annehmen, daß unser Fuß ihre Strecke berührt, wo ein weißes Bildstöckl oder Heiligtum sich erhebt. Denn solche hat man wohl überall in ununterbrochener Überlieferung nur dorthin gestellt, wo sie von Vorübergehenden besucht werden konnten.

Fromme Bilder weisen auf alte Wege hin. Wir werden aber auch noch durch andere Dinge in dieser Landschaft, in welche für uns moderne Empfindler der Geist des Friedens aus jenen Eisrändern sich herabsenkt, an den Unfrieden des Menschengeschlechts erinnert, welcher schier den einzigen Inhalt sämtlicher Geschichte ausmacht.

Erkundigt man sich um den Namen des einen und andern Flurteils, über den jetzt die Brunnen hinrauschen oder zu dem man durch ein hölzernes Gatterthor hineintritt, so vernimmt man nicht selten eine Silbenzusammenstellung, die nicht deutsch ist. Und in der That verlautet die Kunde, daß vor zwölf und dreizehn Jahrhunderten zeitweilig Schaaren

karantanischer Slaven über den Tauern herüberdrangen und sich in den saftgrünen Gefilden des Pongau seßhaft machten. Nichts ist von ihnen übrig geblieben als der Wortklang, den heutigen Insassen unverständlich, welcher an diesem und jenem von Eschen und Fichten viereckig umzäunten Grundstück haftet.

Die Erkenntnis des Hauches, welcher über die Tauern und die weißen Felder Zillerthals bis zum Pfosten des Hafnereck hingeht, wäre eine völlig ungenügende, wenn nicht eines höchst seltsamen Elementes Erwähnung geschähe. Wo der Tauern-Charakter vorherrscht, wo von hohen Eiskämmen in verhältnismäßig tief eingesägte Thäler lotrecht die Wasser den Glanz ihrer Heimat herabbringen, dort herrscht Mystik. Man hat diesen Zug für verschiedene Örtlichkeiten auf Umstände anderer Art zurückführen wollen.

Ich glaube nichts von alledem. Der „Protestantismus", welcher vom sechszehnten Jahrhundert ab sich eindrängte in diese Hochwelt von den hintersten Gründen des Zillerthales an nach Defereggen hinüber, nach Windisch-Matrei, in die Gastein, in das Pongau, mag allerdings stellenweise durch eingewanderte Thüringer oder Sachsen gefördert worden sein. Es wäre aber oberflächlich gedacht, wenn man diese nebensächlichen Dinge überschätzte. Die Sektiererei, die hier auftrat und auftritt, hat mit dem Dogmatismus der einen und anderen Religion wenig zu schaffen. Die Bewohner dieser Hochthäler wendeten sich ihrerzeit aus den nämlichen Gründen der neuen Lehre zu, wie die Waldenser in Piemont, deren Umgebung und Lebensverhältnisse ähnliche sind. Nicht als Dogmatiker, sondern als Grübler beschäftigen sie sich mit der Predigt, welche über die Berge zu ihnen kam. Und Grübler müssen sie werden, die Menschen in den einsamen Berghöfen, die Tausende von Fuß über der Thalsohle wohnen. Ihnen scheint der Glanz einer weiten Welt in die Fenster hinein, und mit den Dingen in der Tiefe haben sie wenig zu schaffen. Es

fehlt dort oben das Zusammensein der Menschen. In den langen Wintern spinnen sie nur ihre eigenen Gedanken aus. Leicht läßt es sich begreifen, welche Vorstellungen unter solchen Umständen wach gerufen werden, wenn den Einsamen Bücher, wie die Propheten des Alten Testaments oder die Offenbarung des heiligen Johannes in die Hände kommen. Noch heute wird sehr viel von dem verheimlicht, was da oben vorgeht. Aus guter Quelle weiß ich, daß vor wenigen Jahren ein „Schisma" seltsamer Art in Defereggen vertuscht wurde.

Vor dreihundert Jahren hätte man solche Leute ohneweiters den „Protestanten" zugeschoben. Der bekannte Eisenhofer, der seinerzeit in Wagrain in einem weißen Hemd und in einem grünen Spitzhute predigte, war ebenso wenig Protestant als Katholik. Aber schon damals wurden die Menschen nach Schlagwörtern eingeteilt, so wie man heutzutage von Klerikalen, Liberalen u. s. w. spricht, ohne daran zu denken, daß die vielfachen Strebungen der menschlichen Natur in ihrer Doppelseitigkeit von Verstand und Gemüt allen derartigen Schablonen Hohn sprechen.

Diesem Kreise von Betrachtungen sind wir nahegetreten, indem wir jetzt zu den rauschenden Wassern von Schwarzach absteigen und ein großes weißes Gebäude ins Auge fassen. Dieses einstige „Missions-", von anderen Inquisitions-Haus genannt, war einst eine Trutzveste gegenüber den Neuerern.

Von hier aus mochte wohl manches friedliche Dasein einen Abschluß gefunden haben, der dem Menschen an seiner Wiege nicht gesungen wurde. Nicht gerade, als ob man den Leuten ihr Leben genommen hätte, aber auswandern mußten sie, und ihr Lebensende fanden sie in einem fernen Lande, welches ihnen in den Tagen ihrer Jugend wohl kaum noch dem Namen nach bekannt war. Wer von ihnen mochte früher wohl etwas von Lithauen gehört haben? Und dennoch gelangten Tausende in

dieses preußische Land, welches kurz vorher von Seuchen entvölkert worden war. Wenn die Inquisitoren und die „Missionäre“ es über sich brachten, mitten im Winter genau die Hälfte der Einwohner des Pongaues aus den heimatlichen Bergen zu vertreiben, so darf man auch nicht vergessen, hinzuzufügen, daß ihnen die mystischen Mucker und Fanatiker mancherlei Handhaben boten, mit Hilfe deren sie ihren unmenschlichen Maßregeln einen, wenn auch kümmerlichen, Schein von Berechtigung zu geben vermochten. So hatte beispielsweise der Troy-Peterl gesagt, man solle kein „Erbarmnuß mit den Päpstischen“ haben, und ein gewisser Mathias Lackner aus St. Johann veranstaltete häufig Pantomimen und Tänze, mit welchen seine Anhänger die Kirchengebräuche der Katholiken verhöhnten. So waren also die Anhänger des Herkömmlichen zu einem rücksichtslosen Kampfe ums Dasein gezwungen. Das entzweite Geschlecht trug seinen Unfrieden bis in die Berglehnen hinauf, von welchen aus man das weiße Halbrund der Tauern überblickt, bis zu den Fichten, von welchen der graue Baumbart herabhängt, bis zu den Zirbenständen, wo sich die Feuerdohlen herumtreiben, bis in die Einöden, in welchen Füchse nach den versteckten Nestern der Auerhühner trachten.

Eine seltsame Dämonologie steckt bis heute in den Köpfen der Menschen, welche die Hochthäler bewohnen, in welchen zur Winterszeit sich nichts anderes regt als das Gepolter der Lawinen und im Sommer das Summen der Wasserfälle, welche in halbrunden Reihen nebeneinander als lange Streifen von den dunklen Schieferwänden herabfallen. Ich erinnere mich eines Führers, welcher mich von Hüttschlag in Großarl nach dem Murwinkel hinübergeleitete. Auf einer Alpe angekommen, nahm er seine Tochter mit, um sie dem Einfluß der Sennerin zu entziehen, von welcher dieselbe in Zauberkünsten unterrichtet wurde.

Geht man vom Ende der Liechtensteinklamm aus eine gute Viertelstunde weiter auf dem von Erdbeeren, Lattichblättern und den wunderwirkenden, schatzeröffnenden Springwurzeln dicht besetzten Pfade, so gelangt man zu einer Hütte in der engen Schlucht, bei welcher es schier aussieht, wie bei den bekannten Öfen der Salzach. Hier sprudelt zwischen Felsen im Bachbette eine warme Quelle empor. Auch mit dieser haben sich gute und böse Dämonen zu schaffen gemacht. Der böse Geist war von einem armen Menschen angerufen worden, daß er ihm die Gasteiner Quelle bis zu seiner Hütte in Oberarl, durch welches jetzt die Landauer Fremde zur Liechtensteinklamm führen, herbeileite, wofür er ihm die Seele seiner blödsinnigen Tochter versprach. Der böse Geist konnte das Wasser nur herbeischaffen, bevor der Hahn krähte. Die guten Geister waren die beiden Heiligen Primus und Felician, alte Götter, in christliche Einsiedler umgewandelt, denen in Noricum viele Wasser gehören, vom Wörther See an, der einst ihren Namen führte, bis zu den Heilquellen in der Eiswelt. Mit vieler Mühe nur entriß der böse Geist den beiden das heilsame Wasser. Doch der Hahn krähte eben, als der Dämon hoch oben am Himmel mit der Quelle sichtbar wurde. Da verwarf er dieselbe wütend in die schauderhafte Schlucht, in welcher die Menschen sie nicht zu fassen vermögen.

Steigen wir ein wenig weiter gegen den Hochkönig empor, der seinen glorreichen Namen mit Recht führt, weil er der höchste ist und weil ihm es silberig blinkt zwischen seinen Kronenzacken, so taucht hinter dem grünen Sonnkogel das Tappenkar auf, ein großer verschneiter Wall. Dort oben, in den Wolken, war es, wo einst Bajuwarenvolk verdrängende Slavenscharen gegen die Länder des Mittags hinabwarf. Und so ist in dieser wundersamen Gegend Alles belebt: die Lüfte mit den verschwimmenden Gestalten

der Nebelgeister, welche Gold und Menschen rauben; die Eisfirne mit wilden Frauen, die Gärten pflegen, welche keinem menschlichen Auge erreichbar sind; das grüne Thal durch die Gastlichkeit seiner heutigen Insassen.

Was diese letzteren anbelangt, so kann über ihr Thun und Treiben, wodurch sie St. Johann zu einer Raststätte in den Salzach-Gebirgen gemacht haben, mancherlei angeführt werden, was nicht nur für St. Johann, sondern für ganz Pongau und Pinzgau gilt.

Betrachtet man sich eine jener bekannten Karten, in welchen das Ergebnis der Wahlen für den österreichischen Reichsrat dargestellt ist, so macht man folgende Wahrnehmung. Die Gegenden, in welcher für diese oder jene Partei Stimmen abgegeben wurden, sind durch verschiedene Farben bezeichnet. Es hat den Anschein, als ob der Verfasser dieser Karten ein Liberaler gewesen sei, weil er die Gebiete der liberalen Wahlen mit der schönsten aller Farben, dem Rosenrot, überstrichen hat.

Über Parteien mag man sich das eine und andere denken, vielleicht auch von sämtlichem Parteiwesen nichts wissen wollen. Das ist eine Sache des Verstandes, mehr noch vielleicht der Empfindung oder des Geschmackes. Wenn man sich daran erinnert, daß die allermeisten von denjenigen, welche bei einer Partei mitthun, nur einen verworrenen, mitunter auch gar keinen Begriff von dem haben, um was es sich handelt, so kann man die Bedeutung des Parteilebens nicht besonders hoch anschlagen.

Der Verfasser hat sich aus dem ganzen Parteigetriebe nur eines zurechtgelegt, nämlich, daß er, wenn er jemandem zu einer Sommerfrische rät, ihm viel lieber einen fortschrittlich oder liberal angehauchten Ort bezeichnet, als einen schwarzen. Man hat zwar oft das Gegenteil einleuchtend zu machen gesucht. Es ist gesagt worden, daß man schlichtes

Wesen, freundliche Leute, unverfälschte Genußmittel, wohlfeile Bedienung und anderes Schönes nur dort finde, wohin der Geist der Fortschreiterei, des Rechnens und Klügelns noch nicht gedrungen, wo, wie man auch bei solchen Gelegenheiten zu behaupten pflegt, der Väter derbe Sitte und Meinung noch von einem treuherzigen Geschlecht unverändert festgehalten wäre.

Solche Behauptungen werden vielfach geglaubt, doch ließe sich mancherlei dagegen einwenden. Der Väter alte Sitte hindert den beschränktesten aller Menschen nicht, die neumodische, ihm seltsam erscheinende Sitte des Zureisens von Fremdlingen aus der Stadt kräftig auszubeuten. Meistens geschieht dies aus bloßer Dummheit. Der treuherzige Landmann hat gehört, daß an solchen Leuten Geld zu verdienen sei. Da er sich aber in der ganzen Geschichte nicht auskennt, so weiß er nicht, wie viel, und haut aufs Geratewohl in das Reich der Ziffern hinein. Dabei kommt es ihm nicht in den Sinn, etwa einen Weg herstellen oder bezeichnen zu lassen, oder sich um Gewohnheiten und Wünsche seines Gastes zu bekümmern.

Kommt Rührigkeit in einen Ort, dann entsteht sofort Wettbewerb, und dieser ist ja wie wir schon von den griechischen Weltweisen wissen, der Vater aller Dinge.

Ich will das Gesagte durch das vorliegende Beispiel erläutern.

Als ich im vorigen Jahre einige Wochen der Erholung dazu benützte, das Hochgebirge der Salzach zu durchwandern, rastete ich an diesem Ort, der mir seit vielen Jahren bekannt ist, und von welchem aus ich in vergangenen Zeiten manche Fahrt in die Herrlichkeit der Tauern angetreten hatte. Ich spreche von St. Johann im Pongau.

Viele, welchen diese Zeilen vorliegen, haben den Roman Jules Vernes „Eine Idee des Dr. Ox“ gelesen. Es ist

dies die Geschichte eines holländischen Nestes, in welchem alles verschlafen und verledert herumliegt, bis es dem genannten Doktor einfällt, mit Sauerstoff gefüllte Röhren durch die Stadt zu legen. Alsbald werden die Menschen munter, lebendig, rühren sich und fangen Sachen an, die man ihnen früher niemals zugetraut hätte. Eine solche Röhrenleitung muß in St. Johann angebracht worden sein.

Seinen Einwohnern ist es zu verdanken, daß wir die Liechtensteinklammen besuchen können, den schönsten Wasserschlund der ganzen Alpenwelt. Allerdings ist es ihnen dabei vielleicht von Haus aus weniger um die ästhetische Rührung empfindsamer Reisender, als darum zu thun gewesen, die erwähnten heißen Quellen zugänglich zu machen, die auf dem Grund der Ache entspringen, um sich dadurch zu einem zweiten Gastein emporzuschwingen. Das haben sie nicht erreicht, dafür aber ein Schauspiel erschlossen, das niemand vergißt. Ähnlich war es auch salzachaufwärts bei Taxenbach, wo ein anderer unruhiger Geist, Herr Embacher, gleichfalls auf zwei Fliegen mit einem Schlag klappte, sie aber beide erbeutet hat, nämlich die Aufschließung der Kitzlochklamm und die Zugänglichmachung des einsamen Hochthales Rauris.

Mir gefällt ein fortschrittlicher Ort deshalb, weil man mit einem gescheiten Menschen lieber spricht, als mit einem scheuen und verstockten Wildling. Sodann aber auch, weil hier alles eröffnet wird, was draußen in Berg und Wald Freude bereitet, nicht erst mühsam erfragt, zusammengesucht, mit unnötigem Schweiß und ärgerlichen Hindernissen erreicht oder auch gar nicht gefunden zu werden braucht. Von den Gaststätten hält eine die andere in Atem, daß sie sich selbst nicht zu schlauderischem Wesen herabsinken läßt. Über die Bäche führen Stege, im Walde stehen Bänke, vor den Häu-

fern blühen Blumen, auf hochragenden Bergen empfangen uns Schutzhäuser. Das Essen ist nicht den Mägen der Holzknechte, sondern den Gewohnheiten des Fremdlings angepaßt. Die klugen Insassen beziehen ihren Wein aus erster Hand, halten ihr Bier frisch und helfen dem Schlaf des ermüdeten Spaziergängers durch gute Betten nach. Weil nun solche Dinge anlockend wirken, so kommen auch viele Leute herbei, welche deshalb noch lange kein Gedränge veranlassen; denn die Bergwelt ist groß und der Herbergen sind viele. So ist auf diese Weise manchmal Gelegenheit zu schöner Geselligkeit gegeben.

Von allem dem ist noch weit zu jenem Modegetriebe, welches in der Schweiz und ähnlichen Touristenzielen einem vernünftigen Menschen mitunter widerwärtig wird. Trotzdem, daß man in Zeitschriften, welche sich mit dem Fremdenverkehr in den österreichischen Alpen beschäftigen, von naiven Autoren oft genug die Schweiz als Muster angezogen findet und Ländern, wie beispielsweise sogar Kärnten vorsagt, sie könnten eine Schweiz werden, wenn sie nur wollten, so hat es doch mit allem dem gute Wege. Warum das nicht sein kann, darüber zu sprechen wäre Wortverschwendung.

Es ist hier nicht der Ort, viel von der Liechtensteinklamm zu erzählen. Die ist oft genug besprochen worden. Wer darin war, erinnert sich an den Donner, an die Finsternis, an die Sprühtraufen, an den Glanz flüssigen Aluminiums oder Silbers, in welchem die Wasserstürze aufflammen, wenn sie der Mittagsschein trifft, an die Regenbogen, welche geboren werden und sterben, je nachdem eine Wolke über sie weggeht oder sie überschattet.

Der Besucher dieses Alpenwunders hat vielleicht auch noch den Weg im Gedächtnis, der von St. Johann aus dorthin führt.

Zuerst die blaue Ache, die aus Kleinarl herauskommt, dann der langgezogene Wald mit seinen schönen Gaststätten,

welche dem Fremdling die Stühle in den Wald hinausstellen, damit er die Wasser summen hören, die Eisspitzen glänzen und den Hauch des Waldes, in welchem sich das Unterholz hoch gegen die Fichtenzweige emporhebt, einatmen kann.

Dann die vielen Brunnen, welche Quellen, oft in Röhren gefaßt; überall die Rastbänke mit den Ausblicken auf den Hochkönig und die Wetterwand und auch das funkelnde Kitzsteinhorn, das am Eingang von Kaprun steht. Noch schöner aber kommt vielleicht manchem der Ausblick über die Schachbrettfelder des Pongau vor, durch welchen sich der gletschergraue Strom durchkämpft. Ich sage Schachbrettfelder, weil an den Hängen jeglicher Feld-, Wald- und Wiesenwuchs ist und man eine ganze Farbenschachtel bloß mit den Abstufungen des Grüns anfüllen könnte. Wer im Hochsommer durch Pongau fährt, der sieht darin, viereckig eingeschlossen, auch noch das Gelb der Getreidefelder, alles aber rechtwinkelig von den Linien der Eichenbäume abgegrenzt. Wir haben in den Alpen nicht viel Waldgänge, vor welchen sich eine gleiche Mannigfaltigkeit ausdehnt. Hier die Nacht des Wasserschlundes und die Vorne, dort drüben Goldeck, Weng, Dienten, ein grüner Schauplatz märchenhafter Überlieferungen, hier in nächster Nähe den nicht minder sagenreichen Engpaß von Stegenwacht, aus dem einmal die französischen Soldaten, erschreckt über die Schauder in Fels und Abgrund, die sie vor sich sahen, fliehend umkehrten.

Zu den Leistungen des Fortschritts gehört es nicht nur, daß man hier städtische Speisen unter die Fichten und zu den Quellen hinausträgt, sondern auch, daß überall Wegtafeln angebracht sind. Man geht durch den Wald nach Gern (nebenbei gesagt, ein echt bayerisches Wort, welches soviel wie ein zugespitztes Grundstück bedeutet), auf den Sonntagskogel, zu den Trümmern von Blankenau, zur Rabenkanzel und zu anderen schönen Örtlichkeiten. Man kann sich auch

von einem Fergen dort unten über die Salzach rudern lassen, gelangt zu einem Bad, zu Kupfergruben, nach Schwarzach. Und das alles, schön von Inschriften geführt, ohne daß man schwerhörige Dickhäuter auszufragen oder sich mühsam der Nase nach durchzukämpfen hätte, wie es so häufig im Bereich derjenigen Biedermänner vorkommt, deren Gauen auf besagter Karte nicht rosenrot gefärbt sind.

Wenn man sich in dieser Hinsicht zwei lehrreiche Gegensätze vor die Augen halten will, so nehme man eine solche Alpengegend her und beispielsweise eine in Krain. Beide Länder sind durch große Schönheit des Gebirgs und andere Reize der Natur ausgestattet. Während aber die Hochwürdigen in Krain, welche sich auf die volkstümlichen Männer hinausspielen, um die vor jeglichem unerwünschten Wind zu schützende Herde zum eigenen Vorteil im Pferch zu halten, es so weit gebracht haben, daß, unter Mithilfe der angeborenen Ungeschlachtheit ihrer Pflegebefohlenen, für fremde Wanderer ein Wegweiser, dessen Worte nicht etwa in einen Steinblock eingegraben wären, bald fortgetragen würde, und daß man das Schutzhaus auf dem Krainer Schneeberg in jedem Jahr beschädigt, geplündert und verunreinigt fand, geht hier unter dieser fortschrittlichen Firma alles wie am Schnürchen. Die Bauern schauen sich neugierig aus ihren braunen Holzhäusern den vorüberwandernden Fremdling an, mit welchem sie weder über Sitte oder Unsitte, noch über Metaphysik ein fließendes Gespräch zu führen vermöchten, selbst wenn sie es wollten. Die Wirte und sämtliche Bürger verdienen sich ein paar Groschen, die sie gut brauchen können, weil ihnen der lange Winter des Berglandes den Schmalhans als Küchenmeister vorsetzt. Auch die Eisenbahn, welche nicht nur entfernte Länder, sondern auch nahe gelegene Städtchen, Marktflecken und Thäler verbindet, zieht einigen Gewinn, der ihr gleichfalls zu gönnen ist, weil

sie sich oft genug gegen wilde Wasser, Lawinen, Erdbewegungen und Tobel-Ausbrüche zu verteidigen hat.

Wenn die Leute für ihre Gäste, die freundlich empfangen werden, die Häuser schön und appetitlich herrichten, so hat dies auch auf sie eine Einwirkung, die vielleicht mit der zu vergleichen ist, welche der einfache und von Tagesnöten bedrückte Mensch empfindet, wenn ein angesehener Besuch bevorsteht und er deshalb ein gutes Gewand anzieht. Er fühlt sich selbst ein wenig gehoben und enthält sich von manchem, was er im herkömmlichen Laufe des Alltagslebens anstellt.

Um den Fortschritt nach dieser Richtung hin, insofern er sich auf das Zuströmen von Naturbewunderern und ihren Empfang bezieht, zu beleuchten, dürfte es sich empfehlen, auf einige Verhandlungen im österreichischen Reichsrat hinzuweisen. Ein Herr Doktor sprach sich zweifelnd über die Vorteile aus, die der Fremdenverkehr dem Lande bieten könnte. Nach ihm wäre derselbe (abgesehen vom Seelenheil und der guten Sitte) für Hab und Gut der Bergbewohner verderblich. Zur Begründung wies er auf die Schweiz hin, wo der ganze Bauernstand durch die hereinbrechenden Reisenden zu Grunde gegangen und in einen Haufen von Proletarier verwandelt worden sein soll. Da hat aber der Herr Doktor ganz verschiedene Dinge zusammengemengt. Es gibt in den industriereichen Kantonen der Schweiz allerdings viele Landbewohner, die man heute kaum mehr recht Bauern nennen kann. An diesem Übelstand sind aber keineswegs die durchreisenden Vergnüglinge, sondern die Spinnereien und sonstige Industrie schuld. Wer mit Kind und Kegel in Fabriken arbeitet, ist kein Bauer mehr. Ganz genau geradeso verhält es sich in den gebirgigen Teilen von Elsaß, zum Beispiel in Münsterthal und in vielen anderen Gegenden. Wenn sich der Herr Doktor dagegen in die Urkantone bemüht, wo der Fremdenverkehr noch größer ist als im schweizerischen Vor-

und Hügelland, dagegen gar kein Fabrikswesen besteht, so wird er ebenso rechtschaffene Bauern finden, wie im gelobten Lande Passeir und Schnals oder in den salzburgischen Hochthälern. Eher könnte man ihm zustimmen, wenn er behauptet hätte, daß nachlässige Obrigkeiten, Verwüstung des Landes durch Entholzung, allzu hohe Steuern, Schnapssaufen, sinn- und herzloses Formelwesen und ähnliches, wovon man nicht gern redet, den Bauernstand herunterbringe. Um Beispiele zu finden, braucht man nicht weit zu suchen. Ein schönes Stück, was hieher gehört, fände man in dem etwa fünfzehn Kilometer östlich von St. Johann entfernten „Lappendörfel“ am Ausgang der Flachau.

Niemand, der ein Gefühl für das Volk hat, kann den Schweizer Industrialismus, wie wir ihn vor uns sehen, befürworten. Dagegen wird es wohl kein Verbrechen gegen Fürst und Vaterland sein, zu behaupten, daß ein klein wenig industrieller Verdienst in gewisser Beschränkung hier und dort den Leuten sehr wohl thäte. In unseren Hochthälern gibt es Tausende von Menschen, deren Dasein, insbesondere während des Winters, weiter nichts ist, als ein dumpfer jämmerlicher Kampf gegen den Hunger. Und was sogar die gefürchtete Fabrikluft anbelangt, so ist sie die Luft eines Sanatoriums, verglichen mit den Gasen, in welchen diese Leute Monate lang hindämmern und vertrobdeln.

Kommen wir auf St. Johann zurück. Der alte Marktflecken, welchem das Glück zu teil geworden ist, zur rechten Zeit gänzlich abzubrennen, besteht aus stattlichen, luftigen Häusern, von denen aus man allenthalben in die Pracht des Hochgebirges schaut. Er zerfällt in zwei Teile, in einen unteren, nahe am Flusse, welcher der Zerstörung und Erneuerung entgangen ist und in eine größere und stattlichere Akropolis, wo die schönsten Häuser und Gärten stehen, und von dem die große gotische Kirche weit über das Pongau

hinragt, den Ankömmlingen auf der Eisenbahn schon aus weiter Ferne sichtbar. Die Gäste setzen sich gerne in die Gärten, von denen aus eine lange Reihe von schönen Fernsichten sich eröffnet. Wenn man von Salzburg aus gegen Süden blickt, so erkennt man den Spalt des Passes Lueg als Einriß in einer Gebirgsmauer, welche das Flachland vom Hochgebirge ganz und gar abzusperren scheint. Diese Mauer, das Hagen- und Tannengebirge, staunt derjenige, der in St. Johann sitzt, aus geringerer Entfernung von Süden an. Meinem Geschmack nach aber muß der Genuß des Hochgebirges, so mächtig es auch auf allen Seiten da vor dem Beschauer steht, zurücktreten vor der Mannigfaltigkeit und Anmut der Thalbildung.

Nicht gering ist die Anzahl der Gasthöfe im Marktflecken. Eine Annehmlichkeit, die von manchem gewürdigt wird, bieten die Wohnungen auch in Bürgershäusern, in welchen eine eigene Haushaltung geführt werden kann. Für Kinder, die der „Ewige Schnee“ oder das Gemsgebirge nichts angeht, stehen die Obstanger und Rasengründe offen, ein üppiges Wachstum von saftigem Grün, wie man es am Nordrande des Gebirges kaum findet, wie dagegen hier in Pongau, der auf allen Seiten von ungeheuren Mauern eingefaßten Thalwanne, die keine rauhen Winde kennt, zur Lustbarkeit des Wanderers allenthalben getroffen wird.

Durch diese wohlgeborgene Lage sind die Insassen vor vielen Orten des Gebirges begnadigt worden. Sie haben aber noch außerdem den Vorteil, daß in ihrer nächsten Nähe eine Kuppe aufragt, die gerade niedrig genug ist (ganz genau so hoch wie die Salve), um großen und kleinen Füssen den Zugang zu gestatten, aber doch hoch genug, um eine ungeheuere Bergwelt zu überschauen und überhaupt die Anwartschaft zu haben, bald neben und vor den meisten populären Schauwarten gepriesen zu werden.

Früher hieß der Berg das Gründeck, jetzt Hochgründeck. Der eine Name ist so falsch wie der andere. Grint heißt Kopf, das Wort „grün" gehört nicht hieher.

Von diesem „Grint" aus sieht man eine Menge abgesonderter Bilder. Gegen Westen die südliche Umwallung des Königssees, gegen Osten den Dachstein mit seinen Bastionen, gegen Süden den weißen Mauergürtel der Tauern. Das Bezeichnende aber für diesen Standort ist, daß alle diese Prunkstücke in der nächsten Nähe vorliegen, wie zum Greifen, nicht nur zum Anstaunen aus der Ferne, von einem weit zurückgeschobenen Schaugerüste aus. So ist der Luftfaden bis zum Dachstein nur 25, der zum Hochkönig nur 20 und der bis zu den Gasteiner Gletschern kaum 40 Kilometer lang.

Die St. Johanner wären nicht die Leute des Fortschrittes, wenn sie auf eine solche Kuppe nicht ein Haus gesetzt hätten. Sie haben es gethan.

Man braucht also nicht, wie in Gegenden, wo noch die Rücksichtslosigkeit, welche sich ebenso gerne, wohl zumeist mit Unrecht, das Gewand ungeschlachter Biederkeit umhängen läßt, in Thal und Höhe waltet über Baumwurzeln und Felstrümmer, einen tabakrauchenden, wortkargen, aber unverfälschten Lümmel vor sich, auf unkennbaren Pfaden sich zur gelobten Höhe emporzuarbeiten und oben auf klebrigem Papier salzbestreutes B.ckfleisch oder ranzigen Speck zu einem durch das Herumschwappeln lau gewordenen Wein zu verzehren, sondern rastet unter einem bequemen Obdach und erfrischt sich, wie sich die Leute unten in den behaglichen Ansiedelungen erfrischen. Das alles ist allerdings nicht nach dem Kanon gewisser Berg-Asketen strenger Observanz. Doch die St. Johanner, und noch mehr ihre Gäste, werden sich über diese Ketzerei trösten.

Diese Dinge schriftlich zu erörtern, war nicht schwierig. Etwas anderes aber ist es damit, die besonderen, eigentüm-

lichen Merkmale aufzugreifen, welche die Pongauer Landschaft vor anderen im wirklichen Sinne des Wortes auszeichnen. Die rechte Vertrautheit gewinnt man freilich nur durch längeren Aufenthalt. Was mir vor allem Heimweh nach jenen stillen Thälern erregt, ist allerdings mehr der Gedanke an das Unsichtbare, als an das Sichtbare. Ich fühle den Zauber der Sagenwelt, ich fühle mich von den Märchen bewegt, deren Schauplatz die Felsenhalden oder die einsamen Holzhütten des Großarlthales sind, aus deren winzigen Fenstern in lichter Sommerszeit hinter den Geranien und Verbenien oft seltsame Köpfe von Menschen herausschauen, für welche die übrige Erde einem fremden Weltkörper gleicht.

Ich denke an die Gestalten der heidnischen Kirche, an die Geistermessen und an die Unholde in den Klammen — ich denke an die Erzmännlein und Wildfrauen, welche im ewigen Blick des Eises wohnen. Darüber aber läßt sich nicht viel weiter sprechen, weil man die Luft, die solche Erscheinungen umgibt, auf vielen ungestörten Gängen in der Einsamkeit eingeatmet haben muß.

Von den greifbaren Erscheinungen, welche uns aus den Gängen durch das Pongau in deutlicher Erinnerung geblieben sind, mögen vor allem die wechselnden Biegungen der Stromlandschaft erwähnt sein. Bald reicht Lärche oder dichtes Haselgestrüpp bis an das schiefergraue Eiswasser herab, bald werfen die Wellen ihren glitzernden Schein gegen kahles Gestade, auf welchem nur die hohen Königskerzen mit ihren goldgelben Blüten stehen, von rotgefleckten Apollo-Faltern umflattert. Dann gedenken wir der schattigen Pfade unter den Lärchen des Hanges, wo der Fuß über blauen Tegel geht und manchmal ein klares Wässerlein unter Lattich zur Salzach hinabrauscht. Oder es steht das Bild eines braunen „Lehens“ da, vor dem wir auf der Bank unter den Kirschbäumen saßen und mit dem alten Insassen über Dinge

sprachen, von welchen jetzt die da drunten neben dem Schienenwege nichts mehr wissen. Nicht minder deutlich erfrischt uns das Andenken an manche Siesta-Stunde, wo wir im dichten Schatten der Erlen an einer Ausbuchtung des Gletscherwassers saßen, das um so kühleren Hauch emporsendete, je mächtiger sich die Augustsonne fühlbar machte, weil von den Fernern immer mehr und mehr der trüben, eisigen Flut abtroff. Dann von den höheren Hängen aus durch den Sommerduft hindurch der Blick auf die graue Wetterwand und der Glanz des auf dem Hochkönig aufliegenden Gletschers. Ringsherum singen am lattichbedeckten Hang die Grillen, und oben zwischen den Eschenzäunen wird mit jedem Tag das Viereck des Weizenackers goldiger. Oder der Weg hinauf gegen Mühlbach hin zur Höhe bei der Teufelsbadstube, in die Buchenhohlpfade hinein und in den Nelkengarten vor der bescheidenen Herberge, deren Fenster unter Blumen verschwinden. Schöne, längst vergangene, aber niemals vergessene Tage.

Verschiedene umsichtige Männer haben den einen und anderen äußerlichen Wertmesser für Gesittung aufgestellt. Die einen den Verbrauch an Kohle, an Schreibpapier, an Seife und vielen anderen Dingen. Ich will auch meinen Teil dazu beitragen und behaupte, daß für eine Landbevölkerung die Blumenzucht ein günstiges Vorurteil erregen muß. Der slavische Bauer kennt das nicht. Hier aber prangen Blumen am Fenster und im Hausgärtlein bis in die ärmsten Hochthäler hinauf, wo nur mehr Mohnkelche in ihrer bunten Pracht den kurzen Sommertraum andeuten und der kleine Grund, wenn er farbig aufglüht, nur eine geisterhafte Brücke zu sein scheint, die zwischen der Wolfszeit des einen weißen Winters und der des anderen schwebt.

In den Gärten von St. Johann prangen viele Rosen. Ihr eifrigster Pflegeherr ist der Apotheker des Marktes,

Herr Schieder, den die Insassen als ihren Ortsgenius preisen. Jeder Fremde, der den Markt besucht, spricht bei ihm zu und freut sich über den Gulistan, der am grünen Gestade der Salzach blüht.

Dem Verfasser dieser Zeilen wird man es glauben, daß er für seinen Teil auf die Formulierung von Dogmen, wie sie die Kirchengeschichte kennt, keinen Wert legt, und sie für die Entwickelung unserer Metaphysik, oder unserer Gesittung überhaupt, an sich für nahezu bedeutungslos hält. Trotz der Sicherheit aber, welche ihm diese Gleichgiltigkeit eingibt, muß er eine Thatsache zugestehen, deren Richtigkeit jeder sofort prüfen kann. Es ist die Thatsache, daß überall dort, wo vor drei Jahrhunderten die Reformation in unseren Alpenländern festen Fuß faßte, die Leute rühriger sind, in den Kampf des Lebens mit mehr Gesinnungsfestigkeit und Ernst eintreten. Es bleibe dahingestellt, ob diese Eigenschaft als Folge oder als Ursache der Beteiligung an jener Reform gedacht werden muß. Ich stelle nur den Erfahrungssatz als solchen fest. Auch die St. Johanner waren schon damals solche unruhige Köpfe. Ihr Markt, den man noch heutzutage als den moralischen Hauptort des salzburgischen Hochlandes betrachten kann, war der Hauptsitz der Bewegung, oder, wie die damaligen Gewalthaber meinten, das Nest teuflischer Zettelungen. Es kam zwar die sogenannte Gegenreformation, man hielt mit den bekannten Mitteln von Musketieren und Dragonern, von Panduren und Bütteln, von tiefen Kerkern, Folterwerkzeugen und Galgen apologetische Vorträge für die tridentinischen Heilswahrheiten, und Dank ihrer Beredsamkeit wurde der verderbliche Brand glücklich wieder ausgelöscht. Aber, wie es schon in der Pathologie geht, das Übel, hier die Krankheit der Strebsamkeit, war, trotz der Kur mit dem Eisen, aus dem Blut nicht fortzubringen und ist heute wieder in anderer Form ausgeschlagen.

Die Bürger bilden sich ein, daß sie es nicht notwendig haben, ein verstaubtes, verödetes Nest zu werden, sondern eifern darnach, ihre Wohnsitze zu vergrößern und zu verschönern und so viel Gäste als nur immer möglich zu beherbergen, ein freundlicher Empfangssaal an der Schwelle der Gletscherthäler zu werden. Darum begnügen sie sich nicht, eine Wagenremise abzugeben für diejenigen, welche das von ihnen erschlossene Wunder der wilden Klammen erschauen wollen, sondern sie streben danach, ein Sammelbecken für alle die Menschenzuflüsse herzustellen, die entweder in der Luft des Hochgebirges ausruhen oder von hier aus über die engen Felsenschwellen hinein zu den großen Schaustücken pilgern wollen, welche auf der einen Seite die mächtigsten Erhebungen der Kalkalpen, auf der anderen die vergletscherten Tauern bieten.

In dieser Hinsicht thun sie sich leicht, denn nach allen Richtungen hin klafft es von Thälern, welche den Zugang zu jener Bühne herstellen: hier ist das Mühlbachthal, durch welches man zum Hochkönig wie auf einer Straße emporwandert; hier ist Groß-Arl mit seinem Übergang ins kärtnerische Maltathal: hier ist Gastein, hier Klein-Arl mit dem mächtigen Tappenkar-See, dem größten Hochsee der Alpen, der mehr als 5000 Fuß über dem Meere liegt; hier ist endlich die Eisenbahn, welche in kürzester Frist den Sommergast nach berühmten Standorten unserer Gebirge hin befördert.

---

## XII.

# An und auf der Radstädter Tauernstraße.

Es gibt wenig angenehmere Raststätten als Radstadt — nämlich für Leute, wie ich sie im Auge habe und wie sie mir gefallen. Ein Ort mit uralten städtischen Überlieferungen, doch ländlich. Halb zerfallene Stadtmauern und Gräben mit krystallklarem Wasser, der wundersame Baumgang von hochschäftigen Lärchen an der Nordseite, die Alpenhöhe des Roßbrand, die weit bequemer über die Anger hin zu erreichen ist, als der St. Johannser Hochgrint und auch wegen des Einblicks in die Falten des Dachsteins mehr ergreift, als jene andere Rundschau — dann der Sawin mit seinem Hinterstübchen und Lederbänken, die Post, der Garten beim Lebzelter mit den schönen Blumen, den alten Mauerüberresten und dem fernen Blick der Gasteiner Höhen, dazu dann noch die behäbige Bürgerschaft, selbstbewußt, freundlich, ohne alle Streberei und Gewinnsucht: das ist Radstadt.

Möge es gepriesen und besucht werden, ohne daß seinem schönen Eigenschaften Abbruch geschieht.

Schon als Ausgangspunkt der uralten Tauernstraße, welche zu wenig besucht ist, muß es unseren Sommerwanderern mehr und mehr in Erinnerung gebracht werden.

Es ist indessen rätlich, noch ein wenig nördlich über Radstadt hinauszugehen, um der ganzen Fülle von landschaftlicher Pracht inne zu werden, die sich vom Dachstein an bis in Lieserthal hinab aufthut.

Am südlichen Fuße des Dachstein funkelt es in einem

Heiligtum von vergoldeten Gestalten. Es ist die Wallfahrts-kirche von Filzmoos. Hier wurde am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter den herkömmlichen Umständen am Fuße einer Zirbe, deren Zweige noch grünen, ein Christkindlein gefunden. Die Hirten erkannten die himmlische Abkunft, und die Herden beugten ihre Kniee.

Wie jede Stelle, an welche die Überlieferung der Menschen einen Zusammenhang, der ursachlos ist, zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen anknüpft, ist auch diese so gelegen, daß sie dem Sinne der Wanderer einen ungewöhnlichen Antrieb gibt. Der Maler würde gut thun, welcher alle die Wallfahrts-Landschaften mit seiner Kunst darstellte und vergeistigte, die ihm zugänglich sind. Ich für meinen Teil würde einer solchen Sammlung vor allen den zufällig von fahrenden Künstlern aufgefundenen Örtlichkeiten den Vorzug geben. Ein tiefinnerlicher Zusammenhang ist da zwischen dem Geist der Natur und den Fühlfäden der Menschen, welche vor vielen Jahrhunderten, mitunter vor Jahrtausenden, sich zu dieser und jener Stelle vor allen anderen wandten.

Die Gestalten funkeln, auf mancher Bank knieet regungslos ein betender Mensch. Es wird nichts vernommen, als das Summen der Bergwasser und das einer Biene, welche sich von der Thymianweide draußen verirrt hat und sich vom Hauche der Blumensträuße anziehen läßt, der Lilien und Reseden, die auf den Altar gestellt worden sind.

Werfe ich einen Blick hinaus, so ist es einleuchtend, warum diese Verbindungslinie zwischen Himmel und Erde gerade hier gezogen worden ist. Denn da hebt sich lotrecht der Dachstein empor mit all seinen Türmen, den Donnerkogeln und anderen.

Dieses Gebilde weist unseren Gedanken den Weg in eine Flucht von Zeiten hinein, mit welcher verglichen die

Fracht der Gneißblöcke erst gestern auf dem Dachstein angekommen ist. Es ist ein altes Korallenriff, vom Meere entblößt, welches wir da vor uns sehen. Wenn man dieses betrachtet, so wird es wohl deutlich, daß die Tiere nicht aus den Tiefen des Meeres in die Höhe bauen, sondern daß sie mit dem Untergrund ihrer verkalkten Häuser allgemach, dem weichenden Boden folgend, hinabsinken und gleichzeitig fort und fort nach der Höhe bauen, um das Auferbaute nach und nach wieder versinken zu sehen. Diesem alten Riffe ist abzulernen, wie sich die neuen aufbauen. Ein wunderbares Denkmal des Lebens steht da vor uns.

Was da oben zu sehen ist, auf das wäre kein Künstler verfallen. Auf der Südseite dieses Korallenriffes, in welches hoch oben rötliche Schichten eingebettet sind, Bänke zweiklappiger Schalen von Armfüßlern, können sich wegen der Sonne und der Steilheit keine Gletscher halten. Darauf aber, daß solche auf der anderen Seite vorhanden sind, weisen uns die buckeligen Mauern hin, die sich herüber vorbeugen, schimmernde Wülste, welche den Zwischenraum zwischen dem einen Hauptturm und dem anderen ausfüllen. Da denken wir sofort an das große Karls-Eisfeld und die ihm benachbarten starren Ströme, die auf der Nordseite sich hinabziehen und dort nicht nur leibhaftig in der Luft gesehen werden, sondern auch im Abbild, wie sie aus der Tiefe der Seen heraufglänzen. Diese Andeutung, welche uns jene helle Welt dort oben ahnen läßt, wirkt kräftiger ein, als das Greifbare.

Herunten aber auf dem grünen Plane ist an allen Wegteilungen das Bild des Kindleins angebracht, es rieseln die Brunnen, hier und dort steigt aus dem Walde der Rauch eines Kohlenmeilers in die Höhe.

Was nun die Wallfahrt selbst anbelangt, so wüßte ich nicht viel aus ihrer Geschichte zu erzählen. Es wird sich auch

wenig zugetragen haben. Eine Inschrift habe ich mir abgeschrieben, welche sagt:

Anno Domini 1546 ist der Thurn hergerigt und die groß gloggn eingehengt worden, da Rueprecht Malinger Zechprobst ist gewesen.

Doch habe ich selbst einen antiquarischen Fund gemacht, der, frei gestanden, meine Teilnahme mehr anregte, als diese Glocke und dieser Zechprobst. Als ich auf den Boden blickte, auf welchem Schwämme und Erdbeeren nebeneinander gedeihen, sah ich in der schwarzen Pflanzenerde einen kleinen, weißen Gegenstand, der mir ob seiner Rundheit auffiel. Als ich ihn aufhob, erkannte ich einen bayerischen Silberkreuzer. Die meisten Bayern haben diese Münze, die in den Taschen ihrer Knabenzeit ihre Rolle spielte, wohl schon vergessen. Ich sandte bei ihrem Anblick dem Pilger, dem sie vor vielen Jahren hier entfallen sein muß, meine Wünsche nach. Es ist aber wohl zu vermuten, daß dieser seither in ein Land gewandert ist, aus welchem kein Weg mehr zurückgelegt zu werden braucht, um das zu schauen, was den Menschen von der Sinnbildlichkeit solcher Orte vorgehalten wird.

Geht man einige Schritte weiter, so sieht man im Grünen ein Mauerwerk, eine Kapelle, die mit neun Bildern bedeckt ist. Da sind in den bunten Farben allerlei Vorgänge aus dem Leben der Menschen zu sehen. Unter jedem dieser Bilder steht eine Geschichte oder ein Spruch. Einen habe ich mir abgeschrieben. Es heißt dort: „Der Heilige Albertus von Köln sagt: Wenn du einem Feind verzeihst, ist besser, als wenn du bis St. Jakob auf Dörnern gingest.“

Von dieser Weisheit triften wir immer weiter ab. Wir sind ja weit hinaus über den Albertus von Köln und alle diejenigen, die mit ihm dachten.

Von Filzmoos aus sieht man schön den bequemen Steig, der an den Dachsteinwänden zum Gosausee hinübergeht. Wir

aber, die wir nach Süden pilgern, haben drei Wege vor uns: entweder über Mandling, oder über Eben, oder geraden Weges über den Höhenzug des Roßbrand, zu dessen Wiesenkuppe aber wir, trotz der hohen Lage von Filzmoos (fast elfhundert Meter), noch immer unsere siebenhundert Meter anzusteigen haben. Das Unbequemere ist aber sehr häufig das Schönere, in diesem Falle stellt es auch die kürzeste Linie dar.

Über die waldige Schlucht — ein jäher Bach durchrinnt sie — durch welche man von Filzmoos in etwa zwei Stunden zu der aussichtsreichen Kuppe emporsteigt, ist nichts Besonderes zu sagen. Desto mehr aber von dem Anblick, der sich öffnet, wenn man, aus den Pfaden des Alpenrosengestrüpps hervortretend, urplötzlich mit dem Unterkunftshaus einen unabsehbaren, weißen Bogen vor sich hat.

Es sind die Tauern. Der Ankogel prunkt mit seinem Eis, der Großglockner, der Venediger, die Wildgerlosspitze im Zillerthal und ein ganzes Heer. Ein menschliches Rühren zieht unseren Blick vielleicht noch am ehesten zu dem ganz nahen schillernden Fleck, auf welchem der Sonnblick-Mann in seinem Wetterturm haust — der Mann, welcher von der bayerischen bis zur venetianischen Ebene blickt. Zwar ist er jetzt nicht mehr so einsam, wie früher, er hat fast immer Gesellschaft. Wenn es so fortgeht, wird jener Turm, der aus den Eisfeldern emporragt, eine der überlaufensten Gaststätten unserer Alpen werden. Er muß es auch werden. Denn die Erleichterungen, die geboten sind, um hinaufzukommen, in Vergleichung mit der Größe dort oben, haben ihresgleichen nicht, nie und nirgends in den Alpen.

Um unser Unterkunftshaus stehen Bänke, von welchen aus man sich das alles wohl betrachten kann. Dort, im fernen Westen, streckt sich der eine und andere weiße Kopf vor, von welchem aus man schon in das Etschland hinab sehen könnte, aus dem der gute rote Wein heraufgekommen ist, den

die freundliche Wirtin da uns auf einen der vielbekritzelten Tische hinsetzt.

Die Darstellung einer Aussicht liegt jenseit der Grenzen des Stils und, ich glaube, auch jenseit des Vermögens der Maler. Eine Menge von Eindrücken, die noch zu anderen Sinnen und zu anderen sich aus diesen fortspinnenden Empfindungsfähigkeiten sprechen, als zum Auge, legen hier die Malerei lahm. Doch kann man verschiedene Vorstellungen wachrufen, welche eine anschauliche Aufnahme eher ermöglichen. Annähernd geschieht das schon, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Marksäulen und Grenzsteine an einem solchen Ort mit einem Male überschaut werden. Mit der Eisenbahn muß man einen ganzen Tag lang fahren und noch länger, bis man die Entfernung von den Grundstaffeln des einen bis zu denen des anderen zurücklegt.

Auch die Wege und vielfachen Pfade, die dort über die Höhen hinüber, welche zeitweilig aus dem Spätsommergewölk hervorscheinen, möglich sind, unterstützen unsere Einbildungskraft und fördern den Genuß, der an solchen Orten geboten wird. Wir befinden uns auf dem Wege zu den Grenzmarken des Venetianerlandes, aber eben dieser Weg, soviel er auch kürzer (selbstverständlich aber im Bewerbe mit den Eisenbahnen nicht der Zeit nach) sein mag, als die Schienenwege, so ist unsere Straße doch noch lange nicht die kürzeste. Schön liegt sie dort unten im grünen Tauernthal, durch dessen ansteigende Mulde sie sich von einer Bodenstaffel zur anderen weiß und immer dünner emporhebt. Nicht weit davon aber, zur Rechten, deuten uns die hohe Schneestelle, das Schlapperebenkees und das Schareck des Gasteiner Naßfeld an. Viele kennen die Hütten, die dort zwischen den vielen Bächen stehen. Nicht viele aber wissen, daß man dort in einem Tag als Fußgänger bis ins Venetianerland kommen kann. Einen habe ich gekannt, der es gethan

hat. Der machte sich bald nach Mitternacht von der Straubinger Hütte in Naßfeld auf, ging über den Malnitzer Tauern, dann über Vellach in die Teichl, über das Staller Thörl nach Dellach, über den Gailbergsattel nach Kötschach und über den Plöckenpaß, wo die dreifarbigen Grenzpfähle stehen, noch bis Timau hinab, wo er sicherlich nicht mehr getanzt haben wird. Denn von Timau weg braucht man nur ein paar Stunden längs des Bergstromes But thalabwärts zu gehen, um das Ufer des Tagliamento zu erreichen. Ich glaube, vom Gipfel des Sonnblick aus wäre dergleichen mit einigen Abänderungen auch möglich. Derlei Pfade sollen unternehmenden Wanderern empfohlen sein.

Solche Übersichten und Erwägungen, am Gesichtskreise näher und ferner durch dunkle Furchen und weise Kämme verdeutlicht, erscheinen mir als der beste Genuß, den man sich durch die Überwindung einer solchen Höhe erringt. Am wenigsten weit sieht man gerade in der Richtung, in welcher die Straße sich hinzieht, die wir selbst einschlagen, nämlich die über den Radstädter Tauern und den Katschberg. Dorthin ist alles vermauert.

Bekanntlich gibt es unter den verschiedenen Gesteinen, aus denen Gebirge aufgebaut sein können, keine, die unter den verschieden einfallenden Sonnenstrahlen im Laufe der Tageszeiten, im Spiele der Dünste und Wolkenschatten ihre Farben so oft wechseln, als die Kalksteine und Dolomite. Das helle Grau, welches man sowohl unter vollständig unbewölktem Himmel und bei hellem Sonnenschein als an gleichmäßig trüben Tagen auf ihnen wahrnimmt, ist die Vorbedingung zu diesen Irrlichtern.

So erscheint die Bischofsmütze bald wie eine Lavakappe dem Grate aufgesetzt, bald muß sich das Auge geblendet von einer Stelle abwenden, wo vorhin eine schwarze Insel im öden Gestein zu hängen schien.

Genug über solche Fernschau. Sagen wir dem einsamen, wirtlichen Hause Lebewohl und steigen in der Richtung gegen Radstadt und die Tauernstraße ab. Die Jochdohlen begleiten uns mit ihrem Geschrei. Rasch sinken die weißen Rücken der Tauern hinter die vorliegenden Gneißberge mit ihren Wäldern hinab. Ein Waldweg, wie durch einen Park, führt vom Roßbrand ins Ennsthal.

Gern hält jeder das eine und andere Bild aus der alten Stadt Radstadt fest. Mag er hinten beim „Sabin“ sich an gutem Biere laben, sei es auf den ledergepolsterten Bänken des Herrenstübchens, oder beim runden geborstenen Turm an der Stadtmauer, welchen die Wasser des alten Wallgrabens umspülen, sei es auf den Bänken unter den hundertjährigen Lärchen, sei es in irgend einer der anderen Gaststätten, welche in ihrer Rückseite sich gegen vielblumige, kleine Gärtchen hin öffnen, überall ist die Stadt anziehend. Sanft rauscht die Enns in dem schmalen Bette, welches ihr der Fleiß der Menschen angewiesen hat. Von den benachbarten Wiesen kehren Mädchen heim, die Schürzen voll von Gras, welches sie den Rindern im Stalle bringen. Fern über die Gasteiner Berge sinkt die Sonne hinab. Lärmend fliegen Schwalben um die rauchgeschwärzten Stadtmauern. Andere Vögel tummeln sich zwischen den Ästen der hohen Lärchbäume, welche ein späteres Geschlecht vor dem Bollwerk angepflanzt hat. Vom Kloster tönt Abendgeläute, unten aber auf den Schienengeleisen, deren glatte Fläche das Rot einiger feurigen Wolken widerspiegelt, saust ein Eisenbahnzug dahin, welcher in wenigen Stunden weite Länder zu durchfliegen hat.

Bevor wir die Tauernstraße einschlagen, wollen wir uns ihren östlichen Eckpfeiler gerade Radstadt und dem Dachstein gegenüber betrachten. Dieser selbst erscheint uns mit allen seinen Trabanten, welche zum Teil in Eis und Schnee glänzen: dem Thorstein, Mitterspitz, Koppenkarstein und Scheichenspitz.

Weiß schimmert das Schladminger Kees. Wir aber gehen vom Nordende der Radstadter Tauernstraße in den Wald, durch welchen ein Weg in das Hochthal Forstau hinaufführt — stets im Angesichte auf die Südabstürze jener höchsten Gipfel.

Auf diesem Wege führe ich den Begleiter in die wirkliche Romantik des Bergwaldes. Es gibt auch eine falsche solche, wie man sie beispielsweise auf den Bildern von Doré vorfindet. Dort werden die Wälder kellerartig verfinstert, und die Menschen, welche sich in dem ungeheuerlichen Unterholz herumtreiben, möchte man mit lichtscheuen Lurchen vergleichen, die sich mühsam zwischen den Hindernissen der Moose und Farben fortbewegen. Dem gegenüber stelle ich das Bild der Wirklichkeit auf, welche anziehender ist als solche Dichtungen.

Dort, wo das Tauernthal in das Ennsthal einmündet, wogt es zunächst von Schilf. Wasser glitzert zwischen den Halmen. Zwischen der Enns und der Taurach hat sich eine bräunlich angehauchte Moorfläche ausgebreitet. Mitten durch die Halme aber saust es pfeilschnell von krystallenen Wassern. Wenn es ein Sumpf ist, so ist es ein sonderbarer, ein solcher, welcher von glashellen, eiskalten Bergströmen durchrissen und aufgefrischt wird. Ein solcher Sumpf haucht keine schlechte Luft aus, wozu es auch schon die hohe Lage und der kühle Sommer nicht kommen läßt. Es duftet in ihm nach Heu und dem abgeschnittenen sauren Riedgras, welches die Bauern in ihre braunen Städel führen.

Es kommt nicht oft vor, daß man so ohne alle Anstrengung, schier ohne der Steigerung gewahr zu werden, auf derartige Höhen hinaufkommt, wie auf dem Waldfahrwege, welcher von Radstadt nach der Forstau angelegt ist. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß er sich so zurücklegen läßt, wie es ein bekannter Wirt des bayerischen Hochlandes seinen Gästen tröstend vorsagte, als es sich um die

Besteigung des Herzogstands handelte, so macht es sich doch immer leicht genug. Jener pflegte nämlich zu behaupten: „Anfangs geht's wohl ein wenig stickl (steil), dann aber gleich fast mehr abwärts.“ Abwärts geht es nun zwar nicht, wenn man in die Höhe steigt, aber so sanft bergan, daß man sich schier darüber verwundert, wie das Ennsthal so rasch und jäh in die Tiefe sinkt, wenn man zeitweilig wieder einmal durch eine Baumlichtung hinabschaut.

In tauiger Morgenkühle kommt ohnedies keine andere Empfindung auf, als die der Erfrischung. Hier und dort hängt ein frommes Bild, von einem schmalen Holzdach geschützt, an moosüberwachsener Felswand oder an einer durch Größe besonders ausgezeichneten Fichte. Die Taunässe liegt über Schwarzbeeren- und Alpenrosengestrüpp, sie funkelt auch in manchem rundlichen Spinnengewebe, dessen Tragfäden sich von einem Baum zum anderen fortziehen. Das Rauschen der Enns dringt herauf und ferner Glockenhall, und gern verfolgt das Auge in der Tiefe die weißen, schwarzen und blauen Linien, welche als Straße, Eisenbahn und Wasserlauf den einen Kirchturm, von dem der Hall herauftönt, mit dem anderen verbinden. Allenthalben quillt und rinnt es, an den Bachschluchten ziehen sich die Himbeerstauden mit ihren roten Früchten hinab.

Auf der Höhe ist eine weite Rodung, ein Plan mit braunen Häusern, die einsam dem Mittag entgegen träumen.

Eine Gallerie läuft längs der Sonnseite am Hause hin. Im Garten sieht man schier keine andere Farbe als das Scharlachrot der Johannisbeeren. Wohl wird hier und dort abgesondert auch der Mohn gepflegt, in allen Farben, ein buntes Wirrsal von Kelchen. Wenn diese vor den Berghöfen blühen, hat die Sommerszeit ihre höchste Höhe erreicht. Darum erscheint mir die Mohnblüte immer wie Festschmuck. Sie macht aber in ihrer Hinfälligkeit, wenn man die Nähe

der Winterszeit gedenkt, einen schier wehmütigen Eindruck.

Neugierig schauen die Insassen, mit den Händen die Augen gegen den Sonnenglanz schützend, dem seltenen Fremdling nach. Sie folgen ihm mit ihren Gedanken. Dieser aber läßt die seinigen vielleicht bei ihnen verweilen. Was gelten diesen Menschen die Fragen, deren Schlagwörter Millionen von Städtern bewegen? Zwar haben die allermeisten dieser letzteren davon auch nicht den Nutzen oder die Erbauung, welche sie ihrer eigenen „Kenntnißnahme des Weltlaufes" gern zuschreiben möchten. Was wird in wenigen Jahren von Staatsmännern übriggeblieben sein, die jetzt alltäglich in Zeitungen genannt werden? Für den Mann, der dort neben seinem Bienenkorbe steht und den beflügelten Tierchen zuschaut, wie sie den Thymianufern des Bächleins zufliegen, gibt es keine Telegramme, keine aufregenden Nachrichten und dergleichen. Dafür braucht er sich aber auch nicht zu sagen, daß er heute schon das völlig vergessen hat, die gedruckte Botschaft, mit welcher er vor acht Tagen atemlos ins Kaffeehaus gestürzt ist. Die Welthändel greifen allerdings auch zu ihm hinauf, insofern, als der Steuerbote mit geringeren oder größeren Anforderungen kommt, und daß man ihm seine Buben fortnimmt. Doch über die Veranlassung dazu macht er sich keine Gedanken.

Das Bergvolk ist unter allen möglichen Obrigkeiten zusammenregiert worden, es weiß es nicht anders, der Mann glaubt, es muß alles so sein, und so bringt er sein Leben in vollständigem Mangel an „historischem Sinn" und ohne alles Verständnis für die wirklichen oder eingebildeten Leiden seiner geschätzten Zeitgenossen hin, bis er endlich in der Zaungasse, längs welcher die Bergblumen in Spalier dastehen, zur fernen Kirche hingetragen wird. Er weiß nichts davon, daß in seiner nächsten Nähe an der Tauernstraße noch

heute die Steine stehen, auf welchen der Name des Cäsars, des Konsuls, des Pontifex Maximus, des Jahres ab Urbe condita eingemeißelt sind. Er kümmert sich auch nichts darum, daß neben diesen Steinen weiße Stangen stehen oder hölzerne Dreiecke hängen, Merkzeichen für die Richtung eines Schienenweges, der da geplant wird, auf welchem man in einem halben Tage die Grenzmarken des Landes Italien würde erreichen können. Derlei Denkzeichen werden ihm vollständig durch eine am Zaune aufgerichtete Holztafel ersetzt, auf welcher der heilige Eremit Leonhard abgemalt ist, der Schutzherr der Pferde und Rinder, über welche er schützend seine Arme ausbreitet.

Die Holzgatterthüren, welche uns zeitweilig den Weg versperren, fallen in ihren verrosteten Angeln miauend hinter uns zu. Auf den feuchten Wiesen liegt in langen Reihen hingemäht der Flachs, im Zaungraben, wo die morsche Leitung angebracht ist, die dem Brunnen des Bauern das Bergwasser zuführt, gurgelt es hier und dort auf von einem befreiten Strahl und die winzigen Bergkirschen, welche sich eben jetzt erst zu röten beginnen, lehren uns mit großer Deutlichkeit, wie es hier oben im allgemeinen mit Wind und Wetter beschaffen sein mag.

Zum Dachstein ist jetzt auch der Hochkönig heraufgekommen — weiß gefleckt und silberig überglast, der eine wie der andere. Von ihnen weht eine Luft herüber, gegen welche die Sonnenstrahlen des Sommermittags nichts mehr auszurichten vermögen. Sie bewegt die Glockenblumen und die Disteln, das Saatfeld, das noch in saftgrünen Halmen steht und schwirrt in den Wachholderstauden der Berghalde. Das ist das richtige Bad, ohne daß „Höhenklima", die unvermeidliche ozonreiche Luft und die nicht minder unvermeidliche Kurmusik dem Gaste erst die Bedeutung und Wirksamkeit einpredigen müßten.

Musik — es ist keine Täuschung — sie ertönt irgendwoher von jenseit der Ahorne, welche dort in der Senkung den Abblick hemmen. Sie gibt mir Gelegenheit, allerlei lebendige Gestalten, wie sie die Wirklichkeit vorführt, in dieses Bild einzuschieben.

Das Kirchlein von Forstau bietet nicht Raum genug, um eine größere Menschenmenge aufzunehmen. Deshalb feiert der Priester, welcher heute sein erstes Meßopfer darbringt, den Ehrentag im Freien, von Saatfeldern und Bäumen umgeben, unter dem Sommerhimmel.

Gelbweiße und weißrote Fahnen umstehen den mit Blumen geschmückten Feldaltar. Musikwerkzeuge begleiten festlichen Gesang. Brennende Kerzen heben sich von dem Sommerglanze und dem Hintergrunde der Ahornwipfel ab. Von den Höhen blitzt es zeitweilig auf, und kleine Rauchwolken folgen den Blitzen. Es sind die Böller, welche abgefeuert werden, um die bezeichnenden Vorgänge der heiligen Handlung zu begrüßen und weithin zu verkünden.

Der arme Wirt, der selten gleichzeitig viele Gäste sieht, freut sich dieser Feier. Sein vergnügtes Gesicht erinnert mich an jenen Tiroler Gasthalter, welcher seiner Befriedigung über ein ähnliches Fest in folgender kurzen Schilderung Ausdruck gab: „Es war eine schöne Andacht. Schon um acht Uhr in der Früh' hab' ich zweihundert paar Würsteln verkauft."

In vielen Töpfen siedet und schmort es über dem Feuer. Bratengeruch erfüllt Haus und Garten. Feldknechte haben heute weiße Schürzen an und harren als Kellner der Gäste, welche bald, von der Feier zurückkehrend, sich zu Speise und Trank einfinden werden.

Endlich naht der Gefeierte in großer Prozession. Zuerst marschiert das Schladminger Musikkorps. Ihm folgen ausgediente Soldaten in der sogenannten Veteranengewandung, diesen eine Anzahl Bewaffneter, die Schützen oder etwas

dergleichen darstellen. Ihnen folgen heranwachsende Jünglinge, diesen aber Jungfrauen, mit Kränzen geschmückt, und Kinder, blumengeziert, mit aufgelösten Haaren, manche von ihnen Lilien, Torten oder in Flitterwerk eingehüllte Weihgeschenke vor sich hertragend.

Vor dem Eingange ins Gasthaus stellt sich der ganze Zug vor dem Gefeierten auf. Trompeten schmettern, die türkische Trommel wird gerührt, ein mit Schellen behangener Stock geschwungen, die Fahnen gesenkt, während der Jubilar, ein kleines, weißgekleidetes Mädchen mit weißem Schleier, die sogenannte Braut, an der Hand führend, ohne nach links oder rechts zu schauen, an den Aufgestellten vorbeischreitet.

Oben beginnt das Festmahl, unten aber macht sich die Menge breit, wie es eben geht, auf dem Grase, im Schatten von Bäumen, auf zusammengetragenen Brettern, längs des rauschenden Baches. Eine Anzahl von Menschen, welche mit der andächtigen Feier nur lose im Zusammenhange steht, hat sich auf die Kunde von derselben eingefunden. Von den Bergen herab, wo die kleinen Kirschen wachsen, kommen die Kinder und bieten dieselben als Zuspeise zum Bier an. Hausierer wollen Seife und Hosenträger verkaufen, ja ein als Husar angezogener Mensch ladet zu der Vorstellung eines Zirkus ein, in welchem ein Clown und einige arme, mit Flitter bedeckte Frauen, welche in fränkischer Mundart sprechen, ihre Kunststücke zeigen. Dazwischen sieht man dann wieder Kinder mit Lilienstengeln in der Hand, welche heimkehren, Burschen, welche sich für späterhin zu einem Ringkampfe herausfordern, Männer, welche Bierfässer herbeirollen, und von dem Verbrauch an Braten kann man sich einen Begriff machen, wenn man zuschaut, wie die Wirtin nach und nach sämtliche Salatstauden aus dem Garten ausreißt. Mittlerweile kühlt der Wind, der vom Dachstein herabkommt und das Erlengezweig längs des Baches bewegt, die Zecher, von

denen manchmal einer seine Blicke dort hinaufrichtet zu den Höhen, von welchen der Winter nicht weicht.

In ähnlicher Weise, wie man von Westen her zur Forstau ansteigt, geht es in östlicher Richtung gegen Pichl vor Schladming hinab. Wieder sind es die Waldsteige und Wiesenwege zwischen Weiden und Erlen, die Gatter mit ihren Übersteigtreppen, die über Rindenstücke rieselnden Brünnlein, die von Lattichblättern zugedeckten Waldbäche, die unseren Blick beschäftigen, soweit sich derselbe nicht dem Dachstein zuwendet. Dies thut er aber sicherlich oft genug. Ihm folgen alsdann die Gedanken, die am Karlseisfeld verweilen, wo die körnigen Frostmassen als Hügel am zermalmten Schutt dastehen, in der Tiefe die Gosauseen ihren Spiegel zeigen, die steinernen „Dirndln" sich aus der Umarmung des Schladminger Gletschers zurückstrecken und in Karnfeldern die tiefen Dolinen klaffen, welche sich dort obenselbst ihr Ursprungszeugnis ausstellen, indem sie uns mit Augenscheinlichkeit darthun, daß Eis und Wasser ihre Erzeuger waren.

Nachdem wir uns nunmehr die Umrandung Radstadts im Norden und den quellenreichen Wald betrachtet haben, setzen wir unseren Weg südwärts fort.

Die alte, unter Septimus Severus gebaute, gepflasterte Römerstraße, welche über den Radstädter Tauern hin angelegt ist, befindet sich nur an wenigen Stellen dort, wo der heutige Weg geht. Namentlich am nordwestlichen Ausgang des Tauernthales schlug sie eine andere Richtung ein, indem sie sich südlich der Enns, welche vielleicht damals hier zu einem weiten See ausgebuchtet war, an der bewaldeten Berglehne hielt und dem alten Ani zustrebte, an dessen Stelle heute Altenmarkt steht.

Diese Strecke des Straßenzuges ist jetzt mit Wald bedeckt. Die Meilensteine, welche dort standen, hat man in das Salzburger Museum gebracht.

Auch zwischen Radstadt und der heutigen Ortschaft Untertauern zog sich der Römerweg nicht, wie es heute unsinnigerweise die Fahrstraße thut, über verschiedene Bühel bergauf und ab, sondern hielt sich eben im Thale längs der Tauernache.

Was aber jene römischen Meilensteine anbelangt, welche man noch heute am Rande der Straße stehen sieht, so befanden sie sich vor fünfzehnhundert Jahren an anderen Stellen. Sie sind im Laufe der Zeit von Lawinen und Muhren herabgewettert gewesen. Man hat sie aus dem Schutt, aus dem Dickicht, aus dem Geröll des Baches herausgehoben und dort an der Straße aufgerichtet, wohin es vom Fundorte aus am nächsten war. Nur ein einziger ragt noch dort, wo ihn der römische Straßenmeister hatte aufstellen lassen. Es ist derjenige, welcher neben dem Wegzeiger steht, der zum Johanniswasserfall hinweist.

Dort, wo, wie im „Kessel", die heutige Straße durch einen Schlund hindurch gesprengt worden ist, umgingen denselben die Römer, die mit ihren Hilfsmitteln nicht viel mit Klammen anzufangen wußten, auf der Höhe. Im übrigen aber erkennt man den Römerweg trotz Graswuchs und Waldstand leicht von der neuen Straße aus, und es ist auch an vielen Stellen durch Tafeln auf ihn hingewiesen. Wenn man dort in die Pflanzenerde ein Loch eingräbt, so gerät man auf Pflaster.

Die Straße hat allerhand Merkwürdigkeiten. Teilweise werden auch sie dem Wanderer durch Tafeln angedeutet.

Vorerst erachte ich die Säulen selbst als solche. Einige sind allerdings nicht wieder aufgerichtet worden, sondern stehen noch heute in Schutthalden oder werden von Fichtenwurzeln umklammert. Es macht aber immer einen Eindruck besonderer Art, ein solches Denkmal zu betrachten, neben welchem, wie vor anderthalb Jahrtausenden, die breiten Lat-

tichblätter, die Königskerzen oder die Parnassien gedeihen, die Wasser aufquellen und die Weißerlen grünen. Hier und dort aber steht in ihrer nächsten Nähe ein Heiligtum, von dessen Insassen der Centurio nichts wußte.

Ich habe einen Bekannten, welcher zu sagen pflegt: „Ich reise niemals irgendwo hin, wo die Römer nicht waren."

Wer sich allgemach verschiedene Erfahrungen, einen gründlicheren Einblick in Landschaften und auch in Menschen erobert hat, wird diesen Satz nicht so seltsam finden, als er sich anhört.

Bleiben wir bei den Alpenländern stehen.

Wo Römerstraßen sind, da zieht sich noch heute ein ungreifbares Etwas darüber hin, welches begreiflich zu machen mir nicht leicht vorkommt. Das Mauerwerk der Ansiedelungen ist massiver, diese selbst erscheinen in Brauch, Sitte und Einrichtungen behaglicher, und fast scheint es, als ob durch das Bauerntum hindurch, in welches die Menschen späterhin versanken, noch etwas von jener urbanitas zu ahnen wäre, welche das Volk der Sieben Hügel, jenes Volk, vor welchem sich auch die hohen Alpen beugen mußten, über das Gebirge herüber mitbrachte. Die Fäden solcher Verbindungsstränge sind auch während der Jahrtausende niemals völlig abgerissen. Wer zu sehen versteht, der spürt die alten Fühlfäden, welche Vielen verborgen bleiben, noch heute in solchen entlegenen Thälern des Hochgebirges auf. Man kennt Orte, welche dieser Kette angegliedert waren, von größeren und heutzutage stattlicheren weg, die ihr fern lagen. Ich darf vielleicht auf Mittenwald in Bayern, auf Matrei am Brenner, auf Friesach oder Judenburg in Steiermark hinweisen und denselben etwa Zell im Zillerthal, Kitzbüchel, Starnberg oder Berchtesgaden entgegenstellen. Die letzteren sind wohlhabender, betriebsamer, besuchter, stattlicher als die ersteren. Gleichwohl aber haben die ersterwähnten etwas an sich, was

in Vergleichung mit den anderen einen gewissen adeligen Eindruck macht. Man glaubt hier und dort das Verhältnis vom herabgekommenen Edelmann zum breit gewordenen Emporkömmling zu entdecken. Nicht selten allerdings begleitet jenen Anhauch Latiums, den wir im Äußern und Innern mancher Wohn- und Gaststätte an den Rändern jener alten Straßen zu verspüren glauben, ein Untergrund malerischer Verwahrlosung. Der schadet aber nicht, er steigert vielmehr die Wirkung. Wenn man jene modernen Ansiedelungen dagegen betrachtet, so kommt Einem verschiedenes so unorganisch vor, Bauernhaftigkeit mit neumodischer Spekulation zusammengeworfen, ein Fremdenwesen, welches trotz der gefirnißten Balkone, der Anlagen, der Hausgärten mit ihren dünnatmigen Springbrunnen und Ähnlichem doch mehr durch Laune und das Spiel des Zufalls auf ein von Haus aus widerstrebendes Element aufgepfropft ist. Was vor hundert Jahren da war, will da gar nicht zu dem stimmen, was man heutzutage sieht. Vergleicht man aber etwa Mittenwald an der Isar oder Matrei mit einem gleich großen Orte in Thüringen oder Brandenburg, so treten die starken Seiten dieser Vergleichung noch weit mehr hervor. Vielleicht waren doch die Römer in alten Tagen die besten Wohlthäter Germaniens, was auch das Leipziger Studentenliederbuch dagegen einzuwenden haben mag.

Für die römischen Denkmale an dieser Tauernstraße möchte ich noch das anführen, daß die auf der Südseite, in der Richtung gegen den Lungau hin, besser erhalten sind und die Worte darauf (insbesondere auf den Säulen bei Kilometer 99.6 und 101.2) sich leichter lesen lassen.

In wenigen Gegenden der Alpen hat man sich mehr Mühe gegeben, Wanderer auf das, was zu sehen ist, durch Inschriften aufmerksam zu machen, als in der Umgebung von Radstadt, und insbesondere längs der Tauernstraße. Wo

ein Wasserfall herabstürzt, wo eine Brücke über die tosenden Wildbäche gespannt ist, steht auf einer Tafel der Name dabei. An der Berglehne klaffen unscheinbare Öffnungen, wir werden belehrt, daß wir hier die „Wetterlöcher“ vor uns haben. Steckt man die Hand hinein, so verspürt man den eiskalten Strom, in welchem die Luft an schönen Tagen aus dem Bergesinnern hervordringt.

Da, bei der „Hohlwand“, haben sich die wasserliebenden Lattichblätter im Sturzstaub, den sie lieben, zu fleischigen Ungeheuern vom Umfang eines mäßigen Tisches ausgewuchert. In vier Staffeln stürzt breit neben der Straße der „Gnadenwasserfall“ herab, feinen Regen weithin versprühend. Wenn man zur rechten Zeit dort steht, tauchen Regenbogen auf, welche sich in den emporgeschleuderten und bodenwärts zurücksinkenden Dunstballen auf- und abwärts zu bewegen scheinen. Es ist, wie wenn fortwährend siebenfarbige Brücken, die in der weißlichen Luft hängen, aufgebaut und zertrümmert würden.

Nebst den schönen Wasserfällen sieht man aber auch solche, an denen man keine rechte Freude haben kann. Es sind dies jene, welche in Seitenrinnen der Halden links und rechts, oft in Lawinenfurchen herabkommen, und deren Ende stets durch einen mächtigen Geröllhaufen bezeichnet wird. Zwar stäuben auch sie in anmutigen Silberflocken herab, daß sie aber zu anderen Zeiten nichts Gutes stiften, das weisen die feuchten Schutthügel nach. Sie decken oft genug die Straße zu, wie man aus den Durchstichen in den Steintrümmern wahrnimmt. Da begreift man es leicht, daß die Bauern im Hochgebirge von manchem angestaunten Wasserfall nichts wissen wollen. Er ist für sie ein Ungetüm, ein „Lintwurm, der sich aus dem Berg ausbeißt“. Denn wild bricht er hervor, reißt mit seinem Schwall Baumstämme nieder und trägt Felder fort.

Auch ein Vulkan ist da, wenigstens betrachten ihn die Leute des Hochgebirges als einen solchen. Auf der Generalstabskarte heißt er Spatzeck-Spitz, bei den Einheimischen aber der Spatziger. Er wird für einen „feuerspeienden Berg“ ausgegeben. Er speit aber kein Feuer, nicht einmal Rauch, sondern, was aus seinen Schlünden manchmal hervorgeht, ist Nebel und Dunst, ganz wie aus manchem Schlauch, der in die Unterwelt des Karstes hinabführt. Auch hören die Hirten ein Donnern oder Rollen in seinem Innern. Dies gilt als Anzeichen bösen Wetters, ebenso wie das Rauchen.

Die Alpenrosen blühen neben den Ahornen, welche in großer Kraft gedeihen. Silberige Schieferflächen, von wenig Wasser überrieselt, glänzen in der Mittagssonne. Oben breiten die Wildfrauen für ihre Kinder die Leinen aus, weiße Schneeflecken neben den lichtgrünen Grasstreifen, die sich hier und dort noch am Rande der Felsenstaffeln halten können — das Ganze ein echtes Tauernbild, in welches nur der plumpe Eilwagen nicht passen will, der uns langsam mit seinen knirschenden Radschuhen und mit seiner stöhnenden Bremse entgegenkommt.

Der Johanniswasserfall ist jetzt so zugänglich gemacht worden, daß man auf einem breiten Geländerwege von der Straße weg bis auf den Boden hinabsteigen kann, auf welchem er aufschmettert. Er hat eine Höhe von einhundertvierzig Meter, die man ihm aber nicht ansieht, wenn man ihn nicht von unten aus mißt. Aus enger Felsenspalte kommt die Tauernache heraus, und ihr Fall ist nicht, wie dort beim Wasserfallbühel, ein über verschiedene Kanten hin abgeteilt gelegter Schleier, den dunkle Linien durchziehen, sondern ein elliptischer Strahlbogen, der sich, ohne den Fels zu berühren, weithin über den Abgrund hinausneigt.

Von da weg hat man nur mehr anderthalb Kilometer bis zum Tauernhaus. Zuerst sieht man auf grünem Plane

ein großes Gebäude. Es ist das Pochhaus einer Gewerkschaft, die einmal auf dem nahen Seekar auf Kupfer baute, ihre Betriebsamkeit aber wieder aufgegeben hat. Jetzt verwittert und vermodert der Bau. Schade darum — es wäre eine richtige Sommerfrische, neben einer Poststraße, nur neunzehn bis zwanzig Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, welche alle Hilfsmittel einer Stadt bietet, neun Stunden von Wien, sechs Stunden von München entfernt, und höher über dem Meere, als die Umgegend von Samaden. Das wäre der Höhenkurort, wie wir ihn brauchen könnten. Günstigere Bedingungen für einen Aufenthalt in der Höhe sind, mit Ausnahme der Franzenshöhe am Stilfser Joch (die um noch vierhundert Meter höher liegt), nirgends gegeben. Von diesem letzteren Hause hat man aber nicht zwanzig, sondern hundert Kilometer bis zum Schienenwege.

Wozu aber von einem Sommerfrischort reden, wenn die Leute nicht einmal als gewöhnliche Wanderer, des Schauens wegen, heraufkommen, um die große Pracht des Hochgebirges von einem Landauer aus zu bewundern? Selbst das ist ihnen noch zu unbequem. Die Eisenbahn und unsere knappen Verhältnisse wirken verblödend zusammen — Furcht vor Ausgaben am rechten Ort, die Billigkeit und Raschheit der Reise auf dem Schienenweg, halten die Naturfreunde ab. Man fährt bis zum Thor der Ausstellung oder vorüber, besucht sie aber nicht, wegen des Eintrittsgeldes. In Verwunderung setzen kann das nicht, wenn man die Wahrnehmung macht, daß Schaustücke, wie der Gosausee, um so weniger besucht werden, je mehr Menschen das Lokomotiv ins Salzkammergut hinein oder durch dasselbe hindurch schleppt. All das gehört zur Signatur des Jahrhunderts.

Neben dem Tauernhaus steht die Kirche mit ihrem grauen Holzturm und auf der Straße das umfangreiche

Hospiz mit schönen Räumlichkeiten, ein gut ausgestattetes Wirts-, nicht ein sogenanntes Tauernhaus, wie man es hier und dort an den unbefahrbaren Tauernübergängen findet.

Auf dem Tauern ist Kalk aufgelagert und auf dem Kalk wächst dichtes Gestrüpp von Krummholz. Da kann sich der Mineralienfreund Stücke von krystallinischem Kalkspath einstecken, der Pflanzensammler Statice alpina abreißen oder aus ihren ausgedehnten Rasenpolstern die winzigen weißen Blüten der Moehringia muscosa.

Auch die Eiszeit hat ihre mächtigen Spuren da zurückgelassen. Aus dem Rasen heraus, von Flechten überwachsen, schauen große Trümmer. Es ist Centralgneiß, der den Weg von dort her gemacht hat, wo der Murwinkel mit dem Malta- und Großarlthal zusammenstößt. Hier ist die Fracht liegen geblieben.

Im Hochkar fortschreitend, gelangt man vom Hospiz weg nach anderthalb Kilometer auf die Höhe, wo die Wasserscheide ist und Mauern einen kleinen Kirchhof umgeben.

Wer diese Stelle einmal gesehen hat, vergißt sie nie wieder, und jedes Bildwerk über unsere Alpenwelt ist lückenhaft, welche uns nicht hieher geleitet. Vielleicht gewahrt man jedoch an wenigen Stätten in gleicher Weise das Unzureichende unserer Kunstmittel.

Da hängt der Heiland an seinem Kreuze unter grauer Bedachung. Auf das Mauerwerk ringsum ist eine Stadt gemalt, welche vielleicht Jerusalem, vielleicht etwas anderes darstellt. Alpenblumen zieren die Gräber, die alle fest in Brettern stecken, damit die Hügel vom Schnee nicht unkenntlich gemacht werden. Es sind auch Kindergräber dabei, deren kurze Umschalung auffällt vor den längeren Ruhestätten. Es ist eine stille Gemeinde des Heilandes. Aus verschiedenen Ländern sind sie da zu ihrer Rast zusammengekommen.

Über die Blumen auf den Gräbern streckt der Bergwind die eiligen Wolkenschatten hin. Draußen erheben sich die Bergstaffeln übereinander, grün, grau, kahl, Schneefelder, dann Wolken und wieder Staffeln, und so fort bis in den Himmel hinauf.

Früher, bis vor etwa sechs Jahren, hauste ein geistlicher Herr da heroben auf dem Tauern, welcher für die einsamen Bewohner den Gottesdienst abhielt. Jetzt ist die Seelsorge eingezogen. Ich habe vor zwanzig Jahren an einem Wintertage dort oben mit dem einsiedlerischen Priester Bekanntschaft gemacht. Er gehörte dem Kapuzinerorden an und hatte sich allerlei Seltsamkeiten angewöhnt. Am meisten verwunderte mich, daß er zu allen Jahreszeiten mit Sonnenuntergang zu Bette ging und mit Sonnenaufgang aufstand. Damals hatte er ein kurzes Tagwerke im Eismonat auf dem Tauern.

Wir haben nunmehr den Kirchhof mit seinem Heiland, dessen Haupt der Maler auf dem Mauerwerk mit brennroten Wolken umgeben hat, hinter uns und gehen in den Lungau hinab, ins Flußgebiet der Mur.

Von den Wasserfällen abgesehen, erscheint mir diese Südabdachung als die landschaftlich bedeutendere.

Zuerst kommt die „Judenlahn“, wo „einmal so viele Leut' von Schnee vertragen worden sind“. Alsdann gelangt man zur gemütlichen Gaststätte Scheidberg, welche man als das Hospiz der Südabdachung betrachten kann. Gern wird man sich heraußen an dem großen Marmortische niederlassen und in die Bergwelt hineinschauen.

Über den Schutthaufen her erschallt das Geläute der Kuhschellen, und von Zeit zu Zeit hört der Wanderer den Ruf eines Hirten, welcher ihm zujubelt. Er labt sich an der Riesenquelle, welche kurz vor dem Hause Scheidberg in mächtigem Schwall aus dem Boden hervorbricht. Er blickt

aus nächster Nähe über riesenhaft entwickeltes Krummholz hinweg nach dem kahlen Gemsgebirg zur Linken, während er zur Rechten in die öden Hochkare hinaufschaut, die ein einsamer See wiederspiegelt.

Vielleicht haftet der Blick hier und dort auf krystallinischem Kalkspath, auf den Kelchen der Statice alpina und Moehringia muscosa, deren winzige weiße Blüten so viele Rasenpolster längs des Weges bilden.

Viele Schotterhaufen züngeln herab. Erfreulich nehmen sich neben solchen Bildern der Verwüstung Anpflanzungen von Jungwald aus, durch welche man allmählich über die schlimmen Gewalten Herr zu werden trachtet. Dieselben sind durch Tafeln bezeichnet, auf welchen das Wort „Schonung" geschrieben steht.

Damals, als auf dem Seekar noch Kupfer zu Tage gefördert wurde, war es nicht so feierlich öde auf dieser Höhe. Man sieht in der Nähe des nördlichen Hospizes noch den Saumweg, auf welchem die Erze herabgebracht wurden. Derselbe dient jetzt den Naturbewunderern zur Ersteigung des Seekars. Man brachte die Erze in jenes große Gebäude, von welchem ich oben sagte, daß man es in eine Sommerfrische umwandeln sollte. In diesem befand sich das Pochwerk. Draußen bei Radstadt aber, wo man's in der Lebenau nennt, dort wurden die Erze geschmolzen.

Jetzt bringen nur die Jagden einiges Leben auf die Berghöhe. Sommerwanderer sieht man selten. Es wäre zu vernünftig, diese schöne Straße, sei es zu Fuß oder zu Wagen, als Übergang vom Salzkammergut nach Kärnten, Tirol und den übrigen Alpenländern des Ostens zu benützen. Hier macht sich jene Schäbigkeit geltend, welche, von den billigen Fahrpreisen der Eisenbahn unterstützt, es dahin bringt, daß man allem aus dem Wege geht, was mit mehr Aufwand von Geld und Zeit gesehen werden muß, als die

Umgebungen des Schienenweges, der sich selbstverständlich in den tiefsten Furchen hält. Früher war es anders. Damals war der Radstädter Tauern der einzige Verkehrsweg zwischen dem Lande Salzburg und den südlichen Alpengegenden. Da wurden die Leute gezwungen, etwas Schönes zu sehen. Jetzt fahren sie in weitem, scheuem Bogen darum herum, um sich einer Ausgabe zu entziehen, welche unfehlbar daheim bei dem nächsten besten sogenannten Vergnügen „hereingebracht" wird.

Vorderhand sieht man meist Angehörige des Herzogtums Salzburg und Engländer über den Tauern gehen oder fahren. Erstere deshalb, weil die Straße das einzige Verkehrsband darstellt, durch welches der kleine Lungau mit dem übrigen Teile des Herzogtums zusammenhängt. Die Anderen deshalb, weil sie überall hingehen, wo etwas Interessantes zu sehen ist.

Es gibt immer noch Leute, welche glauben, man sehe das Hochgebirge, wenn man es mit der Eisenbahn durchreist. Diese ist aber nur ein Mittel, um entweder in den Alpen anzukommen oder innerhalb derselben von einem Punkte aus einen anderen zu erreichen, von welchem aus eine wirkliche Alpenreise unternommen werden kann. An diesem Thatbestand ändert auch der Aussichtswagen mit seinen Glaswänden, auf welchen sich die elegante Welt etwas zu gute thut, nicht viel.

Solche Gedanken mögen einem kommen, der stundenlang am Marmortische von Scheidberg sitzt und niemanden vorübergehen sieht, als einen Jäger oder fechtenden Handwerksburschen.

Bei Kilometer 100 (von Salzburg) ist die „Hohe Bergbrücke", unter welcher es donnert im wilden Wasser. Dann kommt eine tannige Enge, aus welcher man über graue Stümpfe hinweg in den Schrecktobel hinabschaut.

Wieder erscheinen Römersäulen. Enge Wände umstarren

den alten Weg. Endlich weitet sich der Paß, und es erscheint in grüner Mulde die freundliche, noch immer sehr hoch gelegene Gaststätte von Tweng.

Hiemit endet die Tauernstraße im engeren Sinne des Wortes.

Mit dem Gedanken an das alte Hospiz und dem südlichen Ende des ganzen Straßenzuges, dem Markt Spital in Kärnten, verknüpfen sich allerlei mittelalterliche Bilder.

Manch liederliches und aussätziges Gesindel, manch kräftige und gewaltthätige Männer mag das alte Mauerwerk der Gaststätten beherbergt haben.

„Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten."

Von Tweng, in dessen Bergen sich, wie in diesem Teile der Alpen überall, alljährlich eine Anzahl von Sportleuten aufhält, die sich von der Muße der übrigen Monate hier durch die Jagd auf Hochwild zu erholen suchen, geht es durch ein enges, schön bewaldetes Thal nach dem einst stattlichen, jetzt ziemlich verwahrlosten Mauterndorf hinaus.

Auf dem Schlosse von Mauterndorf im Lungau lasten unselige Erinnerungen. Wenn es auch in mancher Beziehung nicht an Übertreibungen fehlt und der eine und andere Knochen, welcher hier und dort hinter vergessenem Mauerwerk aufgestöbert wurde, eher einem arbeitsamen Vierfüßer als einem ketzerischen Zweifüßer angehört haben dürfte, so muß doch den verschwundenen Gewalthabern manch schlimme Geschichte auf das Kerbholz geschrieben werden. Man braucht jedoch aus solchen Dingen nicht eine Waffe gerade gegen den einen und anderen Herrn in besonderem Sinne zu machen. Es war nirgends viel besser. Alle die Zwinger und Grabentürme haben ihre Geheimnisse.

Ein solches Bollwerk, welches den unheimlichen Namen

Faulturm führt, erhebt sich an der Burg zu Mauterndorf. Hieher ließ Erzbischof Leonhard im Jahre 1511 den Bürgermeister und die Gemeinderäte von Salzburg, mit welchen er in Streit geraten war, führen, in der Absicht, sie dort in Verschwiegenheit umbringen zu lassen.

Es war ein vollkommen türkischer Anschlag.

Der Erzbischof lud, um die fünf Verhaßten leichter zu fangen, dieselben auf den Tag von St. Vincent, der auf den 22. Januar fällt, zur Tafel in seinen Palast ein. Als sich die Herren, festlich in Seide gekleidet, arglos eingefunden hatten, ließ er sie von seinen Schergen ergreifen, rücklings zwei und zwei zusammenbinden und sie auf Schlitten legen, auf denen sie trotz ihrer luftigen Kleidung bei der grimmigen Januarkälte die Reise über den Tauern zurückzulegen hatten. Als angenehmen Reisegesellschafter gab man ihnen den Scharfrichter mit, welcher ihnen im Mauterndorfer Tower nach ihrer Ankunft die Köpfe abschlagen sollte.

Indessen blieb diesem Manne die Arbeit erspart. Denn als sie auf dem Tauern angekommen waren, begegnete dieser Gesellschaft der Bischof von Chiemsee, den sein Weg aus wälschen Landen hieher geführt hatte. Als er die armen Reisenden in ihrer dünnen, seidenen Tischgesellschaftsgewandung, die ganz gut gewesen war, um im wohlgeheizten Saale beim Bozener oder Malvasier zu sitzen, in dieser schauderhaften Kälte auf dem Karren sah, erbarmte er sich ihrer. Es gelang ihm, durch Fürbitten das Leben der Männer zu retten und die Todesstrafe in eine schwere Geldstrafe umzuwandeln. Leider aber erfreuten sich die Begnadigten dieses Glückswechsels nicht lange, denn bald darauf starben sie alle infolge der Kälte, der Entbehrungen und des Schreckens, welchen sie ausgestanden hatten.

Schaudern kann man über eine solche Geschichte, schaudern aber auch bei der Erinnerung bloß an die Kälte, wel-

cher jene Ausflügler ausgesetzt sein mußten. Erst in milderen Zeiten, im Licht unserer Aufklärung und Gelehrsamkeit, ist es der weiten Welt bekannt geworden, welches Winterloch der Lungau ist. Die meteorologischen Tabellen stellen es als rauheste Gebiet der gesamten bewohnten Alpen dar. Man hat uns bewiesen, daß dieses Thal ein „Sammelbecken" für die Kälteströme ist, ein breiter Frostsee, in welchem sich die eisigen Zuflüsse stauen. Die Römer, welche auf den von ihnen gebauten Straßen, die Aquileja, Tiburnia auf dem Lurnfelde und die Augusta der Vindelicier miteinander verknüpften, durch dieses Thal zogen, müssen sich da ihre eigenen Gedanken gemacht und daheim wunderliche Geschichten erzählt haben.

Bei dieser Gelegenheit mag daran erinnert werden, daß die Römer von Süden her, aus Kärnten, nicht über den Katschberg kamen, über welchen heute die Straße geht, sondern daß sie sich weiter östlich durchschlugen und die Gegend der damaligen Straße in der Nähe von Rauchenkatz verließen, welches eben sein Dasein einer alten Befestigung zu verdanken scheint, die bestimmt war, jenen Übergang zu decken.

Von der oft erwähnten Stadt Noreja weiß man nicht recht, wo sie eigentlich gelegen war. Es scheint übrigens, daß man dieselbe nicht in allzu großer Entfernung vom Lungau suchen muß, vielleicht dort, wo jetzt Neumarkt an der Eisenbahn zwischen Friesach und Judenburg steht. Dieses Noreja war ein Hauptort der Taurisker in Noricum, und dort hat jene berühmte Schlacht stattgefunden, in welcher das Heer des Konsuls Papirius Carbo von den Cimbern vernichtet wurde.

Lange vor diesen Römern aber war schon ein Volk da, von welchem heute noch Hirten und Almenleute manchmal eine Spur antreffen. Es sind die „wilden Leute". Nur im ärgsten Winter lassen sie sich bei den Wohnungen der Men=

schen blicken. Dann nehmen sie, was man ihnen gibt, bitten aber niemals um etwas. Unter dem Dache der Menschen bleiben sie keine Nacht lang. Sie thun niemandem etwas zu leide, dagegen fallen sie wütend über denjenigen her, welcher sie neckt. Plötzlich verlieren sie sich; man weiß nicht, wohin sie geraten sind.

Der gelehrte Witz stellt uns die wilden Leute als Gespenster jener Menschen vor, die man sich als die ältesten Ansiedler dieser Berge denken muß. Es ist ihnen gegangen, wie unseren eigenen Göttern. Und wenn man sie jetzt fast nie mehr sieht, so sind es nicht sie, welche daran die Schuld tragen.

Eine Betrachtung, welche vielleicht von manchem angestellt wird, der hier in diesen Bergeswildnissen heute verschiedene Vaterländer zusammenstoßen sieht, zeugt von Mangel an sogenanntem „geschichtlichem Sinn". Es gibt Menschen, welche keine Freude an einer Art von Stammesbewußtsein haben, welches von ihnen für nichts anderes gehalten wird, als für das Sinnbild eines ehemaligen abgegrenzten Schutzverhältnisses, eines Lehenszustandes, der sich auf Menschen und Wälder, auf Burgen und Höfe, auf Altäre und Häuser, insbesondere aber auf den Zehenten, bezog. Ein solcher Mensch begreift weder die steirische, noch die kärntnerische, noch die tirolische Landesidee. Er beklagt es, daß derlei Vorstellungen aus den Köpfen vieler Leute nicht ausgetrieben werden können. Er freut sich, wenn einer „vaterländischen Gesinnung" dieser Art durch Einfügung in ein großes Gemeinwesen der eigentliche Boden und der rechte Sinn geschmälert wird. Ihm erscheint es als eine wunderliche Vorstellung, wenn er da auf einem Mauerwerk die Hindeutung sieht, von welchem Stein an sich der salzburgische und von welch anderem Stein sich der kärntnerische Patriotismus zu regen hat. Einem solchen ist es ein Trost, daß Österreich

die Obermacht bekommen hat über all diese Grafschaften, Zollstätten und Gerichtsbarkeiten. Er hält es für gut, wenn noch heute so wenig als möglich mehr des alten glorreichen Gerümpels gedacht wird.

Mit ähnlicher Empfindung begrüßt er die Wappen der beiden Länder Salzburg und Kärnten, die hier noch an einer grauen Mauerfläche erhalten worden sind. Das ist der richtige Hintergrund für derlei Dinge. Das kärntnerische Wappen zeigt einen schwarzen Löwen und einen silbernen Querbalken Es wird durch folgende Worte anmutig erklärt:

„Die berühmte Draw man sieht hier das Land und Schild durchschneiden,
Die als Ströme-Prinzessin trinkt zweihundert Wasser ein.
Taurus hier, der deutsche Taurus, und der Alpen-Schwestern, sein
Gold beerzet: drumb in Gold sich das Wappenschild wollt kleiden".

Es ist noch nicht lange her, daß man da an der Mur zu Schellgaden auf Gold baute und noch heute versucht hie und da noch jemand sein Glück mit Waschen im Flußsande.

Vom alten Glanze hat Mauterndorf gar nichts mehr. Man sieht allenthalben ein Bild der Hinfälligkeit und Verwahrlosung. Indessen sind eine Menge Anzeichen dafür da, daß dieser Ort, welcher wohl die dreifache Bevölkerung beherbergen könnte, einst bessere Zeiten gesehen hat, aber dieselben liegen eine geraume Reihe von Jahren zurück.

Möglicherweise wird auch der Tauern noch einmal von einer Eisenbahn überschritten werden. Ein Schienenweg, der weiter unten das oberste Murthal mit der Eisenbahn, welche schon längst Mur und Drau mit einander verbindet, in Berührung bringen wird, ist in Vorbereitung begriffen. Liebhaber wohlfeiler Wirtshäuser dürften sich vielleicht darüber freuen, daß dieser Fortschritt noch in einiger Entfernung steht. Die angedeutete Eigenschaft ist noch vorhanden in den

Gaststätten zu St. Michael an der Mur, Tamsweg, Mauterndorf und Tweng, welche sich um das höchste Lob einer guten und freundlichen Bewirtung streiten können. Insbesondere freuen sich ihres Daseins hier diejenigen, welchen es gefällt, Forellen um billiges Geld zu essen. Denn diese Fische, deren Wohlgeschmack sicherlich in der Vorstellung vieler durch das namhafte Geld gehoben wird, welches man allenthalben für dieselben bezahlen muß, schwimmen hier zahlreich in den Bergwassern herum und können bei der dermaligen Entfernung von der Eisenbahn nicht leicht irgendwohin geschafft werden, wo man sie besser bezahlt. Es könnte also leicht sein, daß der Lungau eines Tages, gleich dem Bayerischen Wald, dessen Forellenwohlfeilheit seinerzeit den Münchenern eine Fata Morgana von Küchengenüssen vorspiegelte, plötzlich zu einem landschaftlichen Ruhme gelangte, mit welchem ihn die Pracht der Firne, die im Westen glänzen, bis jetzt nicht zu umgeben vermocht hat. Dasselbe gilt vom Wildpret. Denn auf den Bergen knallt es den ganzen Sommer und Herbst fort, und eine treibende Menschenmeute beunruhigt, wie eben erwähnt, die stillen Hochkare.

Von St. Michael an der Mur geht man ziemlich steil den Katschberg hinauf, auf dessen Höhe (1641 Meter, also nur um 97 Meter niedriger als der Tauern) Säulen die Grenze zwischen Kärnten und Salzburg bezeichnen.

Die sechs Kilometer, welche jene Landesgrenze von dem ersten kärntnerischen Orte, Rennweg, trennen, wird der Wanderer, während die starke Neigung seine Schritte beflügelt, mit Vergnügen genießen. Schöne Lärchenwälder stehen da, unter ihnen rauschen Bäche, welche viele kleine Mühlen treiben, die von den Bergbewohnern zu ihrem Hausbedarfe angelegt worden sind. Unter ihnen blühen Alpenrosen, auch alpine Linarien, die liegende Azalea, der

Bergbaldrian und viele andere Blumen der Höhe, denen man gern begegnet.

Vielleicht geht einer jener Wanderer, in deren rundlichem Weltbild eine Doline klafft, welche bei andern mit den Geschieben des historischen Sinnes ausgefüllt ist, nicht ohne Genugthuung unbehelligt unter den Überresten des Mauergürtels von Rauchenkatz hindurch, der hier noch die Straße überwölbt, nachdem er in alten Zeiten ein Mittel der Absperrung und Belästigung gewesen war. Den Malern seien schöne Bilder empfohlen, die gleich unterhalb Rauchenkatz da liegen (zwischen Kilometer 28 und 27 von Spital her): ein Steilwandbild über glitzernden Wellen mit einem großen Kreuz; ein zweites Kreuz ragt unter einem überhängenden Block, vor welchem auf einem anderen Wandergneißblock ein weißes, von Blumen umdrängtes Gemäuer, der Überrest eines Außenwerkes von Rauchenkatz, steht. Das Kreuz gehört auf die Trümmer jener Zeiten, welchen geschichtlicher Sinn manchen Glanz andichtet, der ihnen zumeist fernblieb, und Blumen mögen das wohlthätige Vernichtungswerk der Lüfte und Wasser an ihnen versinnbildlichen.

Diesem Kärntnerthale, dem Lieserthale, fehlt ebensowenig wie dem Möllthale der Tauerncharakter in allem, was da steht und lebt: Häuschen mit den kleinen Fenstern, zu welchen man durch die davorgelegten Holzscheiter wie durch einen Tunnel hineinschaut, vielfarbiger Mohn in winzigen Gärten, braune Altane, bis zu welcher die Dolden des Hollunders hinaufreichen, Holzzäune, von Eschen beschattet, Glimmerglanz des Weges. Allenthalben tauchen auch größere und kleinere Eisenwerke und Schmelzhütten auf. Neben Hütten, welche Kohlenruß bedeckt, sausen Wasser herab, von welchen Räder in Bewegung gesetzt werden oder wenigstens einmal wurden. Da stäubt und rauscht es, doch manchmal überdecken Erlen und andere Bäume fast vollständig den Gletscherbach. Hie

und da thut dem Maler jemand den Gefallen, daß er sich zum Forellenfischen als Staffage an den Bach hinstellt, oder es lockt sein Auge in ferner Höhe das Eis des Maltathales, welches in die grüne Niederung herabglänzt.

Gmünd hat ein Aussehen, welches sich von dem sämtlicher Orte Kärntens auf den ersten Blick unterscheidet. Seine behäbigere Ausstattung verdankt es dem alten Tauernverkehr. Es mag dem Urheber dieser Skizzen erlassen bleiben, die Linien der Vergleichung weiter auszuzeichnen. Dagegen vergönne man ihm die Abschweifung von seinem Südwege in das vielgenannte Maltathal hinein, welches sich ja bei Gmünd öffnet und in nordwestlicher Richtung den Gasteiner Tauern entgegenstrebt.

Der Verfasser eines derartigen Textes, wie ich ihn hier gebe, hat das vor den Zusammenstellern von Reisehandbüchern voraus, daß er nicht nur über die Leute, sondern auch über die Landschaft unbekümmert seine Meinung sagen kann. Er benützt diese Freiheit nicht nur, um der Stimme seines ästhetischen Gewissens zu folgen, sondern, wie er glaubt, auch zu einigem Vorteil der Wanderer, die sich an den Bergen erfreuen wollen. Vielleicht ist es nicht unnütz, unter den vielen schönen Worten aufzuräumen, durch welche die Leute oft verwirrt werden, wenn sie sich ihre Wege aussuchen.

Darum pflanze ich gleich von Anfang des Maltathales eine Tafel mit folgender Inschrift auf: „Das Maltathal hat einige sehr schöne Wasserfälle, aber die übrigen Hochthäler der Tauern, welche wirtlicher und angenehmer zugänglich sind, erscheinen nicht minder arm an ebenso schönen und noch reichhaltigeren Stürzen. Einen gewissen Eindruck auf die Einbildungskraft kann die mächtige Spalte hervorbringen, in welcher hier das pralle Urgestein als Thal auseinanderklafft. Aber die ganze Bildung und Umrandung

bieten nichts Besonderes, ja man möchte es ein eintöniges Thal heißen. Wer viele Hochthäler der Tauern gesehen hat, mag sich nachträglich auch einmal dieses betrachten. Wer mit Zeit spart, suche sich etwas Anderes aus."

Das Maltathal hat nichts von jenem ernsten und einfachen Aufbau, mit welchem uns beispielsweise das oberste Möllthal ergreift. Die Entfernungen sind auch übergroß für die dazwischen verzettelten Schaustücke. Einige davon verdienen mehr Ruhm als ihnen geworden ist, in Bezug auf andere jedoch trifft das Bild, welches sich Alpenfreunde, von Schilderungen angeregt, von vornherein machten, keineswegs zu.

---

## XIII.

## Heiße Quellen und Grotten im Wendenlande.

Die Quellen von Tüffer, welche mit einer Wärme von 38 Graden hervorsprudeln, sind von sehr gemütlichen Wohnstätten umgeben, von deren Billigkeit, guter Verpflegung und angenehmen Lebensverhältnissen man in Deutschland ebenso wenig weiß, als von der in hohem Grade anziehenden Landschaft.

Wir befinden uns hier schon im Bereiche der hellen und trockenen Sommer, durch welche sich mitten im grünen Alpenlande die Nähe des Mittelmeerbeckens ankündigt.

Die Ärzte, welche Kranke zu Thermen schicken, wissen nicht davon, daß die Hilfsbedürftigen, die einmal in dem naßkalten Gastein waren, diese regenarmen glänzenden Sommertage nicht genug zu preisen wissen.

Auch durch Schönheit ist das Thal ausgezeichnet. Grillparzer schlug in ihm alljährlich seine Sommerwohnung auf. Ich glaube, das Land, in welchem er schier mehr daheim war als in seiner leiblichen Heimat, nämlich das Land der Griechen, wird in den alten Traumzeiten, als es von den geschichtlichen Menschen noch nicht verwüstet war und als noch Halbgötter in seinen Wäldern und Najaden in seinen Wassern hausten, ähnlich ausgeschaut haben, wie dieses Thal unserer südlichen Berge. Darum fühlte sich der Poet hier behaglich. Blüht doch auch hier, auf dem westlich von den heißen Quellen aufragenden Gebirge Merzlica der weiße Asphodill, wie dort auf den Wiesen der Seligen. Unter den Eichen rauschen Brunnen, und ein tiefblauer Sommerhimmel leuchtet. Die Höhen sind sanft wie an den Ufern des Pe-

neus, doch schaut man von ihnen aus auf weiße Götterberge, wie dort auf dem thracischen Olymp.

Am Ufer der Sann summt es im Juni durch die warme Sommerluft sowohl vom Wiederhall der Wasser, als von den Schwärmen der Bienen, welche sich um die Kronen der zahllosen Linden bewegen. Die Linde ist der geliebte Baum des Wendenvolkes, war auch einmal der unsrige. Man sieht nirgends eine nackte Felsstelle, allgegenwärtig ist der Laubwald.

So ist es allenthalben am unteren Lauf des Flusses. Nirgends in den bewohnten Teilen des Alpengebirges findet man so viele Baumwipfel, wie in dem Becken des deutschen Cilli, in der Umgegend der heißen Quellen von Tüffer bis zur Einmündung des Sannflusses in die Save und darüber hinaus.

Man befindet sich hier schon weit im Süden, auf gleicher Linie mit dem Rand, mit welchem die Ebene Oberitaliens an die Alpen anstößt. Gleichwohl hat auf den ersten Anblick diese Landschaft nichts mit jenen Gegenden gemein. Es ist der Baumschlag, welcher die Unterscheidung macht. Erst bei längerem Verweilen erkennt man die Wirkungen des Breitegrades. Man vergleicht den Sommer mit demjenigen der nördlichen Berge und findet, daß er regenarm, warm und glänzend ist. Man macht einen Gang durch die Wälder und über die Berglehnen. Da entdeckt man Pflanzen, deren Heimat weiter unten an den Küsten des Meeres ist, welche aber noch immer hier gedeihen.

In jedem Jahre entdecken die Botaniker, welche das noch ungenügend erforschte Land durchwandern, Pflanzen, die sie hier nicht erwartet hätten.

Auch der nordöstlich vom genannten schönen Badeorte aufragende Kalkkegel des Hum ist blütenberühmt. Besteigen wir ihn, so gewinnen wir einen Einblick in die eigen-

thümliche Natur dieses Landes. Mühe ist keine dabei, denn er erhebt sich nur 300 Meter über dem Spiegel der Sann. Doch bietet die geringe Höhe an bunter Gestaltung mehr als manche beschwerliche Erklimmung.

Hinter dem östlichen Ende des Marktfleckens Tüffer windet sich der Weg hinan, welcher zunächst den Trümmern der gleichnamigen uralten Burg zuführt. Unter dem Wald ist die Junipracht des bebauten Landes. Mohn und Kornblumen glänzen aus dem Meergrün des Getreidefeldes. Unter Mais und Reben singen Grillen, das hohe Gras, welches der Weichselbaum beschattet, wird abgemäht, der Birnbaum hat seine Wülste angesetzt, schon blaut es von aufspringenden runden Knospen im Flachsfeld auf, von den Blättern des Nußbaumes trieft das volle Sonnenlicht ab.

Das ist unten. Etwas weiter oben nimmt uns der eine und andere Hohlweg auf, über welchem sich Heckenrosen ranken. Mannshohe Farne gedeihen im Schatten der Edelkastanien.

Noch weiter hinauf empfängt den Wanderer die Kühlung zwischen den hohen und geschlossenen Stämmen des Buchenwaldes. Die Wasserverdunstung zwischen den verdunkelten Kronen liefert verdichteten Sauerstoff. Hier reicht uns Spiraea Aruncus mit ihren zierlichen weißen Wedeln bis zur Schulter, vom Moose aber und der schwarzen Pflanzenerde heben sich die Blüten der zweiblätterigen Platanthera mit ihrem Elfenbeinglanze ab.

Mittlerweile nimmt man beim Ausblick eines jeden neuen Durchschlages des Waldes mehr und mehr wahr, daß die Bergwelt, in die man hineinschaut, sich sehr unterscheidet von der übrigen Anreihung der Alpen. Da sind breite Rücken, wie in den Vogesen oder im Schwarzwalde, daneben aber wieder Pyramiden und Kegel. Die Thatsache ist die, daß

eine zusammenhängende Masse vor Zeiten durch vulkanische Thätigkeit zerrissen wurde.

Durch die Spalten, deren größte das heutige Sannthal ist, drang von Osten das pannonische Meer ein und überflutete die Thalschaft, welche man heute das Becken von Cilli nennt, und noch vieles darüber. Dieser Zerreißung mit ihren Folgen dürfen wir uns freuen. Denn, erstlich wäre ohne sie nicht der Spalt entstanden, in welchem die Wasser von Tüffer geheizt werden, die zu den wohlthätigsten Bädern des Erdteiles gehören, und dann hat uns jenes Meer mit seinen Ablagerungen eine ganze Welt zugedeckt, oder auch, was man ebenso gut sagen kann, zu unserer Einsicht erschlossen. Wären die Bäume da draußen am Rande der Cillibucht unter freiem Himmel vermodert und nicht durch jene Niederschläge erhalten worden, so hätten wir keinen so deutlichen Anblick des Pflanzenwuchses der Erde zur Tertiärzeit. Wir sehen da die australische Flora ausgebreitet. Wir können ahnen, wie sie allgemach von den Gewächsen der anderen großen Erdinseln verdrängt wurde. Vielleicht mit Andacht durchfliegen wir die Zeiträume, die zu solchem Wandel nötig waren, vergessen aber nicht, daß es Einen gibt, vor welchem tausend Jahre gleich sind einer Nachtwache.

Stellen wir unser Fernglas auf nähere Schaustücke, doch nicht minder wundersame Dinge, ein, so sehen wir hoch über dem Sannthal, welches den Zugang zum Becken von Cilli bildet, das weiße Kirchlein des hl. Hermagoras, nach Landesbrauch von urmächtigen Linden überschattet. Es erinnert an den Apostel Noricums und des Küstenlandes. Wer weiß, was vor ihm dort verehrt wurde. Vielleicht Jupiter Uxellimus, der undeutbare Gott, von welchem ein Stein spricht, den man vor wenigen Jahren an diesem Hange fand. Der Stein ist jetzt an der Pforte der Badeanstalt zu Tüffer

aufgestellt. Wie viele der zahlreichen Heiligtümer, welche man durch das Buchengezweige von den Kuppen herüberglänzen sieht, mögen überhaupt an der Stelle zerbrochener Altäre und verfluchter Weihestätten stehen!

Wir kommen an einer kleinen Kapelle vorüber. Die roten Löwenmäuler, Antirrhinum majus, drängen sich gegen ihre weiße Wand. Drinnen steht eine mit kindlicher Kunst geschaffene hölzerne Gestalt der Gottesmutter. Unter ihr ist ein Reimlein in slowenischer Sprache angeschrieben, welches bedeutet: „Auf der Höhe klingt schön wieder der Gesang der Geister im Himmel.“ Es ist zwar möglich, daß der Verfasser dieses Reimleins mit dem Ausdruck „auf der Höhe“ (v višavi) eine bestimmte Höhe ins Auge gefaßt hat, nämlich das berühmte Heiligtum des Berges Luschari in Kärnten, welches kurzweg „die Höhe“ (višarje oder višava) heißt. Es kann aber auch anders sein.

Gewiß sind Höhen solche Orte, an denen mancher schon eine Stimme vernommen hat, von welcher er ergriffen wurde.

Im dichten Wald gelangt man, nur mehr wenig vom Gipfel der Kuppe entfernt, zu einer Einhöhlung im Dolomitgestein, welche beim Volke der Wilde Pfarrhof heißt. In ihm harrt ein schönes Weib verwunschen der Stunde, in welcher es ans Licht treten darf. Im feuchten Hauch der Höhlenöffnung und des Waldschattens gedeihen Gentianen und Alpenrosen, wohl an wenigen Stellen in so geringer Erhebung über dem Meere. Es ist wie Zierrat zu Ehren der verborgenen Huldin. Mir kommt es vor, als wenn das schöne Land, durch welches vom Schnee der Berge herab die Sann fließt, selbst eine solche Huldin wäre, welche da verborgen lebt und des Tages harrt, an dem sie von Verehrern und Bewunderern besucht wird.

Ein so eigenartiges Stück Welt, wie dasjenige, das sich vom Hum in nordöstlicher Richtung gegen Svetina hin aus-

dehnt, habe ich selten gefunden. Man geht stets auf dem Kamm weitschauender Höhen fort und übersieht ein scheinbar unermeßliches Waldland, gewellt, durchfurcht, von sanften, ebenfalls wieder dicht bewaldeten Kuppen überragt. Nur im Nordwesten sieht es anders aus. Dort glänzt durch die Lücken der Sommerwolken die weiße Bistrica und Raducha, und alle die Häupter der karnischen Alpen aus dem schneebedeckten Höhengebiete, in welchem die drei Länder, Kärnten, Steiermark und Krain zusammenstoßen.

Mitten in den Wäldern dieser Berghöhen, unmittelbar nachdem wir aus einem Eichenwald emporgestiegen sind, gelangen wir zu einer Rebenpflanzung, welche eine weite Rodung ausfüllt. Der Wein gedeiht, es ist aber ein seltsamer Saft, welcher sich mit Wildheit auf die Nerven des Trinkers wirft, wie die meisten Weine Steiermarks. Nirgends sieht man so viele Bauern, die vom Weintrinken wahnsinnig geworden sind, wie im steirischen Rebenland. Es ist ein tückisches Getränk. Eine ähnliche Betrachtung kann man in mancher anderen Gegend anstellen, die nahe an der Nordgrenze des Weines liegt. Je weiter von den eigentlichen Weinländern, wo uns der Rebensaft als eine natürliche Gabe erscheint, und denen eine südliche Sonne leuchtet, entfernt, je mehr Arbeit und Mühe darauf verwendet wird, mit je mehr Not und Wettergefahr die Traube reift, desto bizarrer wird das Getränk.

Bizarr genug ist schon der Anblick eines solchen Rebengartens. Wir glaubten uns eben im tiefsten Walddickicht, wir haben noch den veilchenroten Türkenbund des Lilium Martagon oder den feuerroten Kelch der karnischen Lilie in der Hand, die wir neben einer von Moos umringten Waldquelle pflückten — wir dachten noch an einen Auftritt, der uns hier vor einigen Nächten wurde, wo wir, in der Dunkelheit vom Berge zurückkehrend, uns urplötzlich vor einer

Schar von pechschwarzen Kohlenbrennern befanden, auf welche die Flammen ihrer rings von Wald umschlossenen Meiler ein höllisches Licht warfen: und siehe da, jetzt sind wir mit einigen Schritten in einem großen Weinberg.

Dieser Wechsel zwischen Wald und Bodenbau ist eine Besonderheit. Bald geht man durch die dichtesten Buchengewölbe, bald unter Eichen, zwischen deren Ästen sich Hirschschröter herumtreiben, dann wieder unter Kirschbäumen, über eine Rodung, auf welche man Bohnen gepflanzt hat oder unter Edelkastanien, mit deren Größe sich auch an den Ufern der italienischen Seen nur wenige dieser Bäume messen können. Es ist eine eigentümliche Durcheinanderwürfelung von Nord und Süd. Unter allen Umständen fällt aber die Üppigkeit des Wachstums auf.

Ich muß auch noch einige Worte über die Menschen sagen. Hier und dort trifft man auf den weiten grünen Höhen eine Wohnstätte derselben an, die ich jedoch nicht Haus nennen möchte. Im dunklen, rußigen Raum gibt es keinen Stubenboden. Die Quelle, die draußen im Wald sprudelt, herzuleiten und, wenn auch nur zur Viehtränke, einen Teich beim Obdach auszugraben, ist nicht der Brauch. Ebensowenig fällt es dem Bauern ein, Gemüse in einem Garten zu pflanzen, Obstbäume zu veredeln, oder Geflügel zu ziehen, welches er mit Vorteil zur nahen Stadt bringen könnte. Als höchstes Erdenglück stellen ihm seine Seelsorger die Freiheit hin, nicht deutsch lernen zu müssen, und er glaubt es. Wie sofort der Kot anfängt, wenn man aus dem Walde sich einer menschlichen Ansiedelung nähert, so müßten diese Landschaftsbilder durch schwarze Kleckse unterbrochen werden, wenn man derlei Dinge etwas breiter ausmalen wollte. Also, genug davon!

Im Walde, in dem jetzt, im Juni, schon die Heidelbeeren den Boden schwarz färben, begegnen uns Weiber und

Kinder mit Körben auf den Köpfen, in welchen sie Brod und andere Lebensmittel aus der Stadt herauftragen. Ihre Stiefel halten sie in der Hand. Auf dem Stadtpflaster hatten sie dieselben angezogen gehabt, jetzt aber auf den spitzsteinigen Bergwegen brauchen sie nicht mehr zu paradiren. Das Leder ist teuer und um die Fußsohlen ist's kein Schade.

Links von uns ragt die kastanienberühmte höchste Kuppe des Dostberges auf; wir aber erblicken in waldiger Ferne die hochragende Kirche von Svetina, dessen Name schon ein Heiligtum bedeutet. Es ist eine der vielen Wallfahrten dieses Berglandes.

Vor der Kirche angekommen, staunen wir über mehrere Dinge. Erstlich, über die unverhältnismäßige Größe derselben. Sie ist ein mächtiger Bau, aus großen, grauen Quadern aufgeführt, mit einem gewaltigen Turm. Von ihr geht die Sage, daß die Gottesmutter selbst keinen Mörtel oder weißen Anwurf auf ihrem Heiligtum dulden wollte, damit es dunkel und von den zeitweilig ins Land einfallenden Türken unbemerkt bliebe. Über den Friedhof schaut die wettergraue, große Gestalt des Heilandes. Den stillen Grund bedecken Gras und Butterblumen, keine ordnende oder jätende Hand macht sich an diesem Orte etwas zu schaffen. Dann staunen wir über das blaue Gewimmel, das sich im Osten aufthut. Weites Hügelland und die Ebene von Croatien liegen unter uns. Über sie ragt hoch der Donatiberg auf, in Gestalt einer Pyramide, ein Gebilde des alten Meeres, eine Grabstätte zahlloser Weich- und Klappentiere. Keine Höhenwallfahrt ist ohne Schönheit und auch hier trifft dieser Satz in überraschendem Maße zu.

Von dem hochragenden Heiligtum geht man in einigen Stunden in nordwestlicher Richtung in die Stadt Cilli hinab. Den Weg von Tüffer bis dort hinauf habe ich, weil es noch niemandem einfiel, weisende Tafeln oder dergleichen im

Gewirre der Waldpfade anzubringen, mit roten Farbenkleckſen bezeichnet, ſo daß jetzt jeder von den heißen Quellen an der Sann unbeirrt in etwa drei Stunden emporſteigen kann. Dagegen iſt nach Cilli hinunter der Pfad kaum zu verfehlen.

Den Naturfreund werden dieſe Wege erfreuen. Er wird eine bequeme Straße leicht vermiſſen und vielleicht Genugthuung darüber empfinden, daß ſie nicht beſteht, weil er glaubt, wegen Mangels an Abfuhr würden die Stämme des Hochwaldes geſchont werden. Das trifft aber nicht völlig zu, weil unter ſolchen Umſtänden der Bauer ſie in Kohle verwandelt, die bequemer verſchleppt werden kann.

Man ſieht auf dieſem Wege ein neues Stück Alpenſchönheit. Es iſt, als ob die vorhin erwähnten deutſchen Waldgebirge (mit dem Unterſchied, daß hier die Berge von Laubkronen bedeckt ſind) hart vor die beſchneiten Hochalpen hingeſchoben wären. So entſteht eine Anordnung von Landſchaften, die man nicht leicht irgendwo findet. Sie ſetzt ſich zuſammen aus dem vielgeſtaltigen Aufbau des Cillier-Beckens in der Tiefe, aus den wolkentragenden Eckpfeilern der karniſchen Alpen und aus einem hochwogigen Waldhügel-Gewirre. Bald wird von den Äſten eines Nußbaumes oder vom Schirmdach einer Edelkaſtanie, die über den Pfad herüberreicht, dieſes, bald jenes Stück ausgeſchnitten.

Je mehr man ſich Cilli nähert, deſto mehr Vorpoſten ſtädtiſcher und deutſcher Geſittung findet man. Bald taucht neben einem aus der Felſenſpalte hervorbrechenden Brunnen das eine und andere Landhaus mit ſauberen Fenſtern, weißer Tünche und einem gut gepflegten Garten auf, deſſen Roſen in großer Pracht daſtehen. Es hebt ſich ſchön von den ſchmutzigen Hütten ab, an deren vergitterten Luftlöchern jetzt Fliederdolden, welche als häusliche Arznei für Menſchen und Tiere gelten, zum Trocknen aufgehängt ſind. In den Hohlwegen, in welchen vereinzelt bröckeliger Schiefer zwiſchen

dem Kalkstein zu Tag tritt, steht hier und dort ein Heiligenbild, vor welchem kindlicher Sinn ein Nelkengärtlein angepflanzt hat. Dann kommt wieder eine städtische Villa und so durchdringen sich die zwei Welten wie die Randflutungen zweier Wasserkreisel.

Wo heiße Quellen hervorbrechen, dort ist es, um einen einfachen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem Zusammenhange der Erdrinde niemals recht geheuer. Auch deutet eine geologisch merkwürdige Gegend auf Unruhe hin, wie eine Menge von zusammengewürfelten Denkmälern einer Stadt auf eine bewegte Geschichte.

So ist es allenthalben im Spalte der Sann und in den benachbarten Gebieten der Save, in welche sie einmündet.

Darum hat es auch in der Gegend von Trifail und Sagor, dort, wo die Reisenden verwundert in den Engpaß der Save hineinblicken, die das merkwürdigste Stück Landschaft auf der ganzen Eisenbahnstrecke zwischen Wien und Triest durchfließt, einmal seltsam ausgesehen. Dort mündete ein ansehnlicher Strom vielverästelt in die kroatische Bucht des Pannonischen Meeres. Es war um die Zeit, in welcher Palmen, Araucarien, Nußbäume und Eichen miteinander die niedrigeren Sippen der Stechpalmen und balsamtriefenden Styraxgewächse überschatteten. Aus dem Waldgebiete wälzte der Strom die abgerissenen Stämme in die Dünen des Meeres hinein, welches dieselben im Schlamme begrub. Die Landschaft mag viele Ähnlichkeit mit derjenigen gehabt haben, welche man heutzutage zwischen New-Orleans und den Mündungen des Mississippi wahrnimmt.

Das alles ist begraben und verschüttet, vieles hat aber doch seine Auferstehung erlebt. Aus den zusammengeschlämmten Dünen sind thonreiche Kalksteine geworden. Der Reisende, welcher bei der Nacht im Vorüberflug blendende Lichter sieht, soll sich daran erinnern, daß hier in Cementöfen die Bruch-

stücke eines alten Ufers glühen. Der abscheuliche, stinkende Rauch, der ihm die Lunge reizt und die Hände schwärzt, das sind die Düfte der versunkenen Waldherrlichkeit, welche ihm dieselbe, zu einem Braunkohlenhaufen umgestaltet, entgegenschickt. Wo vielleicht auf dem seichten und trüben Wasser der Lagune die älteste Wasserrose der Erde, die Nymphaea Arethusae, schwamm, dort steht der Bahnhof von Steinbrück, aus den Steinen aufgebaut, in welche der erhärtete Grund zerschlagen wurde, worin ihr Stengel wurzelte.

In einer Rinne, welche sich späterhin nach ungemessenen Zeiten das Süßwasser durch die aufgethürmten Krusten des versteinerten Schlammufers, heute Berge genannt, ausgewaschen hat, fließt jetzt die klare Save. Man hört in der engen Thalschlucht, in welcher neben ihr kaum noch für die Eisenbahn Raum übrig geblieben ist, ihr Rauschen, sowie der Zug stille steht.

Das alles ist zwar ein Wunder oder muß als ein solches erscheinen, wenn wir ohne Voreingenommenheit über den Wandel der Dinge nachdenken. Derlei kommt aber auf der Erde so vielfältig vor, daß die gewöhnliche Abstumpfung selbst gegenüber einem solchen Schaustück ihre Wirkung geltend macht. Wer in Sagor aussteigt und in das Thal des Medija-(Grenz-)Baches hinaufgeht, der bekommt aber auch noch etwas anderes zu sehen, wozu sich nicht überall Gelegenheit findet. Er kommt dorthin, wo einer in das Kalkgestein hineingrub, um die darin eingeschlossenen Pflanzenreste, d. h. Braunkohlen, zu finden, statt deren aber auf eine warme Quelle stieß, welche heute als Heilwasser weit und breit berühmt geworden ist.

Wir werden die Einzelheiten uns näher betrachten.

Wenn man aus der Station Sagor austritt, so sieht man alsbald die Ufer des Medija-Baches, dessen Wasser sich hier mit der Save vermengt. Durch den Kohlenbetrieb ist

es ganz schwarz geworden und es schwärzt auch noch weit hinab die herrliche Flut der Save, welche doch sonst weiter oben ihre Ufer in jenem himmelblaugrünlichen Schimmer, dem Aquamarinstein vergleichbar, durchfließt, der ihr aus dem glänzenden Gebiete des Triglav, wo der Strom aus vielen tief stürzenden Brunnenschalen zusammengeschüttet wird, mitgegeben worden ist. Desto weißer nehmen sich, durch den Gegensatz, die Thorpfosten aus, zwischen denen der Medija-Bach hervorbricht. Sie bestehen aus Leithakalk und schauen in ihrer Zersägung und Absplitterung nicht anders aus, als ob sie ein Modell der abenteuerlichsten Gebiete in den Ampezzaner Dolomiten darstellen sollten. Der alte, gute Krainer Chronist Valvasor, der sich viel mit diesem Thälchen beschäftigt, weil in ihm sein Heimatsschloß steht, würde über die Maßen erstaunt gewesen sein, wenn er erfahren hätte, daß die weißen Zacken und Spitzen alte Korallenbänke sind, Strandriffe des Meeres, hinter welchen die Baumstämme der Wälder im Uferschlamme versanken.

Zu den Zeiten des Chronisten, in welchen man noch nichts von Braunkohlen und der damit zusammenhängenden Betriebsamkeit wußte, mag wohl der untere Teil des Baches sowohl wie des Thälchens frischer ausgesehen haben als heute. Er sagt:

„Durch das Thal fließt ein Wasser, welches gleichwie das Schloß Galleneck und auch in krainischer Sprache Mudia (statt Medija) genannt wird und viel Forellen führt."

Man braucht kaum eine Stunde, um von der Station Sagor zum gleichnamigen Dorfe hinaufzugehen.

Überall pulveriger Ruß, gefärbte Wasser, Flammen. Sagor liegt in grüner Mulde mit dem Hintergrund von Laubwäldern, Rauchwolken, Gewerkhäusern mit Zinkschmelzen.

Von Sagor ab biegt sich der Weg gegen Nordwesten hin um und man gelangt in eine liebliche Landschaft.

Hier wetteifern die Wälder, die Auen, die Uferränder der Bäche an Saftgrün. Das helle Wasser ist allgegenwärtig. Hier und dort schauen mächtige Kegel über die Wipfel. So, oder wie Pyramiden, schauen sie aus, wenn man sie von der Seite betrachtet. Schaut man sie von vorne an, so sind es lange Wände. Es sind dies eben auch Überreste alter Korallenbänke, von denen die Rede war.

Die menschliche Staffage in diesem Thale des Krainer Landes ist eine mannichfaltige. Hier schnurrt eine Säge, dort stehen auf einem Brett, das schwindelig im Steinbruch hoch an den Wänden hängt, mühselige Menschen. Die Eiche streckt ihren Schatten über Haselsträucher und Weiden, zwischen denen der Angelfischer am Bache steht. Bald kommen wir an einem „Freischurf", bald an einer Schmiede vorüber. Hier ist ein Obstgarten, dort erhebt sich Rauch von irgend einer Gewerkschaft aus den Wölbungen des Laubes.

Dafür, daß dem alten Chronisten die Ahnung des einen und anderen, von uns in Wiederspiegelung gesehenen Fundes entging, hat er uns die Erinnerung eines anderen aufbewahrt, vor welchem unsere Schulweisheit gerade so ratlos steht, wie die seinige. „Zu verwundern ist, daß auf dem Gallneckischen Felde die Spatzen (oder Sperlinge) dem Hirs niemals Schaden thun und daſs auf der andren Seiten des Wassers solche Vögel zur Sommer-Zeit die Menge seynd, hingegen auf dieser niemals keiner erblickt, solange der Hirs stehet. Aber, sobald man denselben geschnitten und eingebracht, fliegen die Spatzen alsofort herüber. Dieses verhält sich also in rechter Wahrheit und geschicht mit Männigliches Verwunderung von undenklichen Jahren her. Man will sagen, ein altes Weib, so ohne Zweifel eine Hexe gewest, habe die Sperlinge von dem Galleneckischem Felde hinweg gebannt. Welches auch gar nicht unglaublich; massen dergleichen auch unter den Heiden vormals durch Hexerey geschehen, daß

dann allerley Ungeziefer aus dieser oder jener Landschaft durch Zauberey vertrieben worden, welches sich häuffig genug, wann es nötig wäre, mit Exempeln liesse darthun."

Man durchschreitet einige Dörfer wie Arizizie und Loka, welch letzteres Wort Aue bedeutet. Zuletzt aber gelangt man nach Toplice, dessen Namen schon auf die warmen Wasser hindeutet.

Wer sich ein wenig in der arischen Sprache umgesehen hat, welche uns und dem slawischen Brudervolk eine gemeinsame Redemitgift mit den meisten anderen Insassen unseres Erdteiles übergab, der erinnert sich an die Wortwurzel tap (mit kurzem Selbstlaut), welche den Begriff der Wärme ausdrückt. Wo in den slawischen Ländern heißes Wasser aus der Erde dringt, dort vernimmt man den Nachhall dieses Wortes. In unseren Ostalpen allein gibt es mehr als ein Dutzend von Örtlichkeiten, die so heißen. Es konnte deshalb nicht viel helfen, wenn vor einiger Zeit einer unserer Landsleute im Übereifer den Namen des böhmischen Badeortes Teplitz damit für das ureigene Gebiet der deutschen Sprache zu retten versuchte, daß er behauptete, der Ort heiße von Hause aus Töplitz. Töplitz, Teplitz, Teplice, Toplica, Toplicze oder Toplika — mag das Wort buchstabiert werden, wie immer — Slawen sind es, die dem Quellengeist seinen Namen gegeben haben.

Aus dem Murmeln des Wassers tönt es uns wie Anklang aus fernen Jahrtausenden entgegen. Die Wellen der Toplica, wie sie da unter Eichen und Buchen dahinrauschen, wollen uns an andere Wälder gemahnen, an andere Wasser, wo unter Sykomoren zwischen den „vier Feuern" die Büßer stehen, das Tapas treiben, das „Heiße", die Buße. So rauscht es fort in verschollenen Klängen das Lied von der Menschheit und ihren Wandlungen und das wesenlose Wort zeigt uns das Vaterhaus.

Aus einer mit Mauern umgebenen Öffnung des Berges, einem Stollen, dringt ein krystallheller Bach hervor und verteilt sich in verschiedene Becken. Er dampft in der warmen Luft. Tausende von Forellen huschen über die Kiesel. Sie haben sich der Wärme anbequemt.

Man geht einige Schritte weit in den Stollen hinein, welcher in den siebziger Jahren in den Berg getrieben wurde, damals in der Hoffnung eines Kohlenfundes. Der Stollen traf auf heißes Wasser, vermutlich die nämliche Quelle, welche schon von Valvasor beschrieben wurde. Dort befindet sich in erweitertem Hohlraume ein Badebecken. Die Luft ist heiß und dunstig. Die Wärme der Höhle wird aber vielleicht nicht allein vom Hauch der Quellflut hervorgebracht, möglicherweise fließt Dampf noch aus anderen Öffnungen. Tritt man in einen der Schachte ein, aus welchen das Gasteiner Wasser hervorbricht, oder in die Höhlung, in der die Quelle von Bormio aufsprudelt, so unterliegt man einem ähnlichen Eindruck.

Man hat oft diesen Hohlraum mit der bekannten Höhle von Monsummano am Südabhange des Apennins von Pistoja vergleichen. Diese Zusammenstellung trifft aber kaum zu. In der großen, weit verzweigten Grotte des letzteren Ortes quillt kein Wasser. Wenn ein solches vorhanden ist, was in der feuchten Jahreszeit stets vorkommt, so hat es sich aus dem darüber liegenden Berge durch Regen angesammelt. Man badet dort nicht im Wasser, sondern in der Luft. Ein heißer Strom, an Trockenheit dem Wüstenwinde vergleichbar, dringt dem Eintretenden aus dem Erdinnern entgegen.

Französische und italienische Ärzte gerieten auf den Einfall, die heißen Luftströmungen, die unablässig aus dem Innern der gewundenen Gänge hervorbrachen, zu Heilzwecken zu benützen. Rheumatische und Gichtbrüchige sollten ent-

kleidet in den Gängen umherwandeln und im Hauch der Mutter Erde gesunden. Die Verdunstung, welche von diesem Samum der Tiefe hervorgebracht wird, wurde als heilkräftig betrachtet und hiebei wurden auch verschiedene elektrische und magnetische Wirkungen in Betracht gezogen, die man sich mit dem Brühdunste verbunden dachte.

Mit all diesem kann sich der künstlich geschaffene Hohlraum, den wir hier vor uns haben, nicht vergleichen. Hier verspürt man nicht einen bewegten Strom heißer Luft, diese ist vielmehr ruhig, gleich dem Wasser des Beckens, aus dessen Grund die Quelle unmerklich emporsteigt. Nichtsdestoweniger wird man von diesem Grottenbade, dessen Raum von Lampenlicht erhellt wird, gewiß die Erinnerung als an eines der denkwürdigsten Bäder forttragen. Die Wärme desselben hält sich auf ungefähr 28 Grad.

Etwas kühlere Quellen, denen etwa eine Wärme von 18 oder 20 Grad zukommt, entspringen draußen unter dem freien Himmel, umgrünt von schönem Waldwuchs. Mehrere derselben füllen das Schwimmbad an. Sie brechen durch den Sand hindurch, der den Boden bedeckt, und die mit ihnen emporsteigenden Luftblasen schmiegen sich in ihrer Bewegung dem Körper des Badenden an, an welchem sie wie silberne Kugeln in die Höhe rollen. Wie leichte elektrische Strömung zuckt es über die Haut hin. Ringsherum sind zierliche Gebäude, die den Gästen dienen, welche in der Luft oder im Wasser des Stollens baden wollen. Herrliche Buchen greifen mit ihren Wurzeln in den Berghang hinein, in dessen Tiefe es so warm haucht. Und im Schatten der Buchen steht das Denkmal, das dem Gast die Geschichte der Höhle und der warmen Wasser deutet.

Es ist nämlich noch immer nicht gesagt worden, wie das Bad heißt, dessen seltsame Umgebung zu schildern hier unternommen worden ist. Es trägt den Namen des Schlosses,

das sich auf dem bewaldeten Bergkegel über ihm erhebt, Gallenegg.

„Welches Namens Ursprung man nicht wissen kann. Wie wohl vermutet, es habe ein Herr Gall es vor Zeiten zum allerersten erbaut. So viel ist gewiß, daß es vormals denen Herren Gallen zugehört.“

Wer nicht unten neben den Wassern beim Grottenbad oder beim Annenbad (wo man gleichfalls in einem Becken, dessen Quelle 26 Grad warm ist, herumschwimmen kann) in der „Valvasor-Villa“ wohnen will, der kann dort oben hausen. Er schaut über ein weites Waldland.

Es geht dem Fremdling gut in Gallenegg. Speise, Trank und Obdach werden gerühmt. Der Aufenthalt empfiehlt sich solchen, welche Ruhe lieben. Freilich sind es nur zehn Kilometer hinaus bis zum Schienenwege. Die waren aber, wie es scheint, hinlänglich, um die Anflutung des neumodischen Badelebens abzuhalten. Still gehen die Sommertage dahin über die murmelnden Quellen und die Buchen mit den breiten Wipfeln.

Übrigens gehört die Erörterung derartiger Verhältnisse des Badelebens nicht hieher. Wir halten uns an andere Gesichtskreise, und die dehnen sich weit in den Raum und noch weiter in die Zeit hinein aus.

Nahezu zwei Stunden, hat man von Gallenegg in südwestlicher Richtung zu gehen, um den Heiligen Berg bei Watsch zu erreichen, dem freilich nur eine Höhe von 850 Meter über dem Meere zukommt.

Mit diesem Heiligen Berg muß es eine besondere Bewandtnis haben. Es sind dort Stätten uralter Ansiedelung, welche in das Bronze-Zeitalter und darüber hinausreichen. An wenigen Orten Europas hat der Boden so viel enthüllt. Urnen und Schmucksachen, Waffen und Hausgeräte erzählen von dem unbekannten Volke, welches die Höhen nördlich der

Saveschluchten bewohnte. Vieles von dem, was man ausgehoben hat, ist Kunstwerk, und der Betrachter wird zum Staunen genötigt über die Einbildungskraft und den Natursinn jener verschollenen Menschen.

Hier war es, wo unser Hochstetter zu dem Gedanken angeregt wurde, daß die Bearbeitungen der Metalle und die Fertigkeit, dieselben zu behandeln, nicht aus den südlichen und östlichen Ländern älterer Gesittung nach diesen Bergen getragen zu werden brauchte. Er erkannte vielmehr, daß es hier allenthalben selbständige Herde solches Wissens und Könnens gab.

Freilich muß man, wenn man sich einen Begriff von der Bedeutung dieser Dinge machen will, nicht nach Watsch gehen, sondern nach Laibach oder Wien, und zwar dort ins Landes-, hier ins Hofmuseum. Insbesondere verdienen die Aufstellungen in Laibach alle Aufmerksamkeit desjenigen, welcher reist, nicht nur der Gegenden und Wirtstafeln halber, sondern auch, um von den Kreisen der Anschauung, welche übereinander liegen, einen, der eine weitere Aussicht bietet, zu erreichen. Karl Deschmann, zugleich Schliemann und Plinius seines wundersamen Berglandes, ordnete dort die aufgehäuften Schätze.

Lassen wir nun aber all jene nebelhaften Zeiten des Menschen von Robenhausen, Hallstatt, Este und La Tène — oder wie man immer, der Kürze wegen, durch ein zusammenfassendes Wort diesen und jenen Vorgang aus dem Traum der Erde zu bezeichnen versucht hat — lassen wir auch das Greifbare, was aus den dunklen Tagen zurückgeblieben ist, und wenden uns zu dem räumlichen Gesichtskreis, der sich um den Heiligen Berg ausbreitet.

Man sieht von dieser unbedeutenden Höhe aus die meisten der Erhebungen in jenem Gebiete, welches seiner Schönheit und ungewöhnlichen Dinge wegen das Reiseland

der Zukunft für die Deutschen sein wird, das Gebiet von der bleichen Küste bis hinauf zu den himmelblauen Hochwassern und den Eichenwäldern — in ihnen die weißen Waldweiber, welche schweben, über ihnen der tiefblaue Himmel. Wer auf dem Heiligen Berg steht, erblickt den schlanken Schneeberg, den die Schiffer auf dem Quarnero, und den breiten Nanos, den die Schiffer auf der Adria vor Augen haben — auch den Grintouz, in dessen Gesichtskreis noch der Wiener Schneeberg liegt. Gerade vor sich aber hat er den Höhenzug von Trojana, den alten Mons Adrans, der einst nahe den Grenzen von Noricum und Pannonien lag.

Jenseit der Save steht der Kumberg mit seinem Heiligtum, zu welchem schaarenweise das Volk wallt. In entgegengesetzter Richtung bezeichnet heute die Heilige Alp ober Trifail die Grenze zwischen Krain und Steiermark.

Alle diese mögen Stätten seltsamen Höhendienstes gewesen sein. Er ist verweht gleich dem Gewölk, das sich alltäglich um die Kuppen ansammelt und auflöst. Nicht einmal eine Ahnung wäre übrig geblieben, mahnten uns nicht die Namen daran, manche unter Steinplatten hervorgezogenen Urnen und manches Anhängsel oder Amulet, mancher Schmuckstein mit unbegreiflichen Zeichen.

## XIV.

# Auf dem Karst.

### I.

### Die Göttliche Komödie und die Unterwelt.

„Ich glaube nicht", sagte ein Freund, während wir bei der herkömmlichen Beleuchtung von Öllämpchen und Unschlittkerzen die Adelsberger Unterwelt durchwanderten und plötzlich einer der Begleiter einen Streifen von Magnesium-Blech entzündete, dessen Licht scheinbar mit der Kraft des Sonnenstrahles die Säulenwälder anglänzte — „ich glaube nicht, daß auch der Allernüchternste unter Umständen das Bewußtsein von seiner eigenen Persönlichkeit als Erdenbürger festhalten kann."

Ich begriff nicht sofort, was er damit meinte. Er aber fuhr fort: „Nehmen wir an, daß mit Hilfe einer jener Gewaltthaten, wie sie nicht nur in den Erzählungen von Tausend und Eine Nacht, sondern auch in spießbürgerlichen Räuberromanen vorkommen, ein Mensch seinem gewohnten Dasein entführt, mit verbundenen Augen weithin fortgeschleppt und endlich hieher gebracht werde. Dort auf jenem weißen Berge, hier in den endlosen Gängen silberiger Felsen liegt roter Schein — weiterhin verliert sich der Blick in eine dämmerige Unendlichkeit, deren Labyrinthe nur mehr durch halb verschwindende Feuerpunkte angedeutet werden. Was brauch' ich Worte! Schau es selbst an oder sein Widerspiel, wie es aus dieser kleinen Wasserfläche heraus blinkt. Hat man jemals auf der Erde Ähnliches gesehen? Nein. Zum Überfluß kann man sich noch weiße Gestalten, nackte Menschenleiber, seltsame Aufzüge vorstellen, wie sie, von Lichtern

beglänzt, in der Ferne durch die Stein-Wald-Gänge und Hallen dahinschreiten. Den Ursprung der Lichter kann man hinter Säulen verstecken, so daß nur der rote, grüne oder wie sonst immer gefärbte Abglanz auf den Leibern sichtbar wird. Da verlöre jeder die „Continuität" des Wissens über sich selbst. Von Schauern ergriffen, würde er den eigenen Sinnen das Vertrauen künden, sich für das Opfer einer Verzückung halten oder gar sich auf einen anderen Weltkörper entrückt halten, der so ausgestattet wäre, wie es die Utopisten des siebenzehnten Jahrhunderts darzustellen liebten. Die Meisten aber würden, geleitet von der Wirkung religiöser Vorstellungen, welche von ihnen früher für längst abgethan gehalten worden waren, sich in ein „Jenseits" versetzt erachten."

Ich sagte: „Daran ist nicht zu zweifeln. In jedem Menschen steckt mehr Phantasie, als er selbst weiß. Sie wird nur erdrückt und zur Unthätigkeit verdammt unter der Wucht der tierischen Bedürfnisse. Denkt man sich indessen einen solchen Anstoß, wie den einer plötzlichen Entrückung aus der Alltagswelt der Erdoberfläche in dieses Reich herab, so würde die erlahmte Mitgift wieder aufleben."

Wir sprachen weiter über die Wirkung dieser Unterwelt auf die Einbildungskraft. Unter allerlei Bemerkungen fiel auch die, daß in Bezug auf Eignung zu phantastischen Festen keine Örtlichkeit sich mit jenen Gegenden der Unterwelt vergleichen lasse, welche hier ihren gut gebahnten Eingang zu haben. Das wäre ein Raum für Künstler-Nächte und Ähnliches. Freilich rechnet der graue Schächer, die Prosa, die uns auf unserm Lebensgange zur Linken begleitet, uns alsbald vor, daß man von Wien bis hierher elf Stunden zu fahren hat. Aber, sein farbiger Widerpart, der uns zur Rechten geht und uns zur Ergreifung des vollen Lebens anhalten will, widerspricht ihm und

sagt, daß die Menschen, durch gewöhnlichste Triebfedern verleitet, es sich nicht nehmen lassen, zu einem Schützenfest oder zu einer Kochkunst-Ausstellung den dreifach größeren Weg zurückzulegen. Auch sagt er, daß so etwas noch nie da war auf der Welt, wie ein Fest in den weißen Wäldern, ihren Ebenen und auf ihren Hügeln und an den Ufern ihrer Wasser, die bald im Scheine der Lichter aufleuchten, bald gröhlend in nie betretene Wölbungen hineinverschwinden. Um sich dem Standpunkte der grauen Prosa anzubequemen, fügte er sogar noch bei, daß die Fahrt nicht allzuviel kosten würde, die Dekorationen aber gar nichts, und zwar Dekorationen, gegen welche sämtliches Malerwerk der „Bühnenweihfestspiele" nur Gerümpel wäre. Was die Beheizung anbelangt, so sei dieselbe ganz und gar unnötig, da es hier keinen Sommer aber auch keinen Winter gibt, so wenig wie die Abwechslung von Tag und Nacht, und die sauerstoffreiche Luft den Gästen wohl andere Erfrischung biete, als der abgebrühte Qualm städtischer Vergnügungs-Räume. Ein Parquet, wie ein „Tanzsaal" ist gleichfalls nicht zu finden. Die Sonnen und Monde werden von elektrischen Fäden angezündet.

Ich wandte allerdings ein, daß durch solche Schaustellungen die Ruhe der geheimnißvollen Räume entweiht werden würde. Er meinte dagegen, daß überall, wo viele Menschen zusammenkämen, von solcher Profanation — wenn man es so nennen wolle — gesprochen werden könne, beispielsweise vom Sonnenaufgang auf dem Rigi oder dem beleuchteten Gießbach oder dem in die Hotel-Programme aufgenommenen vorher angesagten Alpenglühen, das auf bezahlten Sesseln angeschaut wird. Man müsse aber bedenken, das sich neben den vielen stumpfen Menschen auch viele empfängliche befänden, welche durch die Neuheit des Schaustückes sich anziehen ließen und eine Erinnerung für das Leben davon nach Hause tragen würden.

Wer weiß wie lange wir noch in ästhetischen Wendungen uns fortbewegt hätten, wenn nicht am dunklen Felsenhimmel hoch oben in diesem Augenblicke, ziemlich fern, sich ein Schimmer gezeigt hätte. Wir schwiegen. Während wir weiter dahin schritten, senkte sich der Glanz weiter in die Hallen herab und endlich traf durch eine weiße Pforte der volle Strahl eines Riesen-Mondes unmittelbar unsere Augen.

Wir wußten jetzt, daß wir in den „Dom" hinein schauten, der, wie es hieß, an diesem Tage zum ersten Male „elektrisch beleuchtet" wurde. Hätte mein Genosse überhaupt recht gehabt, so hätte er schon diese Beleuchtung als Entweihung bezeichnen können, denn ihr Strahl hat ja längst vorher Bahnhöfen und Kurzwaaren-Geschäften geleuchtet, bevor er diese Geheimnisse aufhellte. Aber da hängen in der That nicht ein, sondern zwei Monde über dem tiefen Flusse, der dort unten aus einer Höhle hervorbricht, um in eine andere sich einzuwühlen. Dünne Nebel stiegen von ihm zu den hohen Monden empor und an fernen Wänden lag ein weiß-grüner Atlaßschimmer.

„Nun also, da hast du deine Wirkung!" sagte der Begleiter nach einer Weile. „So viel ist geredet und insbesondere geschrieben worden, bis die Verwaltung keinen Widerstand mehr leistete. Wenn man Geschriebenes, etwa einzelne Kapitel dieses Buches, auch als carmina zu bezeichnen vermöchte, dann könnte man hieher die Worte des Vergilius anziehen:

„Carmina vel coelo possunt deducere lunam."

So stelle ich mir eine Landschaft auf der nächtlichen Oberfläche des sonnenfernen Jupiters oder Saturns vor. Zwei seiner Monde leuchten durch Nebel in öde Wasser, in denen nichts Lebendiges haust. Der „Dom" mit diesen Monden, seinen Steilwänden und seinem Acheron ist ein Schaustück, das nicht in diese unsere Welt gehört."

„Ich will zugestehen“, sagte ich, „daß der Anblick, den sich vorher niemand auszudenken vermochte, mehr zum Schweigen als zum Reden auffordert. Aber man wird doch auch sagen dürfen, daß durch die früheren Reihen von Ampeln, die der Strom wiederspiegelte, die Absätze des runden Domes und die Stufenreihen seiner Gewölbe trefflich bezeichnet wurden. Das war ja die Hölle des Dante. Sie war in amphitheatralischen Absätzen angebaut und die Flämmchen, welche rund um die ungeheuere Höhle herumlaufend die über einander liegenden „Kreise“ des Inferno darstellten, konnten als die Seelen der Büßer gelten. Es war der finstere, dröhnende, dampferfüllte, flammendurchzuckte Inferno, unter dessen Abhang der Höllenstrom niederstürzt. Jetzt ist das Inferno zu hell geworden.“

„Des Dante“, sagte der Begleiter nachdenklich, versank aber alsbald wieder in Schweigen.

Während ich aber nochmals vom Rande eines der „Kreise“ nach einer entlegeneren Halle schaute, in deren Fernen Menschen gingen, die durch ein besonderes Spiel des Lichtes mir in ein weißes Gewand gehüllt erschienen, kam mir beim Anblicke eines neuen Strahlen-Kernes jene Stelle des Inferno ins Gedächtniß, wo der Dichter sagt:

> Doch bis zum Fuß des Hügels vorgerückt,
> Dort, wo die Grenze war von jenem Thale,
> Das mir mit schwerer Furcht das Herz gedrückt,
> Schaut ich empor, und sah, den Rücken male
> Ihm der Planet, der uns auf jeder Bahn
> Gerad zum Ziele führt mit seinem Strahle.

Das war ja die vollständigste Verwirklichung des Gesichtes. Und jetzt gingen wir weiter, da mittlererweile auch die andern unterirdischen Monde zu glühen begonnen hatten.

Bald wurde es uns klar, daß niemals in einem Malergehirn die Welten des Dante in der Deutlichkeit und Herr-

lichkeit wiedergespiegelt worden sind, als in solcher Gestaltung der weißen Unterwelt unter dem Lichte der runden Planeten und Trabanten. Wir waren noch keine Stunde durch die lautlosen Räume dahin geschritten, als dies für uns feststand. Kluger Weise sind nicht alle Weitungen so erhellt. Um so wundersamer ergriff uns deshalb immer die Annäherung an einen solchen, in dessen Höhe oder zwischen dessen glitzerndem Säulenwerk eine solche stille Leuchte angebracht war.

Schon von weitem sah man da immer als Vorboten hoch über sich Inseln oder Dreiecke auf den Gewölben, die im Gegensatze zu der verhältnismäßigen Dunkelheit, die Einem noch umgab — da nur Kerzenlicht die Pfade erhellte — wie Sonnenschein an ihnen haftete. Denn nur nach oben hin, wie eine Ahnung für den Aufwärtsschauenden, konnte da noch der Glanz dringen, weil Felsenwerk und Windungen der Kreuzgänge und tausende von Säulen weiter unten den Andrang der übrigen Strahlen hemmten.

So geschieht es dem Forscher, der sich einer Wahrheit nähert. Nur Ahnungen zucken über ihm am Gesichtskreis, das Voll-Erfassen ist durch plumpe Hindernisse noch gehemmt.

Dem bildenden Künstler, der die Welten des Dante wiedergibt, fehlen ganz und gar die Mittel, welche die Isis hat. Er verfügt weder über solche Lichter, noch über die Gestaltungskraft des kalkhaltigen Wassertropfens, auch fehlen ihm, der nach kurzem Leben vergeht, die Millionen von Jahren, seit welchen hier gearbeitet wird — unablässig, während nur manchmal der tönende Aufschlag eines Tropfens, auch ein Gebilde, an einen Pendelschwung erinnert, der nach Ewigkeiten mißt.

Jetzt kommen im bläulich-gelblichen Glanz auch die Unholde an den Pfad:

So hob mein Führer seine Stimm' empor
Und rief mit seinem Wink das Tier zum Rande,
Bis nah zu unserem Marmorpfade.

Um anzunehmen, daß zwischen diesem ungeheuerlichen Werke und den Gesichten des Dante die nächste Verwandtschaft bestehe, muß man freilich die Welt im Sinne der indischen Denker aufzufassen sich angewöhnt haben. Wer ein Gedicht für das Werk des Nachdenkens hält und sich dadurch in Gegensatz bringt zum Glauben aller alten Völker, für den gibt es in der zufälligen Ähnlichkeit bloß etwas, das unsere eigene Phantasie hinein trägt. Wer aber überzeugt ist, daß die Natur in verschiedenster Weise dichtet (d. h. schafft, *ποῖει*, von *ποῖειν*, schaffen), hier in Lichtwirkungen und Felsgestalten, dort, sozusagen auf dem Umwege, durch das Menschengehirn, das auch Natur ist, den wird ein solcher Glaube nicht in Verwunderung setzen. Es gehört eine monistische Weltanschauung dazu, um an die Einheit der Idee zu glauben, die hier wie dort gewirkt hat.

Manche würden meine Überzeugung von der Einheit des Grundplanes in den beiden Werken für weniger phantastisch halten, wenn man ihnen beweisen könnte, daß Dante diese Unterwelt kannte. Dies ist aber bestimmt nicht der Fall gewesen. Es wäre in diesem Falle auch gar nichts Außerordentliches an der Concordanz. Es klingen da nur verschiedene Stränge, welche durch Zeit und Raum, unsere Vorstellungsschemen, weit getrennt scheinen, in der gleichen Tonart. Wie im großen Erdentraume die Cellulose gewisser ältester Pflanzen, wie etwa der Farne oder Cycadeen der Jura-Periode und die Eiskrystalle an unsern modernen Fenstern sich zu den gleichartigsten Gebilden entwickelt haben, so arbeitete auch im Aufbau dieser acherontischen Terrassen die gleiche urgewaltige Baumeisterin, nur daß sie hier mit Kalkspathen, dort vermittelst von Gehirnnervensträngen ihre Launen zum Ausdruck brachte.

Freilich kann man sagen, daß die Lichter, durch welche die Zusammenstimmung der beiden Grundpläne klar gestellt wurde, ganz gewiß nur aus Berechnung hier angebracht worden sind, und daß die Grotten-Verwaltung, die sie einführte, dabei an alles eher dachte, als an Illustrierung der Terzinen des Florentiners. Das ändert aber an der Sache gar nichts. Wer sich vom Trug der Individualität, der die meisten bannt, nicht losmachen kann; wer stets gewohnt ist, das Menschengehirn als solches der Natur gegenüber zu stellen, der wird auch nicht einsehen wollen, daß das Gehirn eines Mannes, der beispielsweise den Reisenden eines Vergnügungszuges das Schauspiel einer elektrischen Beleuchtung von Hohlräumen verschaffen will, in solchem wie in jedem anderen Falle ebenso Werkzeug ist, als der mit kohlensaurem Kalk überladene Wassertropfen, welcher, dem einfachen Gesetze der Schwere folgend, hier eine Alhambra, dort einen Vorhang aufbaut. Schon der britische Port hat das durchschaut, als er die bekannten Worte niederschrieb: We are such matter as dreams are made of. Der Natur stehen alle Wege und Umwege offen.

Aus diesem Grunde ist auch der oft geführte Streit, ob die menschliche Einbildungskraft oder die Natur Wunderbareres zu erzeugen vermöge, unnütz. Es ist ein Wortstreit, der je nach der Erfahrung des Einzelnen so oder so entschieden werden wird. Wer sich in Bibliotheken, Gemäldesammlungen, Dicht- und Kunstwerke hineinsperrt, wird der ersteren, wer viele Dinge auf Erden gesehen oder gar sich in die Gestaltungen des Weltraumes vertieft hat, der letzteren Auffassung Recht geben. Da man es aber immer nur mit einer und der nämlichen Wirksamkeit zu thun hat, so ist es ein leeres Gefecht. *Ἓν τὸ πᾶν.*

Als wir weiter kamen, fanden wir Sarkophage, die sogar von der symbolischen Intuition jener Bureaukraten,

welche vor einem halben Jahrhunderte so vielen Gebilden in diesen Räumen mehr oder minder passende offizielle Bezeichnungen von Gegenständen der Oberwelt beilegten, als solche erkannt worden waren. Dort glänzte wieder ein Mond:

Denn zwischen Gräben sieht man Flammen lodern:
Und alle sind so durch und durch entflammt,
Daß Künste keine mehr von Eisen fordern.

Das kommt vom Durchschein der Lampen durch die dünnen Lagen von Kalkspath-Romboïdern her.

Wer sich nicht geneigt fühlt, von indischer Höhe aus hinabzublicken, wem es schwindelt, wenn er zur Anschauung der Einheit und Kraft im Dichter und in der Felsenbildung geführt werden soll — wer glaubt, daß nicht es, sondern er oder sie dichtet, dem bleibt immerhin noch das Vergnügen, über die augenscheinliche und greifbare Ähnlichkeit zwischen den beiden Gebilden als das Werk des Zufalles zu staunen.

Derjenige, welcher eine solche behäbigere Auffassung, die ihn nicht bis an den Rand des Unübersehbaren, des Unendlichen hinführt, bei welcher er den steinernen Boden unter den Füßen behält, vorzieht, kann bei jedem Schritte seinen Dante hervorholen und bedauern, daß Doré, bevor er das Dichterwerk illustrierte, nicht diese Räume besucht, nicht hier Studien-Blätter gesammelt hat.

Vor mir erschien mit off'nem Flügelpaar
Das schöne Bild, wo selig im Vereine
Der Geister lichter Kranz verflochten war.
Jedweder war wie ein Rubin, vom Scheine
Der Sonne so in Licht und Glut entbrannt,
Als ob sie selbst mir in die Augen scheine.

Wo immer man blättert, findet man Beschreibungen, die im Angesichte dieser Schaustücke entstanden zu sein scheinen. Dies gilt insbesondere von den langen Räumen, die sich zwischen dem Tanzsaale und dem Belvedere, sowie

zwischen diesem und dem Kalvarienberge hinziehen. Hier glänzen einsame Monde, sich lange vorher zwischen schwarzzackigen Schatten hindurch ankündend, und noch lange später dem Zuschauer erfreuend, der sich durch die Waldwipfel hindurchzwängt:

> Ich sah das Licht als einen Fluß von Strahlen
> Glanzwogend zwischen zweien Ufern ziehen.

Diese einsamen Monde, welche auf weithin langgezogenen Hallen durchleuchten, deren Anfang und Ende sich wieder in Dämmerungen verliert, kommen eigentlich viel seltsamer und ergreifender vor, als die Ansammlung von glühenden Kugeln, welche grellen buntfarbigen Schein durch das „Belvedere“ hin ausgießen, neben welchen die Nacht des angrenzenden „Tartarus“ um so höllenhafter herauf gähnt. Diese weiten Wege, denen ein einziger Mond scheint, sollte man allein gehen. Aus den großen Wäldern mit gleißenden Krystallflächen, durch welche der Pfad, wie durch einen Urforst am Amazonenstrom von den eisernen Werkzeugen des Menschen ausgebrochen und durchgehauen worden ist, erhebt sich da eine Mondscheinpoesie, der noch kein Dichter Worte geliehen hat.

Auch die Portale der Karst-Unterwelt, wie das Thor von Planina, aus dessen Dunkelheit der Fluß kommt, und das Thor im großen Schacht von Nabresina, sind porte dantesche. Es sind Dante's Thore in das hohle Erdgewölbe, welches die gesamte Hölle überspannt:

> Drauf führt er mich in das geheime Grauen.

Aber das Allerergreifendste ist bei Dante wie in der Unterwelt das Ende des Gedichtes, dort das Empyreum, wo die „Höchste Liebe“, das „größte Feuer“ thront, hier der Kalvarienberg, wo der Erlöser am Kreuze hängt und die meisten Feuerballen glänzen. Hier ist allgegenwärtiger, blendender Schimmer und alle die schneeweißen Säulen und

Wände, nebst den zahllosen menschenhohen Stalaktitengestalten, die sich als unübersehbares „Volk“ gegen die hohe Opferstätte hinaufdrängen, erstrahlen im glänzenden Gewande des „Lammes“:

Wie ich besonnt oft sah beblümte Matten,
Besonnt vom Strahl aus einer Wolke Spalt,
Indeß bedeckt mein Auge war von Schatten,
So sah ich Scharen dort von Glanz umwallt.
Der Blitzen gleich auf sie von oben sprühte.

Dies ist das Empyreum der Unterwelt, ihr Abschluß, ihr letzter Offenbarungs-Blitz. Ich glaube aber, daß in Zukunft kein bildender Künstler seinen Griffel neben die Verse des Florentiners setzen wird, ohne sich dort unten bei den nächtlichen Flüssen und unter den Sternen der Unterwelt die fertigen Bilder zu holen.

## II.

## Das Maifest in der Unterwelt.

Ein gähnendes Erdloch klafft, der Körper verschwindet darin, doch jenseits der schwarzen Schatten ersteht er wieder in einem sonnigen Gelände, zu welchem ihn die Tuba, die Posaune emporgerufen hat. Alsbald geht er in die Ewigkeit und Unendlichkeit über.

Jeder wird eine solche Überlieferung, welche zugleich eine Prophezeiung ist, auf das Schicksal des Menschen beziehen. Sie gilt aber auch von der Reka, welche bekanntlich bei St. Kanzian im Dunkel des Erdinnern verschwindet, um, wie das Volk meint, beim heiligen Johannes ad Tubam ans Licht zu kommen und alsbald in das schrankenlose Meer überzugehen.

Mancherlei Gedanken zugleich des Frühlings und des Todes regt der Fluß mit seinem sonderbaren Laufe an.

Wenn die alten Völker ein Maifest feierten, vergaßen sie über den Blüten und Kränzen niemals das schwarze Thor. In den Volksliedern einfacher Menschen, die noch heute im waldigen Thüringen oder in Schwaben oder in den wundersamen Wildnissen des Karstes gesungen werden, kehrt die gleiche Gedankenverknüpfung wieder. Nur von der verfeinerten Bildung wird sie abgewiesen. In dieser steckt nichts Unbewußtes, sie handelt mit Absicht, und wenn ein Maifest gefeiert wird, bleiben ihr die Gedanken an den Herbst und an den Winter fern. Trinkhörner und lustige Reden ziemen einem solchen Tag und was ihnen widerstrebt, das möge der verborgene Flußlauf der Zeiten mit sich fortnehmen hinüber über die Schwellen, die niemand überschritten hat.

Soweit es Deutsche gibt auf der Welt, sind sie nicht im Stande, ein Maifest zu feiern, wie die Triester Deutschen. Diese gehen hinaus zu den grünen und grauen Abgründen, auf deren Boden die tobenden Wasser sich in die Unterwelt stürzen. Ungezählte Blumenarten gedeihen in den beschatteten Trichtern, die schönsten unter ihnen sind die vielblumigen Dolden der Aurikeln, die einen Wohlgeruch verbreiten, der mit nichts verglichen werden kann. Es sind die „Schrofen-Maien" unserer Alemannen in den Hochgebirgen, in welchen der Rhein zusammenfließt. Von den Alpenhöhen, wo über Schneekrusten der Auerhahn den Frühlingsmorgen anruft, hat sich im Goldgelb dieser Blüten ein Wiederschein in die Schlünde des südlichen Landes herabgesenkt. Dies und das Buchengezweig und der Hauch, der von den Wassern emporsteigt sind Mahnungen an das deutsche Land jenseits des Bergwalles. In anderen Zeichen aber redet uns sinnbildlich die Vielgestaltigkeit des Landes zu. Hoch oben über den Wassern, wo jetzt die dem heiligen Kanzian geweihte Kirche steht, erhob sich zu einer Zeit, in welcher noch niemand an den neuen Glauben dachte, der Al-

tar, der dem Augustus geweiht war, weil er das Gebiet der Tergestinischen Kolonie, dessen Grenze hier war, wieder hergestellt hatte. Und die Laute, welche wir aus dem Munde des Volkes vernehmen, das unser Fest mitfeiert, gemahnen uns an jene Tage, in welchen unser eigenes Volk mit den arischen Stammesgenossen zusammen den Pflug führte und seine Herden weidete, dort im fernen Osten, jenseits des Borysthenes und des Rha, Semnonen und Alanen miteinander mit dem Stamme der Slawen. Zwischen all diesen Erscheinungen dünkt es uns, als ob manche dunkle Lücke, mancher Hiatus in den Runen der Geschichte zu finden wäre. Die Lücke wird aber von den Wörtern selbst überbrückt, wenn wir uns an das Wort Hiatus erinnern und zugleich daran denken, daß der Abgrund unter uns bei den Slawen eine jama heißt, die uns mit ihrem Schlund entgegen „gähnt“. Und alle diese drei Worte rühren von einem gemeinsamen arischen Worte her, welches eben nichts weiter als „gähnen“ bedeutet.

Dem Fest in der Unterwelt fehlt es weder an glänzendem Himmel noch an Blumen. Denn dieses Gebiet der Titanen ist nicht etwa ein Orcus oder Hades, wie das Labyrinth von Adelsberg, sondern ein Reich, in welchem der Mensch bald durch Blumen geht, bald von einer Warte wie von einem Hochgipfel herabschaut, bald über eine Teufelsbrücke geht, bald mit der Fackel sich durch Nacht hindurchschlägt. Es ist eine Musterkarte von Höhlen und Schluchten mit Wasserfällen und einem großen Schattenreich, mit manchem offenen Park und einer lichtlosen Gegend, welche vielleicht nie von einem menschlichen Fuß oder Schiff erreicht werden wird. Im Tartarus der Griechen stand im Vorhof eine Ulme, an deren Blättern die falschen Träume hingen. Hier erhebt sich eine Buche, an deren Blättern die kühnen Entwürfe hängen, das Räthsel all dieser Wasserwege zu lösen. Ins Moderne übersetzt, sage

20*

ich, daß es der Yellowstone-Park des Karstes ist. Von den Halden, woran die Veilchen der Sonne duften, bis zu den Elephantenrücken der Stalaktiten, auf welche der in der Nacht der Unterwelt verunglückte Schiffer, rings vom Schaume umbrandet, springt, hebt sich ein Coulissenwechsel hinter dem anderen.

Am schönsten sieht man das, wenn man auch nur einen flüchtigen Blick auf die Menschen wirft, welche beispielsweise dort im Grase unter einer verkrüppelten Zerreiche gelagert sind. Was mag das Horn bedeuten, welches einige von ihnen an der Hüfte tragen? Ein solches Horn braucht man in keiner anderen Landschaft. Ist es vielleicht eines jener Maienhörner, mit welchen hier und dort in Deutschland von lustigen Ausflüglern in den Frühlingstag hineingetutet wird?

Ich habe hier und dort schon manches erzählt von den Pionieren der Unterwelt, von den Männern, welche zuerst in die steinernen Wälder und über die nächtlichen Stromschnellen vorgedrungen sind. Ich will sie nicht wieder mit Namen nennen, weil sich ihre Bescheidenheit dagegen aufgelehnt hat, daß dieselben mit ihren Werken zugleich gefeiert werden. Nehmen wir einen von ihnen heraus, den mit dem braunen Barte. Er sitzt dort unten, in seiner hohen Halle, in der Unterwelt, in seinem „Himmel im Berge“, wie einst die Nordleute die Wohnung Odins hießen und ist er nicht der leibhaftige Odin? In der Hand hält er das Horn, gleich dem Asen-Gotte und über ihm fliegen die Karst-Tauben, welche die Raben vorstellen. Neben ihm steht sein Heimdall, der Tag und Nacht gleich weit sieht. Er lehnt sich gegen das Geländer der Teufelsbrücke, welche uns für die wundersame Brücke Bifrost's gelten kann.

Die Trappers des steinernen Urwaldes können einander nicht zurufen, wenn sie auf ihren nächtlichen Pfaden weiterstreben. Das Tosen des Wassers hindert sie daran, welches

sich durch die weißen Baumsäulen wälzt und der Wiederhall in den Wölbungen. Damit einer die Stimme des anderen vornähme, stoßen sie in ihre Hifthörner. Dann flammt hier und dort ein Licht auf. Jetzt sieht Heimdall, daß der Kahn unter der nächtlichen Brücke hindurchschwimmt und Odin erfährt, daß das Nachtvolk einen silbernen Berg ansteigt, auf den niemals ein Fuß gesetzt worden ist. Draußen aber im Sonnenschein lagern andere hoch oben unter einem Busch und bernsteinfarbig glänzt im Strahl der Muskateller, welcher dort unten im Hauch der Meeresküste herangewachsen ist.

Wenn ein Maler dieses Stück Welt mit Wesen bevölkern sollte, die der Einbildungskraft angehören, so dürfte er keineswegs nur die Heinzelmännchen und Zwerge der Unterwelt auf das Bild bringen. In dieses elfische Gebiet gehören auch Wassermänner oder Brunnen-Holde, es gehören hinein Felsenmännlein und Waldleute. Die festlichen Gruppen erscheinen von der Nacht an, in welcher unten die Wasser verschwinden, bis hinauf wo die Aurikeln blühen, gleich jenen heiligen Anachoreten am Schlusse des Faust, die übereinander in Klüften gelagert sind.

In den Trichtern sind eine Menge von Grotten übereinander. Die zum Feste Eingeladenen werden vielleicht genötigt, während ihres Abstieges zu der untersten und größten — zu dem finsteren Gebiet, in welchem der Fluß die Unterwelt erreicht — die eine und andere derselben zu besuchen. Die Festgäste mögen sich jedoch das ersparen und ihre Kräfte für die großen Hallen unten aufbewahren. Nur ein einziger Schacht mag von dieser Belehrung ausgenommen bleiben. Es ist ein solcher, welcher an einer Stelle einen schmalen Bergrücken durchbohrt. Ist das geschehen, so thut sich in der Finsternis eine Öffnung auf, und der Wanderer

steht urplötzlich auf drei Schritte Entfernung einem Wasserfall gegenüber, der ihm das Gesicht einnetzt.

Nehmen wir nun an, der Wanderer habe den ganzen Abstieg hinter sich und sei zu dem See gelangt, in welchem die Wasser noch einmal sich sonnen, bevor sie in die Nacht eintreten. Das Sonnen besorgen sie gründlich, denn bis auf den tiefen Grund hinab dringt der Strahl und gibt dem Becken einen Glanz gleich der außerordentlichsten Farbenschönheit eines Alpensees. Nunmehr beginnen die Felsensteige, die ins Innere führen.

Beim ersten großen Portal hängt eine lange Laubschnur von der Decke herab, die sich vielleicht hundert Fuß über dem Haupte des Beschauers wölbt. Es ist Epheu. Die große Künstlerin hat hier ganz in dem nämlichen Geschmack gearbeitet, in welchem die Rokoko-Dichter ihre Tuffsteingrotten mit Behängen ausschmückten. Dann kommt Halbdunkel — der Tag ringt noch mit der sich ihm entgegenstemmenden Nacht. Ebenso ist es mit dem Getöse. Hier vermengt sich das Brausen des Wassers, welches noch draußen in der Oberwelt fließt, mit dem noch viel unheimlicheren Getöse, das aus der Nacht hervorbringt.

Eine unvergeßliche Stunde mag wohl derjenige erleben, welchem hier das Schauspiel eines Gewitters sich enthüllt. Dieser sieht, wie der Gott des Unwetters in die Unterwelt hinabsteigt, wie Thor mit seinem Hammer diese Thäler in die Felsen einschlägt.

Öllampen sind neben den Pfaden angezündet, die von hier zum Wasser hinabreichen. Bald beginnen die Vorgebirge, die in den nächtlichen Strom hineinragen, die Berge, die sich aus ihm erheben, die Wasserfälle, die Dome und die Seen. Hier ist allerdings ein Festtag erwünscht. Denn, wenn kein solcher ist, dann sieht man nicht auf jener Insel, um welche das Wasser donnert, einen himmelblauen Stern glän-

zen. Man sieht den roten Widerschein des Schaumes vor diesem oder jenem Katarakt nicht, weil am anderen Ufer kein indianisches Feuer angezündet ist. Von der Größe des einen und anderen schwarzen Sees macht man sich gar keine Vorstellung, weil nicht hunderte von Lichtern darauf schwimmen.

Das alles aber ist an einem Festtage gegeben. Hier glänzt eine Gruppe von Menschen, von welcher man nicht enträtseln kann, auf welche Weise sie ihren Standort erreicht hat, im hellblauen oder tiefgrünen Feuer, dort sieht man auf weite Entfernung einen Kahn an einem Ufer landen, von welchem aus es in ein weißes Stalaktitenland hinaufgeht, dessen Höhe nicht zu überschauen ist trotz der vielen Lichter, die auf den Säulen und Türmen glänzen.

Soweit, was die Schaustücke mit den Lichtern in der weiten Unterwelt anbelangt, kann sich ein Leser die Sache schon vorstellen. Es würde ihm aber unmöglich sein, alle die übrigen Eindrücke zusammen mit Hilfe der Einbildungskraft in sich aufzunehmen. Der Erzähler kann ihm nur behilflich sein, wenn er ihn auf dieses und jenes hinzuweisen trachtet. Das ganze Bild kann er ihm nicht herstellen.

Dazu gehört vor allem der Eindruck des Wassers im Zusammenhalte mit dem der Nacht, die von Flammen und Lichtern nur etwa so verscheucht wird, wie die Finsternis, die über einem öden Platze in einer nächtlichen Stadt lagert, durch den Aufblick zu den Sternen des Himmels und durch die Einwirkung entfernter Laternen und Fanale. Nervenerschütternd drängt sich das Getöse in die gesammte Sinnesempfindung hinein. Dazu muß man aber den Himmel selbst betrachten, nämlich den Grottenhimmel, wie er ganz deutlich mit seiner Wölbung hoch oben über den vielen Lichtern sichtbar wird. Es gibt nichts, was an einen sternenlosen Nachthimmel so erinnert, als dieses Gewölbe, zu welchem noch ein fahler Schimmer empordringt. Die dunkleren Abtei-

lungen im Kalkgestein erscheinen, zu völliger Täuschung geworden, als Gewölk. Hellere Abkreisungen sind nicht zu unterscheiden von jenen weißlicht dämmernden Inseln des Himmels, welche auch in den finstersten Nächten unseren Blicken nicht entgehen.

Auch der Gedanke wirkt beim allgemeinen Eindruck mit, daß man durch diesen steinernen Himmel einen Gang aufwärts graben könnte, durch welchen man in den grünen Wald über dem Himmel gelangte. Dort singen im Sonnenglanz die Nachtigallen, dort fällt der Schatten des jungen Buchenlaubes auf harte Überreste von Schnee, welchen der Winter hier und dort in eine Dolina hineingejagt hat. Dort oben blühen auch auf dem duftigen Boden im Wald die Mahalebkirsche, die Kronwicke, die vielen Spiräen, Primeln und Orchisblumen. Hunderte von Fußen über den bengalischen Sternen glühen, durch einen steinernen Himmel getrennt, die roten Nelkensterne.

Fragt nun einer — um auf den greifbaren Boden zurückzukommen — nach der Beschaffenheit der Pfade, die sein Fuß in dieser Art von Welt zu betreten hat, so muß ihm geantwortet werden, daß dieselben bis etwa in die Gegend des zehnten Wasserfalles wohl von allen Leuten ohne Mühe begangen werden können. Immerhin jedoch hat der Wanderer Muße genug sich dabei dem Spiel der Einbildungskraft hinzugeben und sich vorzustellen, wie es denjenigen zu Mute gewesen sein muß, welche zuerst an den nassen Wänden über den Wasserabgründen vordrangen. Denn damals gab es keine eingesprengten Fußstapfen, keine Klammern und Stangen für die Hand.

Gegen die Räume hin, die man dermalen als jetzterreichte kennt, gewinnt der Weg ein anderes Gesicht. Dort hat man den Steig über den Wassern nur dem einstweiligen Bedürfnisse der kühnen Forscher und Weiter-

entdecker angepaßt. Jeden anderen Sterblichen muß es gruseln, sich dort in die donnernde Nacht hinein fortzutasten. Es können Einem da leicht Worte der Verwünschung über die eigene Thorheit im Gedanken an den Rückweg entfahren, zu welchem vielleicht der Mut fehlen würde. Es geht aber doch:

. . . es erhörten ihm auch die Götter den Fluchwunsch
Hades, der Unterwelts-Zeus und die grimme Persephonea.

Gewiß wird der Rückzug durch den Gedanken ermöglicht, daß Bangen und Zögern hier nichts hilft. Entweder hinaus ans Licht, unter den Maienhimmel, oder hinab in den Maelstrom. Jedenfalls bringt man Einen, der nicht mehr gehen kann oder will, oder dem die Furcht die Glieder lähmt, leichter von der Spitze des Großglockner herunter, als über manche, vorläufig den Forschern vorbehaltene Strecke des Weges. Allerdings muß sich derjenige, der dort zittert, beschämt fragen, wer denn alle diese Lichter angezündet hat, die hoch oben und tief unten glänzen, die am Gesichtskreis des steinernen Himmels zu sehen sind und auf den umbrandeten Klippen des Stromes.

Auch der Rückweg gelingt, wir sehen zunächst das Dämmerlicht, welches mit den aus der Oberwelt herabstürzenden Wassern hereinbricht, dann werden die Wände silberig, dann von Gold überflutet und dann ist der Tag da mit seiner Buchenpracht. Da geht es hoch her. Feuer lodern, es wird getrunken, es wird getanzt, es wird geredet. Der Styx, das Tote Meer, das Zaubergefängniß sind vergessen. Der gewöhnliche Tag scheint uns fast etwas Übernatürliches, so weich ist seine Luft, so wohlthuend sein Sonnenschein.

---

## III.

## Schneeverwehung.

Der Neuling, der im Sommer hier und dort in eine Eisenbahnstation einfährt, wundert sich mitunter über einen schwarzen Gegenstand, welcher irgendwo auf den Schotter liegt, draußen, neben Geleisen, welche Rost bedeckt. Er hat die Gestalt eines großen schwarzen umgekehrten Kielbotes. Er ist von Eisen — ein plumper schwerfälliger Klumpen. Es ist wohl erlaubt, beim ersten Anblick eines solchen Dinges sich keine Vorstellung darüber machen zu können, was es zu bedeuten hat. Es ist ein Schneepflug. Wenn das Geleise vom winterlichen Geflock hoch überdeckt ist, dann spannt man eine Lokomotive hinter ihm an, das ihn vor sich herschiebt. Die Ähnlichkeit mit dem Pflug besteht in der Aufschürfung der Schneedecke, welche zu beiden Seiten des eisernen Spornes zurückgleitet. Eigentlich aber ist viel mehr Ähnlichkeit mit dem Bugspriet eines Schiffes gegeben, vor welchem die Wellen in schaumiger Zerteilung auseinander weichen.

Dagegen besteht eine große Unähnlichkeit mit dem Schiffe in Bezug auf die Menschen, welche bei solcher Fahrt beteiligt sind. Die rauhe Arbeit des Pflügers ist eine Stunde Siesta, in einer Hängematte zugebracht, verglichen mit der Mühseligkeit derjenigen, die bei solcher Schneepflugfahrt mitthun. Natürlich reiten sie nicht auf dem Ungetüm selbst, sondern stehen auf der keuchenden Maschine, von welcher jenes geschoben wird. Wie vom Bugspriet des Schiffes der Salzschaum in die Höhe fliegt, so hier der pulverige Froststaub. Ihm gesellen sich der Qualm des Rauchschlotes, der Dampf, der sich alsbald zuerst in Wasser, dann in Eis umsetzt, nicht selten auch der entgegen wehende Graupelsturm bei. Stöhnend, wie ein Riese, der ein Gebirge über das

andere türmen soll, bohrt sich all dieses Eisenwerk in die pfadlose weiße Decke hinein. Manchmal stockt der Gang, die von ihm aufgetriebenen Schollen leisten Widerstand, es geht nicht weiter. Jetzt zieht sich das eiserne Untier um einige Radschwingungen zurück, und bricht mit neuem Anlauf in die knirschenden Hügel hinein.

Gelingt es ihm, einen Mauerbruch zu bewerkstelligen oder nicht?

Mittlerweile bewegen sich die Männer in einem Gemenge von verschiedenen Krystallen, Verdichtungen und Niederschlägen. Was sie einatmen ist Schneepulver, sind Prismennadeln, in die sich der Dampf umgestaltet hat, sind brenzelige und schwefelige Schwaden, entstanden durch Verbrennung von Baumbruchstücken, die vor einer Million von Jahren lustig am heißen Strande des schweigsamen Urmeeres gegrünt haben. Alles das aber, was die Menschen einhüllt und sich auf sie niederläßt, gibt ihnen einen weißschillernden Überzug. Nicht nur der haarige Kopfüberwurf, der Leib und die Filzstiefel, sondern auch Barthaare und Wimpern erscheinen silberig. Die Männer selbst aber vermöchten aus der Wolke heraus, welche das Wasser in allen seinen Gestaltungsformen, und zu dem auch der Rauch, zusammensetzt, nicht zu unterscheiden, was um sie herum ist: Ebene oder Hochgebirg, Wald oder Seeufer. Was sie empfinden, ist nur ein Sprühen. In alten nordischen Sagen erscheint das flockige, herumgewirbelte Wasser in viererlei Gestalt: Fönn, Drifa, Snör, Miöll, was ungefähr sagen will: dicht gehäufter Schnee, Schneetreiben, Schnee kurzweg, allerfeinster Schnee. Mit diesen vieren allen haben die Männer zu schaffen. Zu diesen Gestalten des Nordlandes gesellt sich auch der Riese Frosti. Er tanzt mit der lichtgelockten Miöll und die Reifriesen wirbeln ihnen nach in lustiger Windsbraut.

Derjenige Teil der Menschheit, welcher nicht mit dem

Schneepflug fährt, gewinnt keine Anschauung von einem solchem Kampf mit der weißen und kalten Hölle. Dagegen braucht er seine Einbildungskraft nicht anzustrengen, um sich ein Bild von einer derartigen Wahrnehmung zu machen, wenn er einmal das Lokomotiv mit seinem Anhang in eine Station hat einfahren sehen. Das Eisen mit seiner Farbe ist verschwunden, es bleibt nur ein Gebilde übrig, welches in der Werkstätte eines Zuckerbäckers geschaffen worden zu sein scheint. Selbst der Schlot ist weiß. Das Herabsteigen geht nicht so schnell von statten, als man es wohl erwarten mag. Die Glieder sind starr, und die Beine, welche früher von einem biegsamen Wollengewebe umhüllt waren, stecken jetzt in festen Cylindern.

So weit, was den Schneepflug anbelangt. In der Station werden die Männer empfangen wie Lootsen, die aus der erregten See durchweicht zurückgekommen sind, am Hafendamm. Während sie draußen waren, hat man sich auf der Station gegen die Bora verschanzt. Die schweren Fensterläden sind zugemacht worden, damit der Sturm die Scheiben nicht eindrücke. In Zwischenräumen von je einer Minute prallt es von draußen her gegen das Gebäude an. Es bebt, wie die Schiffswand von der Sturzsee erschüttert wird. Das Gas flackert, der Rand der Flüssigkeit im Glase zittert. Wer hinaus gehen will, bleibt eine Weile wie unschlüssig vor der Thüre stehen, einem Badenden gleich, bevor er sich vom hohen Schwungbrett in die Wellen stürzt. Schaut man ihm nach, so sieht man ihn mit vorgebeugtem, gekrümmtem Körper dahinschleichen, wie jemanden, der durch eine niedrige Höhle kriecht. Die Beinkleider werden ihm glatt an die Schenkel gepreßt, als ob er gegen einen reißenden Strom schwämme. Manchmal gibt es ihm einen Ruck, und er greift nach einer Säule, einem Thürpfosten, nach der Kante einer Kiste. Zu diesem Ballet ertönt eine seltsame Musik: es

sind die Schwingungen des Holzes an Thüren und Fenstern, das Wehklagen und Heulen aller Ritzen.

Ein anderes Schaustück aus der Bilderchronik jener Tage, deren in den Zeitungen mit dem kurzen Titelwort „Schneeverwehungen“ gedacht wird, ist der mit Reisenden angefüllte Zug. Schon bei den letzten Stationen hat man von außen her, durch die Scheiben hindurch, auf welchen die Eisblumen von Reifschichten überlagert sind, hier und da die Stimmen der Männer gehört, die beim Zuge beschäftigt sind. Hastig knarren ihre Tritte auf dem Schnee. „Wir werden kaum durchkommen!“ hallt es herein. Einer solchen Botschaft antworten mancherlei Ausrufungen im Innern des Wagens, Rufe der Bestürzung oder der Angst, manchmal aber auch einer erzwungenen Heiterkeit.

Wer draußen steht, möchte die Umstände für nicht gar so bedenklich halten. Es mag sein, daß er hie und dort gar keinen Schnee wahrnimmt. Derselbe ist vom Sturm fortgetragen und an anderer Stelle abgesetzt worden. Verloren geht nichts, wenn sich der Sturm der Sache annimmt. Wenn man nach einer Richtung hinschaut, möchte man noch meinen, es sei ein Thauwind durchs Land gegangen und habe die ganze weiße Kruste aufgesaugt. Aber — dort jenseits der ersten Biegung des gekrümmten Weges ist aufgeschüttet worden, was hier verschwand. Breit lagert ein weißer Hügel dort. Würde man von seiner höchsten Spitze eine gerade Linie nach unten ziehen, so träfe man gerade in die Mitte zwischen die zwei Schienenstränge hinein. Der Zug bleibt vor dem Hügel stehen.

So lange ihm nicht gleichzeitig der Rückweg verlegt ist, hat das Abenteuer nicht gar so viel zu bedeuten. Er begibt sich alsdann zu der letztverlassenen Haltestelle, die Reisenden steigen dort aus, suchen irgend ein Obdach auf, zerstreuen sich in Herbergen, wenn solche vorhanden sind,

und warten gemächlich ab, was Wind und Wetter weiterhin über sie beschließen werden. Es kann aber auch anders kommen.

Der Zug hat sich leidlich durch den Schnee hindurchgekämpft, der von einem vorausgehenden Pflug oder von Arbeitern so ziemlich aus dem Geleise herausgeräumt worden ist. Nur die Trittbretter kommen schwierig fort. Bald streifen sie knirschend den neben den Eisensträngen aufgehäuften Schnee, bald aber bohren sie sich so hinein, daß die Dampfkraft nicht mehr ausreicht, sie weiter hindurch zu schleifen. Es ist vorgekommen, daß sie bei solcher Gelegenheit einen erforenen Hasen, ein zu einem Eisklumpen gewordenes Reh, aufgeschürft haben. Dazu scheint der Sturm zu gleicher Zeit aus allen Richtungen zu kommen. Von den Seiten wird Schnee gegen die Wägen geschüttet, von oben fällt er herab, ja von unten scheint er sich empor zu heben. Ein Nebelnetz von Eiskrystallen umwickelt die Kästen, in welchen die Menschen eingeschachtelt sind. Der Zug, welcher nicht mehr weiter kommt, vermag nichts gegen den Aufruhr der weißen Fläche, welche sich mittlerweile auch in seinem Rücken zu Hügeln umgestaltet hat. Seltsamer Weise schaut nicht selten mitten durch die Trübung die Sonne in einen solchen Auftritt hinein. Sie ist traurig und umflort, wie das Auge eines Fieberkranken.

Die Reisenden sind jetzt in der That gefangen. Selbst, wenn sie den Wagen verlassen wollten, sie vermöchten es nicht, ohne sofort bis gegen die Schultern hinauf im Schnee zu versinken. Nicht einmal den nur drei bis vier Klafter entfernten Wald könnten sie erreichen, in welchen tausend weiße Thorbogen hineinzuführen scheinen. Der Wagen wird zum Bivouak. Dies dauert so lange, bis der eiserne Keil kommt und die Hügel auseinander spaltet, oder bis die Arbeiter mit ihren Schaufeln dem erlahmten Dampfroß eine Gasse gemacht haben.

Dieses ist die unbequemere Wendung, welche ein Schnee-

abenteuer auf dem Schienenweg nehmen kann. Um vieles behaglicher nimmt es sich aus, wenn eine Landung, gleichviel wo, gelingt. Dann sammelt sich im beschränkten Wartsaale oder im Restaurant einer kleinen Station, oder auch in einer nahe gelegenen Gaststätte, eine wirre Menge von Menschen. Fluchende Männer, betrübt dreinschauende Weiber, heulende Kinder drängen sich durcheinander und pferchen sich auf die spärlichen Sitzplätze oder Tische. Die Bahndiener müßten so viel Ohren haben, als seinerzeit Argus Augen hatte, wenn sie alles das vernehmen sollten, um was sie gefragt werden. Es verbreiten sich die unsinnigsten Legenden, wie zur Kriegszeit. Die einen lassen Züge zusammengestoßen, die anderen vom Sturme umgeworfen sein. Es gibt in diesem Haufen Sanguiniker und Pessimisten, aber nur wenige, welche den Augenblick beim Schopf fassen, ausnützen, was er bietet, und etwa bei einem Glas Bier ruhige Betrachtungen über die Unzulänglichkeit aller menschlichen Unternehmungen anstellen. Wer seinen Kameraden oder Freund kennen lernen will, der trachte, mit ihm in eine solche Lage zu geraten. Er wird da binnen einer Stunde über dessen Temperament und Anlagen mehr lernen, als sonst eine halbe Lebensdauer hindurch.

Dieses Treiben in dem engen Raum, den allenthalben der Schnee belagert, hat sein Gegenstück in irgend einer Stadt, wo die nämlichen, welche hier eingesperrt sitzen, erwartet werden. Mißmutig kehren die Menschen von ihrem fruchtlosen Gang auf den Bahnhof zurück. Fluchende Kutscher fahren ihre leeren Omnibusse nach Hause. Unverrichteter Sache kehrt der Postwagen um. Des langen Wartens müde, Verwünschungen murmelnd, zerstreuen sich die Dienstmänner und Lastträger.

Man kann nicht behaupten, daß das Abenteuer im Wald, die Zudringlichkeit der weißen Wintergöttin, irgend einem Sterblichen etwas Behagliches bereitet habe. Das ist

ganz gegen den Weltlauf. Das Genügen des einen beruht sonst fast immer auf der Unlust des anderen. Hier aber scheint es, als ob auf den weiß umwickelten Drähten, die vom Schauplatz, wo die Stürme ihren Krieg gegen den Menschen führen, bis in die gesicherte Stadt hinablaufen, sich die ganze Strömung, alle Entladungen des Mißvergnügens mit hinabgezogen hätten. Gähnend sitzt der Zeitungstiger im Kaffeehause und schiebt mit Verwünschungen das beschmutzte Blatt zurück, welches seit Tagen auf den Tischen herumgezogen wird. Unmutig fahren andere den unglücklichen Briefträger an, der ihnen mit leerer Tasche begegnet.

Mit einem Mal wird unser Geschlecht in die Gewöhnung seiner Ahnen zurückgeführt. Zudem gilt für diejenigen, welche fortzureisen trachten das Nämliche, was denen galt, die ankommen wollten. Das Rohr ist verstopft. Der Geschäftsmann wird von mürrischen Kunden überlaufen, welche die von ihm bestellten Waren nicht erhalten können. Mit der Neugierde leidet die Eitelkeit und schließlich gar das Tagesbedürfnis. Die unliebenswürdige Seite der Menschheit, welche darin zum Ausschlag kommt, daß der Gekränkte über das schimpft, was er nicht versteht, erinnert an die vielen verkannten Heerführerbegabungen, welche alsbald nach unglücklichen Schlachten auftauchen. Hätte Maier zu befehlen, so müßten wenigstens die Briefe angekommen sein. Würde man Müller gefragt haben, so hätte sich niemals eine Lokomotive in den Schnee hinein verbohrt. Überhaupt, so spricht der Chor im Hintergrunde, kommt derartiger Schlendrian nur bei uns vor.

In unseren Tagen, wo der Kaufmann, dem der Telegraph schlechte Kurse übermittelt, gespannt und vergebens auf die Zeitungen wartet, welche ihm die Niederlage erklären sollen, wiederholt sich dem menschlichen Geschlecht gegenüber, welches der Herr der Natur zu sein glaubt, dasselbe Schaustück, das vor ungezählten Jahrhunderten sich vor den

Recken unserer Urwälder, wie vor dem zaghaften Sinn des mittelalterlichen Pfahlbürgers abspielte. Wenn jenem der Winter ein Riese war, der die Menschen frißt, so erschien er diesem gar als Teufel — wie zahllose Abbildungen beweisen. Und, wenn wir statt der hinteren Blätter unserer Zeitungen, welche die Nachricht von der Schneeverwehung bringen, die älteren Blätter der Edda aufschlagen, so sehen wir, daß man den „Windbringer“ schon vor ein paar Jahrtausenden als den Vater des Winters gekannt hat.

Schauen wir uns wieder nach den Eingesperrten um, so sehen wir auch hier, daß alles ein Ende hat. Meistens dauert die ganze Gefangenschaft nur ein paar Stunden. Dann ertönt, wie Siegesgeheul, der durchschmetternde Pfiff des wieder freigewordenen Dampfwagens. Die Welt ist wieder offen, und mit einer Kraft, welche verdoppelt scheint, wird der Raum verschlungen. Links und Rechts saust die Welt, die vorher wie ein starrer Wall vorlag, in verschwimmenden Bildern an der Jagd des rasselnden Fuhrwerks vorüber. Kurze Zeit noch und jenseits der Steinwüste taucht das blaue Meer auf und glänzt ein milderer Himmel.

Wer Neigung hat, in der flüchtigen Erscheinung etwas zu sehen, was hier und dort auf das allgemeine Wesen der Welt hindeutet, der kommt vielleicht auf den Einfall, daß die Reise eines jeden Menschenlebens mit solchen Schneeverwehungen zu kämpfen hat. Da weht es den Wanderer an, eisig und verwundend, auf dem sturmbewegten dornigen Karst. Endlich aber kommt ein anderer Gesichtskreis, es thut sich eine schrankenlose Weite auf, der rote Ball versinkt in das Meer und kein Auge unterscheidet die Grenzlinie der Erde und des Himmels, der beiden Welten.

---

## IV.

## Der Absturz des Karstes zum Meer und die Raststätten am Strande.

Es ist eine Thatsache, daß wir in Süddeutschland und Österreich viel später angefangen haben, unsere Aufmerksamkeit der Adria zuzuwenden, als es die Bevölkerungen anderer Gegenden in Hinsicht auf ihre eigenen Küsten thaten.

Es soll hier nicht von den Staatsgewalten gesprochen werden, von ihrer Fürsorge für das Seewesen, von bewaffneten Fahrzeugen und dergleichen, sondern von der Teilnahme, die sich im öffentlichen Bewußtsein für das Meer äußerte, welches bis an den Südrand unserer Alpen heran und damit, eine Auszweigung des Mittelmeeres, weiter gegen Norden hinauf reicht, als irgend eine Buchtung jenes schönsten aller Meere, dessen Ränder, so lange es eine Menschengeschichte geben wird, als der Schaugrund gelten müssen, auf welchem die ersten Blüten unvergänglichen geistigen Schaffens sich entfalteten.

Unsere Reisenden sind vierzig Jahre lang über den Semmering gefahren, dessen Bedeutung von einem unserer Monarchen auf der Höhe des Berges selbst als die eines „Zuganges zu den Gestaden der Adria“ durch Gedenksteine bezeichnet wurde. In diesen vierzig Jahren hat man auf dem Schienenwege Reisen nach den Alpenländern unternommen, ist wohl auch, selbst wenn man keine Geschäfte hatte, nach Triest gefahren, hat sich die noch aus der Eilwagenzeit her oft genannte Aussicht von Opcina betrachtet — aber ein rechter Zug nach dem südlichen Meere war nicht vorhanden. Keinem Menschen fiel es ein, sich dort zu seinem Vergnügen oder zu seiner Erholung aufzuhalten. In Verwunderung kann das nicht setzen, wenn man bedenkt, daß vor wenigen Jahren selbst auf der herrlichen Höhe des Semmering, zu

welcher man in drei Stunden hinauffährt, ein Bauwerk, das mehr Hütte als Haus war, genügte, um den Zuzug aus der Großstadt aufzunehmen. Die norddeutschen Lyriker des vorigen Jahrhunderts hatten die Ostsee unter die für ihre Thätigkeit notwendigen Versetzstücke aufgenommen. Unserer österreichischen romantischen Schule fehlen als Hintergrund weder die Alpen, noch die Pußta, wohl aber die Adria. Und doch wäre diese blaue Fläche, die sich hinter den Bergen aufthut, mindestens ein so vorzüglicher Spielraum für unsere beschaulichen Neigungen, wie sie von jeher als der vorzüglichste Weg unseres Handels- und Gewerbefleißes galt.

Man hat uns in Deutschland nach dieser Richtung hin oft mehr zugetraut, als wir eigentlich verdienten. Uhland sagte im Frankfurter Parlament, er höre aus der Klangweise der österreichischen Mundart das Rauschen der Adria. Und dennoch war dieser Adria in unserem Gedankenkreise eine verhältnismäßig sehr bescheidene Stelle angewiesen. Zumeist wußte man von ihr wenig anderes, als daß dort das ganze Jahr über ein häßlicher Wind, genannt Bora, blase, daß dort unten eine Steinwüste sei, deren Waldbedeckung die Venetianer einst weggenommen hätten, um sich auf Holzrosten in den Lagunen ihre Häuser zu bauen, und daß man überhaupt, um sich dem Meere zu nähern, durch eine meilenweite, weiße Einöde fahren müsse, deren Leichenfarbe einem die Lust am Wiederkommen sicherlich verderbe. Eben so viele Worte, eben so viele Unwahrheiten — wie sich das fast immer so bei Sätzen verhält, welche einer dem anderen nachspricht.

Würde man zu einer gewissen Zeit erzählt haben, daß am Strande des Meeres die Sommerhitze keineswegs lästiger ist als in Wien oder in Berlin, daß man Schattengänge antrifft, durch welche die Sonnenstrahlen wie von Gewölben abgehalten werden, daß man schwächliche Kinder in den wärmsten Monaten des Jahres dorthin zur Erholung senden

und in den milden Wintern des feuchtwarmen Strandsaumes so mancher seine Gesundheit wieder finden würde, so hätte man das für eine ungereimte Behauptung erklärt.

Und trotzdem ist alles dies geschehen und liegt greifbar vor uns.

Man kann ohne jede Übertreibung sagen, daß man mit dem Saum des Karstes die Grenzschwelle eines Gebietes überschreitet, auf welchem mit jedem Kilometer weiteren Vordringens sich eine Enttäuschung im freundlichen Sinne des Wortes einstellt.

In einem der verbreitetsten Reisehandbücher wird gesagt, daß von Laibach ab der Schienenweg durch eine trostlose Gegend gelegt sei. Es kommt darauf an, ob man dichten Hochwald, der bis an die Böschung heranreicht, einen Hochwald von einer Ausdehnung, daß tagelange Irrwanderungen darin möglich sind — jedenfalls aber einen Hochwald, wie er im ganzen österreichischen Alpengebiete neben einem Schienenwege nicht mehr von gleicher Mächtigkeit und Entwicklung angetroffen wird, mit dieser Bezeichnung belegen will, wie es mitunter in Kindermärchenbüchern geschieht. In dieser Steinwüste gedeiht in kühlen, verdunkelten Hallen des Buchenforstes der Waldmeister. Aus dem Moose erheben sich Maiglöckchen, neben Bächen gedeiht der Frauenschuh, der Wanderer muß oft seinen Hut abnehmen, um durch die Tunnels des Geästes zu dringen, an anderen Stellen hemmt ihn das Dickicht der klafterhohen Farne. Diese feuchte Wiese ist von Vergißmeinnicht übersäet, dort ist auf einem Baume ein Horst für den Jäger angebracht, welcher zu Zeiten den Bären auflauert. Wer zwischen Franzdorf und Adelsberg die „bleiche Wüste“ verschiedener Reisehandbücher durchfährt, vermag nur dann in eine Entfernung einiger hundert Fuß vom Bahnkörper weg zu blicken, wenn irgendwo ein heimlicher, grasbewachsener Weg, eine von Kräutern wieder in

Angriff genommene alte Straße (stara cesta) oder ein schmaler Durchschlag durch die Fichten ihm den Raum gönnen.

Wenn jemand noch an der Macht der Suggestion zweifeln wollte, welche sich sogar in ganz handgreiflichen Dingen und in Erscheinungen, die so zu sagen vor unserer Thür liegen, geltend machen kann, so braucht er nur die eigenen Augen zu öffnen und das, was über den von der Eisenbahn durchzogenen Teil des Karstes gesagt wird, mit dem Thatbestande zu vergleichen. Und sogar dort, wo man die Bäume entfernt hat, wie sie aus so vielen anderen Gegenden entfernt worden sind, welche eine Wüste zu nennen keinem Menschen einfällt, hat man keineswegs ein abschreckendes Bild vor sich. Der Karst von Divacca und Nabresina, auf den man am liebsten hindeutet, wenn von der „Wüste" gesprochen wird, hat noch immer eine Menge von Bäumen und natürlichen Parkanlagen. So mancher, der auf der Bahn durch die Felseinschnitte gefahren ist, schwört darauf, er habe nichts anderes als Steine gesehen. Dieser würde sich wundern, wenn man ihm, wenige Schritte vom Schienengeleise entfernt, große Trichter zeigte, in welchen ein Baumwuchs wie im Prater seine Schatten verbreitet und den Grund gute Wiesen bedecken.

Diese Trichter halten die Feuchtigkeit länger zurück als die offene Oberfläche, auf welcher Wind und Sonnenstrahlen ungehindert walten.

Wenn die Mitte des Februar gekommen ist, dann blühen oben die Mandelbäume, der Crocus, die Narzissen, das Sinngrün, unten aber in den Dolinen die Veilchen.

Wenn man von solchen Dingen spricht, so erhält man wohl zur Antwort: „Wir haben von dergleichen nie etwas gehört." Dies wird gesagt, der unausgesprochene Nachsatz aber würde lauten: „Also kann es auch nicht so sein." Es

geht ja auf anderen Gebieten gerade so. Es wird stets vorgezogen werden, das Vorhandensein von irgend etwas abzuleugnen, als den Mangel an hinlänglicher Belehrung zuzugestehen.

Der Karst ist die Einleitung zum Meere, und darum mußte auch diese einleitende Betrachtung einer anderen über das Meer vorausgeschickt werden. Nicht viel weniger unrichtig und ungenau waren und sind zum Teil noch immer die Vorstellungen unserer Binnenländer hinsichtlich der Naturausstattung der Küsten und der Eigenschaften unseres Meeres.

Wenn man beispielsweise bei uns ohne weitere Bezeichnung von einem Seebade spricht, denkt man noch immer an die Nord- oder Ostsee. Daß wir selbst das Meer haben, und zwar eines mit höherem Salzgehalte, als er dort vorkommt, das ist uns erst in den letzten Jahren nahegelegt worden, als man auch an der Adria und am Quarnero Anstalten gründete und Ärzte im Vereine mit Menschenfreunden dort Heilstätten an Orten ins Leben riefen, deren Namen bis dahin ganz und gar unbekannt geblieben waren.

Wer einmal von Lambach aus nach Gmunden gefahren ist, wird sich mit Vergnügen daran erinnern, wie allmählich über dem grünen Vordergrunde der Traunstein auftaucht und die Einsenkung vor ihm den noch unsichtbaren Traunsee ahnen läßt. In ganz ähnlicher Weise kündigt uns, wenn wir auf dem Schienengeleise von St. Peter auf dem Karst gegen Süden fahren, schon bei Sapiane der blauduftige Velebit die See an, welche tief zwischen uns und ihm brandet. Dann steigen andere Kuppen auf, die Kapela, und der Pilatus des Quarnero, der Hasenberg von Cherso, und ebenso wie dort bleibt noch die gleißende Fläche, die zwischen unserem dahinrollenden Wagen und jenen Höhen eingesenkt ist, unterhalb des Gesichtskreises.

Der erste vollständige Überblick über den Quarnero, wie er sich von der Station Matuglie, 210 Meter über dem Meere, aus ergibt, ist ein solcher, daß ich mir schon oft die Frage vorgelegt habe, warum jetzt, nachdem es mit den Schlachten-Panoramen einmal glücklich zu Ende geht und selbst die große Menge mehr und mehr Vorliebe für Darstellungen von Landschaften in dieser Weise zu zeigen beginnt, sich nicht eine Unternehmung findet, welche dieses Rundbild anfertigen läßt. Wir haben in der ganzen Monarchie keinen Bahnhof, welcher schöner liegt. Gleichwohl aber würde ich vorschlagen, das Rundgemälde so anzufertigen, daß der Beschauer als auf einem Schiffe inmitten des Golfes befindlich gedacht wird. Wie man bei den bekannten Schlachten-Rundbildern um den abgeschlossenen Mittelraum des Zuschauers herum weggeworfene Waffen, umgestürzte Kanonen, Tornister, zerstampfte Erde gelegt hat, welcher greifbare Vordergrund dann unter dem Einflusse der Täuschung, über welche die Kunstfertigkeit des Aufstellers und des Malers verfügen, allmählich, ohne daß eine Grenzlinie aufzufinden ist, in die bemalte Fläche übergeht, so könnte man hier das Verdeck eines Schiffes zusammenstellen und den Blick über die Ausrüstungsgegenstände desselben hinweg allmählich über die Wogen und in die Weite gleiten lassen.

Von den Gestaltungen, welche in einer Beschreibung der Erdrinde zur Sprache kommen, überschaut man von diesem Schiffsboden aus die meisten. Zunächst einmal die Salzflut, welche sich gegen Süden hin durch den breiten Kanal der Farasina unübersehbar ausdehnt, bis ihr die Linie des Gesichtskreises eine Schranke setzt. Dann die Erde in ihren drei Gestaltungen als Festland, Halbinsel und Insel, welche uns durch die vorliegende, liburnische und kroatische Küste, durch die istrische Halbinsel mit ihren vielen vorspringenden Zungen, dann durch das Gewirre der großen und kleinen

Eilande im Süden vor Augen gestellt werden. Durch die Wolken, welche dort am Gebirge des Ostens herumhängen, wandelt langsam, sich dunkel von den lichteren Dünsten abhebend, die Rauchsäule des Dampfwagens der k. ungarischen Staatsbahn zu den waldbedeckten Hochflächen hinauf — eine Höhe gleich der des Semmering unmittelbar vom Meere aus anklimmend. Eine andere Rauchsäule steigt mit der Südbahn gegen Matuglie an, und weit draußen im Meere deutet eine schwarze Linie auf den Rauch eines Dampfers hin, der eben vielleicht aus fernen Oceanen zum Angesichte der heimischen Küste zurückkehrt. Vor uns vermengen sich die Wellen der Fiumara, flaschengrün wie jeder Karststrom, mit dem smaltblauen Salzwasser, und am Ufer erblickt man eine der einfachsten Gestaltungsformen des Wassers, eine Quelle neben der anderen, wie sie kurzlebig aus dem Felsspalt aufsteigt und alsbald in ihre weite Heimat, das Meer, übergeht. Da stehen, in der Luftlinie keine zwei Meilen von uns entfernt, die Kuppen des Hochgebirges, Risniak und der Schneeberg, auf ihren Gipfeln Enziane und Edelweiß tragend, dort verflacht sich das breite Veglia zur weinreichen Ebene, und würden uns nicht an diesen Stellen die Hänge von Cherso und die des Monte Maggiore den Blick hemmen, so erschauten wir noch dazu zwei ansehnliche Süßwasser-Binnenseen, den von Vrana und den von Cepic. In den Hochkaren glänzt hier und dort ein Schneestreifen, den Ufersaum aber bedeckt in geschlossenen Reihen der Lorbeerwald.

Oben haust im Bergwalde der Holzfäller und schichtet aus Buchenholz seine Kohlenmeiler übereinander. Unten wirft der chiozzotische Fischer, der niemals einen Wald oder eine Buche gesehen hat, seine Netze nach Makrelen.

Wenn, wie geschildert worden ist, dieses Stück der Erde fast als eine ziemlich vollständige Beispielsammlung für die Kapitel der allgemeinen Geographie betrachtet werden kann,

so tritt uns, wenn wir vom Quarnero aus unsere Umgebung betrachten, mehr als ein Blatt aus dem Bilderatlas der Weltgeschichte vor Augen. Erstlich ging über diese Wasser die Grenzscheide zwischen dem weströmischen und byzantischen Reiche, späterhin zwischen der lateinischen Gesittung und dem Slawentum. Es ist dieser Golf eine jener Stätten, welche von jeher dazu bestimmt gewesen zu sein scheinen, Sprachen, Völker, verschiedenartige Entwicklungsformen der Menschen und ihrer Geschicke von einander zu trennen. Heute sehen wir auf der einen Seite das kaiserliche, auf der anderen das königliche Ufer. Man wird also wohl zugeben, daß, wie überall, die Vielgestaltigkeit der Erdbildung auch einen entsprechenden Wechsel menschlicher Dinge nach sich gezogen hat, nicht minder aber auch, daß alle Grenzen mit Zähigkeit aushalten und auch unter veränderten Verhältnissen immer wieder bald in dieser, bald in jener Weise Scheidelinien darstellen.

Bei Erwähnung der verschiedenen Bildungen habe ich die des Fjords vergessen. Wenige Kilometer von Fiume entfernt zieht sich ein solcher, in der Richtung gegen die alte Stadt Buccari, in das bergige Steilufer hinein. Es ist ein echter und wahrhaftiger Fjord, aber ins Südliche übersetzt — grellfarbig, mit blendenden Steinflächen, spärlichem, doch immergrünem Pflanzenwuchse, mit süßen Wassern, die nicht als Stürze von den Halden abschäumen, sondern als runde Wallungen die Fläche des Salzwassers unterbrechen. Man muß aber vom Schiffe aus scharf gegen die Wände der Küste hinschauen, um den Mauerbruch zu erkennen, durch welchen sich dieser Fjord in die Felsen hineinzieht, denn der Eingang ist schmal genug.

Wenn man die Blätter der Geschichte betrachtet, so erscheint einem dieser Fjord wie ein Sinnbild der Vereinsamung des Lebens seiner Ansiedler. Denn die Stadt Buc-

cari hat immer ein ganz absonderliches Dasein geführt in vergangenen Jahrhunderten.

Im Frühsommer ist diese Landschaft so schön, daß man sich nichts denken kann, was in Farben eben so anziehend als originell in der Zusammenstellung wäre. Unsere Landschaftsschablonen passen alle nicht dahin. Das Heer der Nachtigallen und die bleichen oder ockerroten Klippen, die Möven und der Kuckuck, die grellen Prachtblüten der Paeonia Peregrina, die von Zitronenkraut duftenden Felshänge, auf denen der Schatten der fruchtbeladenen Kirschbäume liegt, die süßen Wasser im Meere, die schwarzen Cypressen und die kreideblendenden Straßen, das alles gehört nicht in jene Bilderreihe, die sich der vaterländische Wanderer vorführt, wenn er an einen Gang „ins Grüne“ denkt.

Es gibt aber dort noch viele andere merkwürdige Dinge zu sehen, über welche sich lange nachdenken läßt. Wie die aus dem grauen Gestein am Meeresrand aufsteigenden Karstwasser sich als wahrnehmbarer Schwall inmitten der Meeresflut erhalten, so auch die Volkstümlichkeit dieses Landes inmitten der latinischen Flut, die an alle Küsten des klassischen Meeres schlägt. Dort drüben über der blauen Fläche, mitten in den Lorbeerwäldern des Strandes, welche sich durch ihr tieferes und stetiges Grün von dem lichteren und hinfälligen Grün der über ihnen den Berg beschattenden Eichenwipfel ausdehnen, glänzt Abbazia, das man bereits als einen an die Adria heruntergetragenen Wiener Vorort bezeichnen kann — hier macht sich an der Küste das venetianische Marinewesen breit, und dort geht auf dem gelben Pfade das in braune Wolle gekleidete Weib, das Lasttier des Tschitschen, der Marmortreppe zu, hinter welcher weiße Götter und Magnolien und Pinien stehen.

Dreihundert Kilometer in der Luftlinie von dem Donaulaufe zwischen Linz und Wien entfernt, gibt es da ethno-

graphische Erscheinungen, von welchen selbst in Österreich nicht allzu viele eine Vorstellung haben.

Hier war, wie gesagt, immer eine jener unverrückbaren Völkerscheiden, welche in Jahrtausenden von keiner geschichtlichen Flut umgeworfen oder verwischt werden. Hier stößt das Gebiet der lateinischen Rede an das des slawischen — das römische Albona drüben, dann das Wasser des Quarnero, dann die Stadt Fiume, königlich ungarisch, mit slawischem Volk, wälscher und deutscher Umgangssprache in Handel und Wandel — drüben die lange Zeile der heimischen Gaststätten von Abbazia, die sich südwärts immer weiter gegen Ika und gegen Lovrana hin vorschiebt, ein Beispiel von der Fähigkeit der Österreicher zur Kolonisation, welches alle die gegenteiligen Vorstellungen, die fortwährend noch gedankenlos weitergeschleppt werden, über den Haufen wirft. Wenn das alles so recht bekannt und ausgeschrieben wäre, wie die Dinge Wälschlands, so würden viele sich die Ebenen der Lombardie, den kahlen Apennin und anderes schenken und hieher gehen, wo Natur und Menschenschicksale seit Jahrtausenden in übereinstimmender Sinnbildlichkeit uns darthun, daß zwei Welten einander berühren.

Seit mir der erste Anblick dieses Ufers wurde, ist ein Menschenalter vergangen, ich habe den Strand seither ungezählte Male besucht, aber sein Reiz ist mir nicht nur neu geblieben, sondern hat sich gesteigert. Anderen Leuten ist es ähnlich ergangen, und ungezählte Menschen haben seither ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben, wie solche Landschaften nicht von jeher den gefeiertsten der Erde beigezählt wurden. Dann kamen die Wiener Colonieen, die Hotellerie, der Zuzug anspruchsvoller und bescheidener Fremden auch aristokratischer Mövenschützen und ähnlicher grausamer Tagdiebe — die alle ihre Wünsche erfüllt fanden. In Istrien sowohl als oberhalb Fiume

steigen jetzt die Eisenbahnen hinauf, die sich im Osten der genannten Stadt durch Einschnitte und auf Dämmen vom Meeresufer weg sogar auf eine Höhe von über achthundert Metern hinaufheben. Wer das nicht wüßte, der möchte nicht wenig erstaunt sein über die Dampfwolken, welche er hier und dort von der Meerflut aus auf schroffen Höhen langsam emporwandeln sieht.

Die Umgebung, in welcher ich den hier auszuführenden Gedanken zum ersten Male faßte, war im Grunde schlecht gewählt, wenn ich denselben damals weiter verfolgen sollte. Sie wirkte viel zu viel zerstreuend. Granatblüten neigten sich an jenem Tage über die Mauern, und an mancher Stelle ragten Zitronenbäume mit goldenen Früchten darüber empor, frei und ungeschützt, wirkliche Gartenbäume, auch im Winter ohne Umhüllung. Manches der reinlichen weißen Häuser wurde von Zurgelbäumen beschattet, welche an Mächtigkeit wipfelstolzen Eichen unserer Bergwälder gleichkommen. Das Rauschen der Quellen vermengte sich mit dem Anschlage des Meeres, und die Weiber tauchten ihre Linnen in Becken süßen Wassers, die nur durch einen wenige Spannen breiten Steindamm von der Salzflut geschieden sind, deren Klippe die ährigen Meerträubchen mit ihren gelben Beeren bedecken, und drüben lockte eine Schenke, wo die Vodica quillt, das „Wässerchen", welches der Name eines mild schmeckenden, doch feurigen Weines ist, wegen welcher Freunde des Rebensaftes die Kostrena-Küste feiern.

Ich blieb aber allen diesen Lockungen gegenüber standhaft und dachte mir späterhin ein Sachverhältnis aus, das sich vollständig eigenartig anläßt und in unserem Erdteile nicht wieder gefunden wird. Es soll dadurch eine Unternehmung angeregt werden, von welcher ich noch jetzt die Hoffnung und Zuversicht habe, daß sie einmal von irgend jemand aufgefaßt und in greifbare Wirklichkeit übersetzt werden wird.

Was ist weiter als „Berg und Thal“ von einander? Antwort: Hochgebirg und Meer. Wir sind in unseren Anschauungen daran gewöhnt, uns die Gebirge hier und dort vorzustellen, von denen die Flüsse zusammenrinnen. Dann kommt der obere, mittlere und untere langgestreckte Lauf der letzteren und endlich das Tiefland, in welchem sie sich vor dem Eintritte ins Meer an den von ihnen selbst mitgebrachten Frachten, den Felsstücken, welche im oberen Laufe zu grobem, im mittleren zu geringerem Gerölle und im untersten Laufe zu Schlamm geworden sind, stauen und verästeln. Dann, weit draußen, kommt das Meer. Fels und Meer sind weit von einander entfernt.

Wenn man jemand erzählen wollte, daß es möglich ist, sich in der frischen Luft eines sogenannten Höhenortes, der ungefähr auf gleicher Ebene mit den bekannten Orten des oberen Engadin oder des Pusterthales, des Brennerüberganges und vieler anderer Wasserscheiden der Alpen liegt, aufzuhalten, dort im Walde oder auf Bergwiesen herumzugehen, dieselben zu verlassen und eine halbe Stunde später in den Wellen des Meeres zu baden, so würden wohl die allermeisten meiner Leser sehr lange auf der Landkarte herumsuchen müssen, bis es ihnen gelänge, die Stelle eines solchen seltsamen geographischen Thatbestandes zu bestimmen.

Eine Zahnradbahn, welche von einer der Hochflächen des Monte Maggiorestockes bei Abbazia an das Meer hinuntergeführt wäre, würde es ermöglichen, die Entfernung ungefähr in der angegebenen Zeit zurückzulegen. Nehmen wir sogar die höchste Kuppe selbst an, so beträgt diese Entfernung, in der Luftlinie gemessen, von den Hotels am Strande Abbazias 11, von Ika 7, von Lovrana 6 Kilometer. Das bereits bestehende Schutzhaus liegt 950 Meter, die Kuppe des Monte Maggiore 1400 Meter über dem Meere, die

Quellen von Vela Utschka dürften in einer Höhe von etwa 1100 Meter fließen. Laut statistischer Angaben gehört die Bezirkshauptmannschaft Volosca zu den waldreichsten Gebieten der Südalpen, und der Augenschein lehrt, daß es in unseren Gebirgsländern kaum irgendwo einen solchen Buchenstand gibt als in der Nähe des Schutzhauses und noch mehr in der Nähe der Quellen — ein Waldstand, welcher dort sogar einen schwunghaften Betrieb des Köhlerhandwerkes ermöglicht.

In Europa fehlt es weder an Meerbädern, noch an klimatischen Kurorten, an aussichtsreichen Höhen und an Wäldern. In Norwegen fallen Hochgebirge steil in das Meer, aber das Meer der Fjords und der Skjären ist kein Badewasser. An der Riviera fallen Gebirge steil in das Meer, aber sie haben keine Hochfläche und keinen Wald. Weithin rollt die weiche, salzige Meerflut an die Küsten Italiens, aber dieselben sind flach, und wo sie es nicht sind, dort gilt das, was für die Riviera gesagt worden ist. An der deutschen Nord- und Ostsee kann man sich eine Gebirgslandschaft nur als etwas Gegensätzliches im fernen Süden vorstellen. Kurzum: Luft- und Meerbad schließen einander überall aus. Diesem Gestade aber kommen, neben einander hingelegt, folgende Attribute zu: hervorragende Wärme des Badewassers; ein bewohnbares Waldgebirge, dessen Aussichtskreis nach jeder Richtung mehr als 130 Kilometer Entfernung faßt, von den Ampezzaner Bergen bis zu den Inseln von Zara, einschließlich der beiden Meere; die Lage in Mitteleuropa mit den vorhandenen Verkehrsmitteln; ein bereits erworbener Ruf, der sich auf die einzelnen Vorzüge der Gegend als solcher erstreckt.

Wer im Sommer die eine und andere Reise durch die Hochalpen gemacht hat, der ist der Erfahrung nicht entgangen, daß die Sommerfrischler nach und nach sich über Dinge beklagen, über welche sie zuerst in der beginnenden Anregung

durch den Landschaftswechsel hinwegschauten. Oft wird es ihnen gar zu kühl und fröstelnd, man wünscht sich ein wenig Sonne und Süden. Dann heißt es wieder: „Alles recht schön, aber die Berge rühren sich nicht, es ist immer das gleiche Schauspiel. Wie anders doch die bewegte Fläche des Meeres, wie anders ein Bad in den Wellen der Salzflut — das nächste Jahr gehe ich in ein Seebad.“

Wieder ein anderer, der in einem Seebade oder in einer milden Gegend sitzt, sagt an heißen Augusttagen oder in schwülen Nächten: „Eine stärkende, frische Höhenluft ist doch etwas Anderes. Immer kann man nicht im Wasser sein, das Luftbad der Berge und ihre weiten Gesichtskreise erfrischen Leib und Geist des Menschen nachhaltiger als dieses zeitweilige Eintauchen in Salzwasser.“

Beide haben, wie das bei entgegenstehenden Behauptungen fast immer der Fall ist, in einseitiger Beziehung Recht. Jeder hat eben einen anderen Zipfel vom Vorhange weggezogen, welcher das Wesen unserer Wünsche, wie das Wesen der Dinge überhaupt, zudeckt. Mit meiner Zahnradbahn ist Beiden geholfen. Der Gast, der sich vor den allzu lauen Nächten des Südlandes fürchtet, läßt sich vom Strande hinaufziehen und gerät auf die nordische Almenwiese, wo die Wolken ziehen und der kalte Bergwind weht. Des Morgens scheint ihm die Sonne in sein Fenster und zeigt ihm Meere und Inseln, Ebenen und Hochflächen, schneebedeckte Häupter und die nicht minder weiße Brandung des Ufersaumes — einen orbis pictus. Denn einen solchen altväterischen Namen kann man wohl einer Sammlung von Schaustücken geben, in welcher fast alle geographischen Charakterbilder, die es überhaupt gibt, vorkommen, von der Lagune bis zum Gletscher, von den Deltabildungen der Flüsse bis zum höhlenreichen Karst, vom Ölwald zum Krummholz. Jemandem beliebt es, die Höhe zu verlassen und im Meere

herumzuschwimmen. In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Frühstücke ist er auf dem Schienenwege drunten und wieder oben.

Man wird wohl zugestehen, daß eine derartige Veranstaltung auf den Verkehr in unseren Alpenländern von einem fördernden Einflusse sein müßte, dessen Bedeutung sich einstweilen nicht überschauen läßt. Berge gibt es überall und das Meer umbrandet den Weltteil — aber die auseinandergesetzte Conjunctur kommt nur ein Mal vor. Örtlichkeiten aber können so wie Menschen nur dann gefördert und wirklich nutzbar gemacht werden, wenn man auf die Eigentümlichkeiten eingeht, die ihnen ausschließlich angehören und die sie mit keinen anderen teilen.

Was steht nun zwischen diesem Gedanken und seiner Verwirklichung? Welches sind die Bedingungen, unter welchen der Menschheit ein derartiger Vorteil geboten werden kann?

Wir haben aus verschiedenen Unternehmungen gelernt — wenn wir es nicht schon vorher gewußt hätten — daß jene Gedanken sich am ehesten fruchtbar erweisen, welche auf die erste Mitteilung hin als paradox, als allzu kühn, erschienen waren. Nur große Mittel und eine gewisse Verwegenheit erringen in dieser Zeit Erfolge. Was den vorliegenden Fall anbelangt, so müßte gefordert werden, daß mindestens eine Million Gulden zunächst ohne Aussicht auf unmittelbaren Erfolg angelegt werde, um eine Schienenverbindung zwischen einer mindestens tausend Meter über dem Meere gelegenen Waldhochfläche und dem durchschnittlich acht Kilometer davon entfernten Badestrande herzustellen.

Von den paar tausend Gästen, welche alljährlich nach Abbazia kommen, ließe sich vorerst keine entsprechende Frucht erwarten. Der Verkehr müßte vielmehr durch dieses mit der

Natur der Dinge gegebene Wunderstück im eigentlichen Sinne des Wortes erst herangezügelt werden, dürfte aber dann, seines Gegensatzes zwischen den Bädern in der Meerflut und den Wolken der Gebirge halber, schon als echt moderne Sensations-Scenerie große Mengen anziehen, wenn wir auch von dem wirklichen Nutzen für die Gesundung und der großen Schönheit der Naturbilder absehen. Die Wälder der Hochflächen müßten gekauft, gepflegt und gehegt werden. Man müßte oben teure Gastanlagen herstellen.

Wer in Wien des Abends um sieben Uhr oder in Franzensfeste des Abends um fünf Uhr abfährt, erreicht den Strand von Abbazia des Morgens um neun Uhr. Die Reise nimmt also keine so lange Zeit in Anspruch, als man es vielleicht der Karte nach vermutet. Zudem werden die Eisenbahnen von Jahr zu Jahr wohlfeiler, wie die Dinge überhaupt sich hinsichtlich der Zugänglichkeit oder Bequemlichkeit des Verkehres aus der Ferne her stets günstiger gestalten. Aber auch die vernünftigen Ziele und Absichten bedürfen der unvermeidlichen Hinschleppung durch die Zeit.

Wie viele Jahre hindurch habe ich bei allen Gelegenheiten die Schönheiten der istrischen Küste ins Licht zu setzen gesucht, und wie ich es endlich durchgesetzt hatte, daß viele Binnenländer sich an diesem so weit nach Mittel-Europa hinein geschobenen Stücke der homerischen Wasserwelt des Südens (die man sonst nur entweder in der Lagune oder an ungleich weiter entlegenen Ufern kennen lernte) zu erfreuen anfingen, so hörte ich die Ausdrücke des Staunens und der Befremdung darüber, daß man derlei schon so lange besessen und schier nichts davon gewußt habe. Heute freilich gibt es in Wien schon keinen Kellner mehr, der nicht einmal in Abbazia gewesen wäre.

Gerade so wird es mit dem Wunder gehen, welches uns hier von der Wirklichkeit entgegengebracht wird — der

Zusammenknüpfung von Hochgebirg und Meereswellen. Vielleicht erlebe ich es nicht mehr — aber zuversichtlich kommt einmal der Tag, an welchem der von dort zurückkehrende Gast auf die Frage, ob er im Engadin oder auf dem Lido gewesen sei, antworten muß: „Zu gleicher Zeit in beiden.“

Dann werden eben Fels und Meer, heute noch in wilder Vereinigung neben einander bestehend, durch einen doppelreifigen eisernen Trauring verbunden sein.

Verläßt man den weitschauenden Bahnhof von Matuglie, so erblickt man einerseits in flachen Dolinen ein Wachstum von Baum und Gras, welches uns ganz und gar an nordische Flußauen oder an den Prater erinnert, gleich daneben aber wieder zwischen kahlem Geklipp die Vorposten einer Pflanzenzone, die uns gänzlich anfremdet. Da tauchen jene hartblätterigen, durch lange Haare oder Dornen geschützten, widerstandsfähigen Sträucher und Kräuter auf, die unseren mastigen und stengelsaftigen Gewächsen so wenig wie möglich gleichen. Wenn man vom Bahnhofe die paar Schritte zu dem lobwürdigen steirischen Wirte „Sammt“ hinabsteigt, hat man alsbald Beispiele vor Augen, auf welche jeder Freund der Natur aufmerksam gemacht sei. In der Nähe sieht man jene von hochstämmigen Bäumen beschatteten Wiesenflecken, auf welchen man unwillkürlich sich nach irgend einem Bierkeller umschaut; aber nur wenige Klafter entfernt bleiben wir stehen, um uns Farben und Umrisse von Gewächsen zu betrachten, denen wir daheim nirgends begegnet sind. Was dieses letztere Wachstum anbelangt, so ist es fast ganz gleich, ob wir unseren Gang im Januar oder im Juli antreten. Salbei und Satureja duften gleichmäßig in der Sonne des einen wie in der des anderen Monates. Auch das Helichrysum hält sich oft tief in den Winter hinein, sogar der spanische Scolymus zeigt oft um Weihnachten herum noch seine gelbliche Blüte. In fest ge-

schlossenen Gruppen steht das wollige Centrophyllum, Rhamnus infectoria, der stachelige Paliurus, mit welchem der arme Morlak den Zugang zu seinem Gehöfte verteidigt, beisammen. Verschiedenartiger Juniperus und dorniges Xanthium erheben sich neben dem gelbgetretenen Pfade, der oft dichten Büschen jenes Rhamnus auszuweichen hatte. Es ist ein eigentümlicher und die Einbildungskraft des Nordländees ansprechender Gegensatz zwischen der trockenen Verschlossenheit dieses Felsbodens und den vielfältigen Wohlgerüchen, die sich zu allen Jahreszeiten von ihm erheben, sei es unmittelbar aus Blütenkelchen oder unter der Einwirkung des Sonnenscheins aus den mit flüchtigen Olen gefüllten Drüsen so vieler dadurch gegen widrige Einwirkungen bewehrten Pflanzen.

So sehen wir auch in diesem Nebeneinander die Gebiete zweier Erscheinungsformen angedeutet. Die Flora des Mittelmeer-Beckens mengt sich mit dem Wachstum der Bergländer des Nordens. Wir brauchen nicht die Gegensätze zwischen den Alpenrosen des Risniak und den baumhohen Oleandern der Küste, zwischen der alpinen Aster des Schneeberges und dem homerischen Asphodill des Ufers, wir haben die Verschiedenheiten unmittelbar neben einander — und darum ist ein Gang zum „Sammt" (zugleich empfehlenswerter Fußweg nach Abbazia für diejenigen, welche sich nicht mit den langen Serpentinen der Fahrstraße befassen wollen) ein sehr lehrreicher Weg, insbesondere auch deshalb, weil er in der Entfernung von wenigen hundert Schritten den Wanderer durch Denkzeichen verschiedener Erdperioden führt. Eben ist noch, wie an der Station, der Fuß über den Kreidekalk dahingegangen, und schon schreitet er, bei Volosca, auf den Niederschlägen des eocänen Meeres, welches zeitweilig in diese und jene Falte des Kreidegebirges hineingegriffen hat.

Diese Schichten fallen dem Auge alsbald durch ihre größere Fruchtbarkeit auf. Sie sind es insbesondere, welche

den Weinstock und den Feigenbaum ernähren, welch letzterer mit seinem Geäste über die Dächer manchen Hauses hinausreicht.

Solche Einzelheiten würden dem Beobachter vom Standorte des Schiffes aus allerdings verborgen bleiben, dagegen braucht er denselben nicht zu verlassen, um in den Bedingungen des Menschenlebens Gegensätze zu erraten und wahrzunehmen, die sich hier eng berühren.

Hier dampft es am Ufer von Schloten auf, welche die Thätigkeit des Menschen in einer seiner modernsten Anstrengungen kennzeichnen. Es werden hier jene Fischtorpedos angefertigt, welche in der Kriegführung zur See als eine der furchtbarsten Waffen gelten. Dort werden mit Hilfe des Dampfes Reiskörner von ihren Schalen befreit, an anderer Stelle das über das Meer herbeigeführte Erdöl gereinigt, und aus der Felsenspalte dort, welche der Fluß durchbraust, ragen Gebäude auf, in welchen Papier hergestellt wurde, das die Schiffe nach den fernsten Küsten tragen. Das Erdöl, welches dort gereinigt wird, ist für den Fischer nicht vorhanden, welcher Nachts auf das Meer hinausfährt, um seine Beute, die Meerspinnen, Hummern oder Makrelen, durch Lichtschein anzulocken. Er kennt noch immer keine andere Flamme als diejenige, die er mit den harzigen Zweigen der Meerfichte anfacht, gerade so, wie es seine Vorfahren vor ungezählten Jahrhunderten gehalten haben. In bunten Gewändern beleben die Frauen der großen Welt den Strandweg von Abbazia, die Weiber von Veglia aber, welche da in einem Kahne an uns vorüberfahren, tragen noch immer die schwarze Kleidung, mit welcher sie das Schicksal ihres alten Herrschergeschlechtes, der Frangipani, betrauern. Hier erhebt sich am Ufer, rings von Lorbeerwald umschlossen, ein prunkvolles, mächtiges Gastgebäude, in welchem der Reisende so bewirtet wird, wie es großstädtische Gewöhnung

mit sich bringt. Die Insassen jenes Strandhauses dagegen haben niemals ein weißes Tischtuch oder ein Glas Bier gesehen. Hier kann man tagelang umhergehen, ohne dem Wortklang nach, den man zu hören bekommt, vermuten zu dürfen, daß man das Gebiet von Wien überschritten hat. Dort ertönt slawischer Laut, wie fern unten im Schwarzen Berge oder in der Krivoscie. Hier stehen die Hoteldiener mit ihren galonirten Mützen, um diese Felsen aber webt sich die Heroensage der Hellenen. Hier hat sich in breiter Kolonie die bajuwarische Mundart der Österreicher festgesetzt, die Namen jener Uferstriche aber findet man bei Ptolemäus und Strabo. Hier schleppen sich die Lokomotiven zum Binnenlande empor, dort aber, auf dem langgestreckten Cherso, kann man Tagereisen zurücklegen, ohne einen Weg anzutreffen, auf dem sich ein Rad bewegen kann. Hier erhebt sich die Staubwolke hinter der eleganten Wiener Karrosse, dort schleppt das keuchende Weib, das Lasttier des Südslawen, vorgebeugt an Gurten seine Fracht an Feldfrüchten, Fässern oder sogar Kisten.

In der That würde dieser weite Uferkreis dem Schöpfer eines Rundgemäldes unerschöpflichen Stoff bieten, nach jeder Richtung hin künstlerische Antithesen anzubringen. Welcher Unterschied ist beispielsweise zwischen dem kleinen Hafen von Abbazia, in welchem fortwährend beflaggte Lustbarken aus und ein gleiten, und dem einsamen Strande von Smergo auf Cherso, wo sich kein Kahn rührt und Tage vergehen, bis man einen Menschen unter den immergrünen Steineichen hingehen sieht, die sich über das tiefe blaue Wasser neigen. Dort, auf der Hauptstraße von Abbazia, geht unablässig der Telegraphenbote hin und her und trägt seine Botschaften in Häuser mit Balkonen und in Häuser mit Türmen, hier aber auf dem meerumrauschten Eilande Plavnik vergeht ein Jahr und mehr, bevor ein Mensch, der nicht

zur Familie gehört, in die einzige estanzia (Gehöfte) eintritt, welche sich auf der einsamen Insel erhebt. Dort verkauft ein zierliches Mädchen in einem eleganten Kiosk der schönen Welt Blumensträuße, während dieses Weib da noch nie eine andere Blume gesehen hat als eine solche, die draußen auf der umwetterten Heide der Insel emporgewachsen ist. Von dort oben trägt der Nordwind über die gekräuselte See den Pfiff der Lokomotive her, hier aber, am verlassenen Ufer von Veglia, träumt zwischen hohen Cypressen einsam das Kloster von Santa-Maria di Capo, und die Mönche, welche hinausschauen, sehen keinen anderen Wandel als den Wolkenhut, den sich der Hasenberg von Cherso (deshalb der Pilatus des Quarnero genannt) abnimmt und wieder aufsetzt.

Langsam folgen die kleinen Barken der Strömung, welche aus dem Quarnerolo heraus gegen Fiume hinzieht und von dort wieder gegen Süden abgedrängt wird. Unbekümmert um dieselbe durchfurchen die großen Warendampfer und die schwimmenden Panzerfestungen die blaue Salzflut.

Hier versammeln sich die orangefarbigen Segel der Chiozzoten, dort zündet die sinkende Sonne auf den kahlen Felsen des Scoglio San-Marco Lichter gleich Kohlenglut an, und dem letzten Schimmer der Sonne auf den hohen Bergen folgen alsbald die roten Funken in den Laternen der Fanale und Leuchtschiffe.

---

## V.

### Der nördlichste Rand der Adria.

Wenn man das Pfeifen der Bora und die Bewegungen, welche sie im Gestein hervorbringt, recht wahrnehmen und

empfinden will, so muß man zu Fuß gehen. Aber auch der Südwind und die schwülen Stürme des Winters machen sich da ganz anders fühlbar als einem Reisenden, der mit der Eisenbahn über den Karst fährt.

Versetzen wir uns auf die Strecke zwischen Nabresina und Triest.

Von allen Steinbrüchen, die ich kenne, ist die Cava Juch bei Nabresina einer der merkwürdigsten. Steinbrüche dienen zumeist der Zukunft, dieser aber ist eine Stätte der Betriebsamkeit, die noch mehr von Vergangenheit als von Zukunft an sich hat.

Er und einige umliegende Gruben sind dem Volke auch unter dem Namen Cava Romana bekannt. Es wird dadurch angedeutet, daß sich in grauer Vorzeit Römer dort Steine holten. Es kann nicht bezweifelt werden — sie haben einen großen Teil Aquilejas aus diesen Brüchen aufgebaut. Hier lagen die Schichten jenes Hippuriten-Kalkes, seit das sich verlaufende laue Kreidemeer seine Muscheln in ihm zurückgelassen hatte.

Endlose Säcula später ging ein Mensch durch den finsteren Buchenwald und sah dort Wasser versickern. Unter der Dammerde lagen die Platten, die obersten morsch, die unteren immer fester. Sie wurden emporgehoben, auf Schiffen nach Aquileja gebracht und dort zu Mauern von Palästen und Schaubühnen verwendet. Dann versanken sie im Sumpfe oder stehen jetzt auf Pflasterwerk zu Venedig und anderen Küstenorten. Denn Aquileja wurde der Steinbruch des Mittelalters, nachdem dieser hier derjenige des Altertums gewesen war. So sind die Steine gewandert.

Es ließen sich phantastische Geschichten erzählen über ihre Schicksale und über die Auftritte, deren Zeugen ihre geglätteten Flächen wurden. Mancher dieser Blöcke erglänzte in den Feuern des Mithras-Dienstes und sah die Opfer in

der Weltenhöhle. Mancher verspürte die Ferse Giovanni Gradenigos oder Antonio Contarinis oder wurde von den Thränen der Gefangenen des Rates der Zehn benetzt.

Ich ziehe solchen Träumereien die sinnliche Einwirkung des gegenwärtigen Schaustückes vor. Ein Maler müßte sämtliche Mineralfarben vom Bleiweiß bis zum Zinnober aufsetzen, wenn er diese mächtigen Einhöhlungen zum Gegenstande seiner Studien machen wollte. Wenn die Sonne bis auf den Grund hinabscheint, liegen Kernschatten hart neben Weiß und Goldgelb. Mitten drinnen haben sich an unbedrohten Stellen Sträucher angesiedelt. Von rotem Kalkstaub überdeckte Brücken sind über klaffende Schlünde gelegt. Hartrandig, scharfrippig ragen die bunten Schichten übereinander hinaus. Blöcke liegen, von Eisenketten umwickelt, auf Walzen. Es sind ganze flache Stücke vorhanden, deren ein einziges hinreichte, den Boden einer großen Kirche zu bedecken. Überall die schönsten Steine vom Briefbeschwerer bis zum Fußgestell der mächtigsten Bildsäule.

Wir fragen uns, wieso es möglich sei, solche Felsen auf der Eisenbahn fortzuführen. Grell heben sich die arbeitenden Menschen, das Getümmel der sich Abmühenden, von den hellfarbigen, toten Wänden ab. Oben ist das Häuschen der Aufseher, von welchem die Zugketten auf schiefen Ebenen bis zum Grunde hinabreichen.

Leider sieht derjenige, der mit der Eisenbahn vorüber fährt, nichts von diesen merkwürdigen Brüchen. Dagegen erblickt er in der Nähe des großen Viaduktes die bleichen ausgenagten aufragenden Rippen des Karstes und zwar gerade dort in solcher Anordnung, daß auf sie mehr als irgendwo die Vergleichung zutrifft, die man mit einem Friedhof angestellt hat. In der That erscheinen diese sehr ähnlich jenen weißen Platten, Kegeln und Würfeln, auf denen man die Ehren der Vermodernden und die eigenen Gedanken über Unsterblichkeit anbringt.

Wenn man das in die richtige Beleuchtung setzen will, so nehme man eine sciroccoschwere, stockfinstere Herbstnacht. Plötzlich flammt es auf von Blitzen, da sieht man den Karst so wie es ihm gebührt, in phosphorischem Licht.

Die große Stadt Aquileja, die in den Lagunen verschollen ist, wurde indessen keineswegs aus der Ausbeute dieser Einhöhlungen zusammengesetzt. Allerlei Thonwerk führten ihr die Brennereien zu, die an der Riviera von Grignano bei Triest standen. Jetzt ist dort nichts zu sehen, als oben die Felsen, alsdann weiter unten der ansteigende Schienenweg und unter ihm der steile Hang, auf dem die Ölbäume stehen und gegen dessen zernagtes Fußgestelle das Meer rauscht. Gleichwohl ist es zeitweilig gelungen, an jenem Gestade Spuren römischer Besiedelung aufzufinden. War Aquileja Villenstadt für Bürger, die aus Afrika, aus Campanien oder überhaupt aus dem schwülen Süden kamen, so wird der heute vom Olivenschatten bedeckte Strand am luftigen, hier nicht in Lagunen sich versumpfenden, sondern felsenreinen Meere vielleicht als Sommerfrische den Aquilejensern beliebt gewesen sein.

Über den Felsen, zwischen den Ölbäumen erblickt derjenige, welcher nicht mit dem Auge des Forschers ausgestattet ist, keinerlei Anzeichen vom Vorhandensein alter Prädien, kein Stein spricht von einem alten Tuskulum oder Suburbanum. Dagegen erscheinen über Ölbäumen die Flügel des orangefarbenen Heuvogels oder über den Melissen die weißen Schwingen des Lilienvogels und des Seefalters. The painted lady wie die Engländer unseren roten Distelvogel nennen, flattert im Unkraute, unter dem der Schutt alter Herrlichkeiten verwittert. Die spanische Dame dagegen, die Gottesanbeterin, verbirgt ihren grünen Leib im schwanken Feigengeäste. Sogar der Tagpfau mit seinen großen Augenspiegeln sonnt sich noch im Sonnenlichte.

Das wunderliche Augenbild gibt uns Ahnung ein von allgegenwärtiger Selbstbespiegelung der Isis, im Wasser, in der Netzhaut, oder im Bilde der Fata Morgana, indem sie sich stets emporhebt, wo sie das Grobe in künstlerischem Wiederspiel verfeinert, wo sie selbst — mag es wunderlich klingen — landschaftert und dichtet.

Im Süden haben Menschen mehr Geschichte gemacht als im Norden. In Erinnerungen und Trümmern ist dort Ungeheuerliches angehäuft. Darum können wir auch auf südlichen Gründen viel mehr Pflanzen erblicken, welche von unserer sinnbildlichen Begabung oder dem Unbewußten, das in uns Beziehungen zu anderem Lebendigen verspürt, mit menschlichem Schicksal verbunden werden wollen. Im Süden grünt die Myrte, deren Kranz den Sieger schmückt, dessen Hände nicht von Blut befleckt sind, oder die weiße Stirne der Jungfrau. Dort erhebt sich die Cypresse, die Unsterblichkeit bedeutet, und überlebt alle Jahreszeiten, der Rosmarin, die Totenkrone. Aus diesem Wachstum erkennt man, wie vieles, ohne daß wir es bestimmen können und wollen, in Zusammenhang steht. Wir können uns weder den Strand des Südmeeres noch das Geisterreich von Griechenland und Latium, noch Toscana und die Wiedergeburt ohne Ölbäume, Lorbeer, Cypresse und Myrte denken.

Italien ohne solche Bäume wäre nicht mehr das hesperische Land. Und gleichwohl waren eben diese Bäume nicht von Anfang an da. Als der wilde Insasse mit Feuersteinlanzen am schattigen Strand jagte, gab es alle jene Bäume nicht. Der Mensch ist es, welcher das akademische Landschaftsbild der saturnischen Erde geschaffen hat. Aber nicht eher, als bis sein Geistesleben an Lorbeer und Cypresse Sinnbildliches zu erspähen vermochte, nicht eher, als bis der Mensch sich dem Bilde einfügte. Bevor Apollo nicht auf dem Parnassus thronte, wuchs auf dem Berge kein Lorbeer. Und doch ist es wieder

nur unmittelbar der Mensch, der die heiligen grünen Wesen aus dem Morgenlande oder aus Libyen herüberholte. Wieder war er nur Werkzeug und sein Thun nur Symptom der allumfassenden und in allem werkthätigen Kraft, für die es keinen Namen gibt. So kommt es, daß unter Oleander und Myrte die sapphische Ode klingt und im neblichen Nadelwald die Schwermütigkeit der sogenannten Gedankendichtung gedeiht.

Der Mensch überhäuft die Erde mit Trümmern, aber seine Macht bleibt stehen an der Marke der Salzflut. Das ist des Dichters Wort. Aus dem blauen Meere heben sich die Köpfe der alten Geschlechter in ununterbrochener Ahnenreihe, stets die Nachkömmlinge der amphitritischen Scharen, die vom akrokeraunischen Vorgebirge bis zum Golf der Japyden von jeher durch die Höhen und Tiefen unter der bewegten Fläche zogen.

Der Töpfer würde wohl über die Macht des Hephästos staunen, die auf dem Damme, welcher seine verschollene Werkstätte zudeckt, auf der Eisenstraße mit keuchendem Rauchrohr die Lasten in die Höhe schleppt. Aber der alte Forscher, der Weltweise, der vor zwei Jahrtausenden seine Bücher über die Pflanzen der ihm bekannten Erde schrieb, würde jenseits des Strandes, im Wasser, nur bekannten Gestaltungen begegnen. Noch steckt der Seemönch, den die Blitze verschonen, seinen runden Kopf aus dem Wasser. Noch hebt der Papiernautilus seine Segelarme in die Höhe und erinnert mit „Argonaute“, seinem Namen, an jene Schiffer der Sage, die vom Pontus mit ihrem Widderschiffe bis zu diesen Küsten sich hindurchschlugen. Noch leuchtet in Sommernächten grüngoldener Funkenschlag und blinkt phosphorisches Licht verwesender Weichtiere, ardor del mar, im lauen glatten Wasser.

Noch immer sind, was auch das heutige Geschlecht an kühnen Werken sich ausgesonnen haben mag, die Pläne der Könige und Helden zur Unterjochung des mare superum unausgeführt. Noch immer führt nicht die Brücke, von der Pyrrhus träumte, über die Wellen und die Schiffbrücke, die sich Varus zwischen Otranto und Valona dachte, besteht auch heute nur in Gestalt von Dampfern.

Nächst den Küsten Dalmatiens hat dieses Meer kaum irgendwo einen stattlicheren Strandaufbau, als zwischen Duino und Triest. Es sei den Malern der Marine im großen Stil empfohlen.

Halten wir da, wo die aus den emporgehobenen Netzkammern genommenen Thunfische erschlagen werden. Es entsteht plötzlich ein Aufschrei, der das dabei ungewöhnliche Gebrüll übertönt. Im verwickelten Flechtwerk haben sich zwei Ungetüme verfangen, ein Hornfisch, fünfzehn Fuß lang und ein Monstrum von grauem Hai, den die Fischer den „Ochsen" nennen. Nicht in der Totenkammer der „Tonnara", sondern in anderem Flecht- und Binsenwerk haben sich diese Wunder verstrickt. Man tötet sie dadurch, daß man sie in der Schwebe im Netz hängen läßt, bis sie aus Mangel an Luft zu Grunde gegangen sind. Jetzt liegt sie, die Bestie, zwischen Felsen des Gestades auf dem eocänen Sand und gemahnt mit ihrer Körperwucht an die Dickhäuter, die den Grund bevölkerten, als eben dieser Sand aus dem Meere sich niederschlug.

Der „Ochs" fühlt sich fein und sammtig an, wenn man vom Schädel abwärts streichelt, dagegen rauh und borstig, wenn man die Hand in umgekehrter Richtung bewegt. Die Stachelflosse starrt ihm weit unten aus dem Rücken. Seine rundlichen Zahnreihen sind ein Zeughaus. Weißliche Fleischtrümmer, die mit ihm dem Netze enthoben sind, mögen es bezeugen. Es sind die Überreste von Delphinen. Und über

dem Gewimmel der Wogen am mit Blut befeuchteten Strande treiben sich die Möven umher, ihres Anteils an der Beute gewärtig. Weiter draußen irren Möwen, die diomedeischen Vögel.

Die Wetterstange auf dem Römerturm von Duino, die man so oft den ältesten Blitzableiter der Welt genannt hat, ragt über die klippige Küste und wird draußen auf dem Meere erblickt. Es ist das eine Hochwarte zum Auslugen für die Menschen auf dem Felsen wie ein Anzeichen den Schiffern. Für wenig wahrscheinlich kann man es immerhin halten, daß man dieselbe mit der feurigen Wolke der wandernden Juden und anderen Leuchtwundern des alten Testamentes in Verbindung gebracht hat, doch ist es geschehen. Es wird von der Stange Folgendes berichtet. So oft sich Gewitterdünste am Himmel sammelten, dessen Weite über den Wassern hier beobachtet und dessen Rand als ein mächtiger Kreis überschaut wird, als es die in der Tiefe vermögen, dann trat der Hellebardier mit seiner zweischneidigen Lanze an die Stange heran und berührte sie mit seiner Waffe. Alsdann erschien ein elektrisches Leuchten. Wenn die im Dorfe, hinter den Mauern des Kastells, den roten Funken und die Strahlenbüschel sahen, so begannen sie zu läuten. Wenn die Glocke auf dem See vernommen wurde, so trieben die Schifferbarken dem Hafen zu. Das wurde erzählt und man erinnerte dabei an die Geheimnisse der Freimaurer und anderen uralten Lehrmeister, die hebräischen Priester und an die Weisheit, die sie aus den Tempelstätten Ägyptens mit in die Wüste nahmen. So wurde vor hundert Jahren alles mit der kabbalistischen Prahlerei, deren Herolde, wie gewöhnlich, in der guten Gesellschaft die meisten Anhänger fanden, jedwede seltsame Erscheinung des Himmels und der Erde zusammengeworfen.

Der Karst von Saint Cyr und La Ciotat an der Küste

der Provence hat die Bora mit diesem Gestade gemein. Die Fischer der vergangenen Jahrhunderte konnten sich immerhin beklagen, daß es der Weisheit hebräischer Priester nur gelungen war, Anzeichen des mit dem Sirocco aufziehenden Unwetters zu finden, nicht aber Ankündigungen des Nordost, der viel tückischer ist.

Nichts ist ähnlicher als jene Felsen der Provence und der aus Meer herantretende Karst. Wie dort steht auch hier kein Baum gerade. Die hohen Cypressen wie die Halme des spanischen Rohres in den Gärten sind gegen West und Südwest geneigt. Alles wendet sich von der Küste ab und dem Meere zu, gegen welches hier die Bora, dort der Mistral hinabrast. Gerne freilich möchten die Triestiner ihre Bora als eine vaterländische Eigentümlichkeit ausgeben, so wenig Vergnügen sie daran empfinden können. Aber der Mistral gleicht ihr wie ein Ei dem anderen, und er ist auch gar nichts anderes als sein illyrischer Genosse aus dem Hause des Äolus. Beide entstehen als Ströme, welche die Aufschichtungen der kalten Luft des höheren Binnenlandes mit den wärmeren Lagen der Luft auf tiefer gelegenem, weithin gedehntem Meere ausgleichen sollen. Wäre es im Innern Frankreichs so warm wie auf dem Löwengolfe, oder an der Save so warm, wie an der Adria, so würde man nie von Mistral oder Bora gehört haben.

Oft hat man von Reisenden vernommen, welche die Quellen eines großen Flusses besucht haben; nicht minder anziehend ist ein Gang zu den Quellen eines mächtigen Luftstromes. Die Eindrücke, die damit zusammenhängen, kann sich auch der gemächliche Reisende leicht verschaffen.

Nähert er sich auf der Eisenbahn der Gegend von Adelsberg, wo die vielen windschiefen Bäume auf dem Felde stehen, der Wasserscheide des julischen Alpengebirges, so geschieht es ihm nicht selten, daß er aus dem schläfrigen Hinbrü-

ten, welches durch langes Gerolltwerden entsteht, aufgerüttelt wird. Er ist bis dahin durch kühle, ruhige Luft gefahren und auch die Nebel des Laibacher Meeres schwankten nur leise über den verlassenen Wohnstätten der Wassergeister. Mit einem Male beginnt es draußen in den Telegraphendrähten zu schwirren und nach unregelmäßigen Pausen klirren die Fenster des Wagens, als ob sie von unsichtbarer Hand angedrückt würden. Die Tannen und die Birken neigen sich, die Gewänder einsamer Wanderer auf dem Waldwege flattern. Ein Fauchen und Heulen durchdringt die lange Reihe der hölzernen Wagen.

Der Reisende ist dahin gelangt, wo der stille kalte Luftsee in Fluß gerät und als Katarakt, mit stets zunehmender Schnelle, der erwärmten Welt des Mittelmeeres entgegenstürzt. Noch einige Meilen weiter und die Bewegung, die anfänglich nur in Zischlauten sich äußerte (to whistle sagt das oceanische Volk) und vernehmbar machte, ist zu einem Sturme geworden, unter dessen Druck die hohen Cypressen mit ihren Spitzen schier den Boden berühren und die Äste der Ölbäume gleich Armen verzweifelt ringen, als ob sie irgendwo sich anklammern wollten, um nicht mit dem Strome fortgerissen zu werden.

In Büchern finde ich eine Angabe, der ich als alter Wanderer der Adriaküsten nicht zustimmen kann. Es wird dort gesagt, daß die Bora als Sturm, als bufera, nur eine Längenentfernung von fünfundfünfzig Kilometer durcheile und weiterhin sich zum Winde abschwäche. Als solche südliche Grenze zwischen Sturm und Wind wird die Punta Salvore bei Pirano angegeben. Ich meine aber, wer jemals um die Ecken der großen und kleinen Brulja am Strande von Almissa gefahren ist, wird aus dem geöffneten Schlauch des „Schaffners“ der Winde sofort die wahre Tochter des Karstes erkannt haben. Und hinab und hinab macht sich das

Meer weiß und reißt die großen „Rauchsäulen“ aus dem Wasser bis etwa zur Bojanamündung und noch weiter gegen das jonische Meer hinab, in dessen sich ausweitendem Becken sie zerfließt.

---

## VI.

### Wie kann man bei Gelegenheit einer Karstfahrt die Würde eines Domherrn erhalten?

Diese Frage, von welcher ich zugeben will, daß sie nicht gerade zu den brennenden des Jahrhunderts gehört, ist nicht die einzige, die im nachfolgenden Kapitel beantwortet wird. Dasselbe befaßt sich vielmehr auch mit einer anderen, viel wichtigeren, welche sich kurzweg in die Worte kleiden ließe: Wie wird man unsterblich?

Es muß ein wenig ausgeholt werden, bevor auf den Kern der Sache eingegangen werden kann. Wenn man die Südbahnstation Divacca, welche nicht mehr weit von Triest entfernt ist, in südöstlicher Richtung verläßt, so gelangt man auf ein Karstgefilde. Dieses zeigt die bekannten Eigentümlichkeiten, welche durch die vielen Schilderungen, die während der letzten zehn Jahre über das Küstenland verbreitet wurden, wohl allen bekannt geworden sind: die trichterförmigen Einsenkungen, die Dolinen, rundliche Mulden mit Feldbau, graues Geklippe, zwischen dessen scharfen Rippen manche farbenprächtige Blume gedeiht, die der Nordländer niemals gesehen hat. Denn es wiederholt sich auf dem Karst eine anderweitig oft gemachte Wahrnehmung, nämlich die, daß nahrhafte Nutzbarkeit und Schönheit einander ausschließen, wie man es bei den Blumen der Steinwüsten des Hochgebirges und auf den Hochmooren sieht.

Man findet aber auch noch etwas anderes, was wohl nur hier vorkommt. Es sind hier und dort Zeichen angebracht, deren Bedeutung die ist, daß sie den Lauf eines Flusses angeben, der etwa sechzig oder siebzig Meter lotrecht unter ihnen durch die ewige Nacht donnert. Ja, es gibt einzelne Leute, welche mitten in dieser weiten Ebene auf den Boden deuten und sagen können: „Bis hierher bin ich schon zu Schiff gekommen.“

Solche Angaben sind durch geschulte Bergleute und Mathematiker festgestellt worden. Und dabei sieht man am weiten Gesichtskreise nirgends ein Wasser, nur der Schneeberg und andere Kuppen des Südlandes ziehen den Blick auf sich. Diese Behauptung wird alsbald verständlich, wenn ich sage, daß wir uns den oben beschriebenen Katarakten und Höhlen von St. Canzian nähern, einer Sammlung von Felstrichtern, Wasserstürzen, Klammen und Unterweltsräumen, wie man sie in Europa und vielleicht auf der Welt nirgends wieder antrifft, und die allein eine Reise aus fernen Landen her wert ist. Bald bricht bei einer Stelle, welche man Stefanie-Warte genannt hat, der Boden des ebenen Gefildes ab und man steht am Rand schauerlicher Abgründe, ohne die geringste Höhe erstiegen zu haben, ja wir sind von der Station weg noch um etwa zwei oder drei Meter abwärts gegangen.

Niemals sind mit gleich geringen Mitteln und mit gleich großer Thatkraft derlei Schaustücke durch bequemere Wege zugänglich gemacht worden, auf denen sich jedes Kind bewegen kann. Eine solche Möglichkeit war nur dann gegeben, wenn Männer der Wissenschaft und Erfahrung, die es sich einmal unverrückbar in den Kopf gesetzt haben, ein derartiges Stück Welt zu erschließen, selbst Hand anlegen, alles überwachen, kurzum Generäle sind, welche die Geschütze selbst richten. Und das war hier der Fall. Dank der Touristerei weiß heutzutage schon jeder die geographischen Schlag-

wörter, mit denen die gewöhnlichen Gebirgsmerkwürdigkeiten unter dem rosigen Licht bezeichnet werden. Was ein Felsband, ein Kamin, ein Kouloir, eine Klamm, ein Kar, ein Zirkus heißen soll, entnimmt man den Schilderungen, welchen niemand entgeht. In der Unterwelt aber gibt es noch einige andere Sachen, von denen man noch nicht so ohne weiteres sprechen kann. So ist beispielsweise der Kanal ein Wasserengpaß, der Schacht entweder ein lotrechter Abgrund oder auch eine wagrechte Röhre, die, einst durch die Ausnagung der Wässer gebildet, jetzt von diesen verlassen worden ist. Das Großartigste, was Menschenhände unter dem freien Himmel geschaffen haben, ist der Dom. Und gerade so verhält es sich auch mit dem mächtigsten Werkstück, das die zerstörende und schaffende Gewalt der Natur in diesen Gebieten der Nacht zustande gebracht hat. Auch hier ist der „Dom“ räumlich überwältigend. Man kann das Profil der Räume, welche ein Fluß in der Unterwelt durchmißt, mit einem Rosenkranz vergleichen. Der Faden, das sind die Kanäle, die Kugeln aber, das sind die Dome. Sie entstehen zumeist dadurch, daß sich das Wasser zeitweilig, wenn es, geschwellt, Hindernisse fand, ungeheuerliche Hohlräume mit kuppelförmiger Decke ausgebrochen hat. Solche Dome haben mitunter eine Höhe von siebzig bis achtzig Metern; die akustische Wirkung des Wassertosens erreicht eine Steigerung, die ich nicht schildern will.

Mit den Domen der Oberwelt, deren Wölbungen von Menschenhand hergestellt sind, haben sie noch die Ähnlichkeit, daß oft glänzende Säulen sie stützen. Dieselben sind nicht aus Marmor, sondern aus spiegelnden Krystallflächen des Kalkspathes aufgebaut, und die langsame Arbeit der Wassertropfen hat sie geschaffen. Im einen wie im anderen Dom zündet der Mensch seine Lichter an — dort oben Ölampeln und Wachskerzen, hier unten Harzfackeln, bengalische Flammen,

Magnesiumbänder, welche einen mondscheinartigen Glanz verbreiten. Vom Blumenschmuck, der dort auf den Altären prangt, sieht man hier unten nichts. Um Blumen zu finden, müßte man die Decke durchbrechen, über welcher solche ungezählt in der Sonne ihre Kelche entfalten. Auch Orgelklang braust durch den Dom, aber keine Fuge kommt gegen die Gewalt dieses Dröhnens auf. Wenn man in dieser Nacht von Glanzpunkten reden kann, so sind eben die Dome die Glanzpunkte der Unterwelt. Ihren Boden stellen manchmal Felsen dar, aus welchen das Wasser Nilpferdrücken modellirt hat, mitunter ist er von einer schneeweißen Filigranarbeit des Kalksinters bedeckt, oft auch von einem See überwallt, zu welchem sich der Fluß der Unterwelt ausweitet, in welchem er rastet, bevor er die Straße des Kampfes durch die Finsternis weiterzieht.

Daß man ein solches Reich betreten kann, ohne irgend welche Fährlichkeit oder auch nur Unbequemlichkeit auf sich nehmen zu müssen, ist eine Wohlthat, welche durch eine Vereinigung von Naturfreunden der Welt erwiesen wird. Daß man Stürze auf eisernen Brücken überschreitet, auf breiten Pfaden längs Wänden hingehen kann, die glatt wie Glas sind, vom sicheren Kahn des unterirdischen Sees aus Fackeln im Wasser und an den Rhomboedern der Säulen wiederglänzen sieht, daß man hier über die Umgestaltung der Erdrinde in wenigen Stunden mehr lernt, als aus dickleibigen Büchern — das ist alles ihr Werk. Wenn man erfahren würde, wie bescheiden die verfügbaren Mittel waren, so würde man solcher Nachricht Unglauben entgegensetzen.

Weiter und weiter in die Nacht der Hohlräume vordringend, suchen die Pioniere der Unterwelt dem Rekaflusse sein Geheimniß zu entreißen. Nun hat es stets Wohlthäter gegeben und gibt es noch, welche dazu beisteuern, daß dieses Stück Welt nach und nach enthüllt wird. Solche hat man

bei der Taufe neu entdeckter Gebiete in gleicher Weise verewigt, wie diejenigen, welche durch Forscherthaten vorangingen.

Warum soll ein behäbiger Kaufmann es sich nicht eine Handvoll Banknoten kosten lassen, um eine Brücke, die zwei getrennte Gebiete verbindet, herzustellen und sich dadurch in der Geschichte der Entdeckungen zu verewigen? Selbst wenn ein wenig die Eitelkeit dabei wäre, so ist sie eine rühmliche. Schlagen wir beispielsweise die neueste (vierunzwanzigste) Auflage Bädeker's auf, der die deutschen und österreichischen Alpen behandelt, so finden wir auf Seite 425 allein drei Patrizierfamillen — Schröder, Oblasser und Prendini — deren Namen dort von den Steinen gesprochen werden. Das alles bleibt unvertilgbar in Karten, Büchern, in der Überlieferung und — in der Dankbarkeit der Besucher. Einigen Namen hat man eine Halle zugewiesen, den anderen eine Grotte, einen Steig, eine Warte, eine Brücke, weitaus das Schönste aber bleibt immer ein Dom. Den letzten hat Herr Thomas Schadelook aus Triest „erhalten". Der Schadelook-Dom ist ein mächtiges Thal, durch welches der Fluß in einen Katarakt stürzt — eine der prachtvollsten Domänen im Reiche Proserpinas. Jedenfalls braucht indessen einer dieser Domherren nicht viel mehr von der Königin aller Wissenschaften zu verstehen, als ein preußischer General, den man seiner soldatischen Verdienste wegen zum Domherrn in Merseburg oder sonstwo machte.

Mit dem Vorrücken der Entdecker in diesem Reiche wird noch mancher Dom sich nach einem Taufpaten umzusehen haben. Gegenwärtig sind, so viel ich weiß, zwei Dome „frei" und man kann Domherr um eine Summe werden, die man mitunter an einem Tage auf eine nichtssagende Landpartie ausgibt. Die Sektion Küstenland des deutschen und österreichischen Alpenvereins zu Triest befindet sich im

Besitze des Taufbuches. Von anderen Besitzungen und „Gütern“ unterscheidet sich ein solches wesentlich allerdings dadurch, daß man sich nicht gelegentlich auf dasselbe „zurückziehen“ kann, so verlockend es mitunter auch sein mag, die liebenswürdige Oberwelt für eine Weile mit jenem märchenhaften Bannfrieden der Nacht zu vertauschen.

Wie in Domen Becken aufgestellt sind, welche geweihtes Wasser bergen, so findet man auch in diesen Hallen rundliche Behälter klaren Wassers, dessen Ursprung und Bedeutung sich augenfällig von dem unterscheidet, was wir sonst an der quellenden, rinnenden oder ruhigen Flut zu sehen gewohnt sind. Das Herabfallen der Tropfen von den Wölbungen der Dome bietet eine absonderliche Gelegenheit, zu beobachten, wie das Wasser beim Durchgang durch mürbe Felsen geklärt wird. Schon bevor es abtropft, bleiben die festen Bestandteile, sich absondernd, an den Rändern des Spaltes hängen und bereiten hier die Bildung von Säulen vor. Die auffallenden Tropfen haben sich im weißen Marmor eine Wanne ausgeschlagen, welche einen Brunnenkessel voll vom reinsten Wasser darstellt. In sehr vielen Hohlräumen sind derartige Becken zu sehen. So ist in jenem Gewölbe der Unterwelt von St. Canzian, welches man Tominc-Grotte nennt, an einer Stelle, von der ständig ein Tropfen herabfällt, eine steinerne Schale aufgestellt, welche, einem Pionier der Unterwelt zu Ehren, der „Kraus-Tropfbrunnen“ genannt wurde. Der Wanderer bewundert das krystallklare Wasser.

Die nächtlichen Dome bergen auch oft eigentümliche Schaumünzen. Diese liegen in Nischen und gleichen elfenbeinernen Gulden oder Thalern. Nicht immer entläßt oben von der Decke der Berg die auf ihn stürzenden oder von ihm festgehaltenen Regengüsse in Gestalt trägen Topfenfalles. Manchmal kommen schwere Traufen herab. Dann geht den flachen rundlichen Nischen des Bodens mehr Wasser zu, als

sie unten durch ihre Risse, durch welche sie mit anderen Klüftungen dieses spaltenreichen Stückes der Erdrinde zusammenhängen, wieder entlassen können. So werden die Kalkstücke wie in einer Reibschale herumgedreht und gequirlt und liegen endlich als flache runde Scheiben da. Solches ist in vielen Gegenden der Unterwelt zu sehen.

Noch manches andere Reliquienstück wäre zu finden in hohen Domen; es wird die Aufmerksamkeit aller Bewunderer dieser Unterwelt erregen, gleichviel ob sie nach der Verewigung durch einen Domherrntitel trachten oder nicht. Mancher Eindruck gemahnt uns an die hohen Heiligtümer der Oberwelt. Wie dort ein dünner, lichtblauer Flor von Weihrauch die Hallen des Säulenwaldes ausfüllt, so steigt da oft leichter Nebel vom kälteren Flusse gegen die Wölbungen an und breitet sich zwischen den Strebepfeilern aus. Und derjenige, welcher aus diesen Tiefen auf die gewohnte Erde zurückkehrt, erblickt das Licht unseres Sonnentages zuerst wieder als gedämpften Schimmer, jenem wundersamen Lichte vergleichbar, welches dort durch bemalte Scheiben als mystischer Abglanz einer höheren Welt hereinbricht — es wird heller und heller und endlich erscheint ihm wie ein Empyreum der lichte Tag, in welchem die purpurroten Päonien des Karstes blühen und der Kuckuck aus dem Buschwald ruft.

---

# XV.

## Aufenthalte im Süden.

### I.

### Freuden und Leiden des südlichen Winters.

Viele träumen sich, wenn der Spätherbst ins Land geht, über die Eingeschlossenheit des nordischen Stubenlebens hinaus und denken an den schönen Süden, in welchem Sonnenschein herrscht und die Rosen noch immer ihren Duft im grünen Garten verbreiten. Mancher Kranke sehnt sich dorthin, und einige wenige vermögen diese Gedanken in Wirklichkeit zu übersetzen. Sie packen ihre Koffer und fort geht es, dem gelobten Lande, dem blauen Meere jenseits der Alpen entgegen.

Es gilt als angenommene Geschmacksregel, daß man den Jahreszeiten ihr Recht lassen soll. Im Sommer muß es heiß sein, im Winter muß es wintern, wenn man eine Freude an der Wechselgestaltung der Erdzeiten und dem Tanze der Horen haben will. Es gibt viele, welche in allem dem eine Art von ausgleichender Gerechtigkeit zu sehen glauben. Solche meinen, es sei nicht mehr als billig, daß diejenigen, die einen bösen Winter auszustehen haben, dafür durch sommerlichen Sonnenglanz entschädigt werden. Ebenso ist es eine verbreitete Überlieferung, daß man für schönes und mildes Wetter mitten im Winter späterhin im Frühjahr und im Sommer büßen müsse. Die Meteorologie läßt derartigen Glauben nur sehr bedingt gelten. Im Gegenteil: milden Wintern folgen meist heiße Sommer.

Mag dem aber auch sein, wie immer, so steht so viel fest, daß wir das Vorgreifen des Herbstes in den Sommer oder des Winters in den Herbst stets mit wenig Erbauung anschauen. Das Hereinragen des Frühlings in den Winter lassen sich viele schon eher gefallen, wenn immerhin die meisten einer solchen Verschiebung kopfschüttelnd zuschauen. Und das thun sie aus sehr triftigen Nützlichkeitsgründen. Betrachtet man sich die Sache jedoch als Unbeteiligter, als solcher, den keine landwirtschaftlichen oder ähnlichen Sorgen plagen, so hat ein Januartag, in welchen ein Hauch des zukünftigen Frühlings hereinweht, nach der eben ausgestandenen Dezember-Trübung und Kälte seinen Reiz, den man wohl erleben, fühlen und begreifen, aber nicht lesen kann. Gegenüber den Verwünschungen derjenigen, die sich über das unzeitgemäße Wetter ärgern, hält sich ein solcher Beobachter an die Lehre des römischen Dichters, welcher ihm nahe legt, daß er sich um das, was später kommt, nicht kümmern, sondern den Tag, wie er ist, nehmen und ihn sich als Gewinn anschreiben soll.

Jeder hat das Gefühl von Befreiung verspürt, mit welchem ihm ein Thauwind anwehte, der unverhofft über die Welt gekommen ist. Die Gedanken scheinen sich zu lösen, gleich der Frostdecke der Wasser. Es mutet uns an, wie Freiheit des Weltmeeres oder Gruß aus unbekannten Palmenländern. Mag der Katzenjammer dichten Gestöbers nach wenigen Tagen solcher Belebung folgen — es war doch eine angenehme Unterbrechung. Gewiß haben der starre Glanz nordischen Winters, die reine Luft des glitzernden Kältestromes ihr Schönes, besonders für denjenigen, dem es seine Mittel erlauben, sich dagegen zu wehren. Aber etwas Menschenfeindliches, Wolfartiges hat die Zeit doch, und nicht umsonst reden die alten Nordländer in einem Atem vom Fimbulwinter und vom Beil-Alter. Zudem dauert sie viel zu lange, als daß man sich nicht zeitweilig eine, wenn auch

trügerische, Unterbrechung gefallen ließe. Alles, was zu lang dauert, verliert seine Anziehungskraft.

Wenn solche Tage, mit welchen eine andere Jahreszeit oder ein anderes Sonnengebiet in den Winter hinein vorstoßen, diesseits der Alpen nicht gar häufig und den meisten Menschen auch gar nicht erwünscht sind, so treten sie in viel größerer Anzahl jenseit des hohen Gebirges, am Rand des Mittelmeerbeckens und der Adria auf, ja es ließe sich behaupten, daß sie dort mehr Regel als Ausnahme sind. Der Winter jenseit der Alpen ist in seiner ersten Hälfte ein Spätherbst, in seiner zweiten ein Vorfrühling, doch zu verschiedenen Malen, in seiner ersten wie in seiner zweiten Hälfte, von mehr oder minder anhaltenden Eingriffen eines rechtschaffenen und wirklichen Winters unterbrochen.

Bei allem dem kann man sich dort unten an den Meeresküsten, auf welche Apennin oder Alpen herabschauen, wenn ein goldiger Dunst sich um das Blau der fernen Ebenen oder Berge legt, wenn Narzissen, Crocus, Anemonen dem hellen Sonnenschein des Januar ihre Kelche öffnen, im leichten Wind die hohen Schäfte des Schalmeienrohres über dem blühenden Asphodill rauschen, Bienen um die Erdbeerbäume summen, dem Vergnügen über die Einmengung des Frühlings in das Banngebiet des Winters weit beruhigter hingeben, als ein paar Breitegrade weiter gegen Norden. Er wird ja allerdings wieder kommen, der rauhe und stürmische Geselle — aber seine Anfälle sind nur kurz, er dringt ein, aber er setzt sich nicht fest. Dieses Gebahren des Unholdes mag uns zum Teil erklären, warum unsere Wanderer, namentlich wenn sie nur auf kürzere Zeit über die Alpen hinüber gestiegen sind, mitunter ganz widersprechende Berichte mit in die Heimat bringen. Es kommt darauf an, ob sie den Bären nicht gefunden, oder ob sie ihn aus seiner Höhle hervorbrechen gesehen haben.

An den Frühling, der an so vielen Orten der Erde neben unserem Winter blüht, wird jener Teil der Menschheit diesseit der Alpen, der sich nicht die Freude eines Wintergartens oder eines Gewächshauses gönnen kann, nur erinnert, wenn ihm ein Veilchen verkaufendes Kind begegnet, wenn er an einer Blumenhandlung vorübergeht oder zwischen den Fensterscheiben, welche ein dumpfes Zimmer absperren, eine aus der Zwiebel emporgetriebene Hyacinthe oder Tulpe sieht. In Lissa wachsen zur gleichen Zeit Muscari-Hyacinthen, Jonquillen-Narzissen und Tazetten auf freiem Felde. In Gärten schwellen dort die Blütenknospen der Magnolia Yulan, und bis gegen den friulanischen Fuß der Alpen hin blüht die japanische Mispel und der Winter-Calycanthus.

Gleichwohl sind das alles nur vereinzelte Blüten, die sich keineswegs dazu eignen, unter die auffallenden Züge im Landschaftsbild gerechnet zu werden. Ich glaube, daß die immergrünen Bäume, die zahlreichen Angehörigen der Myrten- und Lorbeer-Geschlechter, besonders wenn auf den glatten Blättern das Sonnenlicht gleißt, auf den nordischen Ankömmling im Winter einen ganz anderen Eindruck machen werden, als die dürftige Winterflora. Am meisten noch habe ich Fremdlinge, die eine Fahrt durch Schnee und Eis hinter sich hatten, sich freuen sehen, wenn ihnen mit der Annäherung an den blauen Hintergrund des Meeres unverhofft und blitzschnell, so daß sie fast sich getäuscht zu haben glaubten, der erste blühende Mandelbaum vor den Fenstern des dahineilenden Zuges vorüberhuschte.

In Lussin-Piccolo, wo die Gasteinrichtungen schon ganz erträglich geworden sind und sich eine hoffnungsvolle Anzahl von Wintergästen eingefunden hat, sieht man das alljährlich im Januar. Die Inseln in der Adria und im Tyrrhenischen Meer sind dem Festland immer um einen erklecklichen Zeitraum voraus. Zu Abbazia, welches von Lussin-Piccolo

nicht weiter entfernt ist, als München von Traunstein, aber auf dem Festlande liegt, sieht man die weiße Pracht der Mandelbäume erst in der zweiten Hälfte des Februar, bei Meran und Bozen kaum vor Ende März.

Nirgends ragt die winterliche Unwirtlichkeit des Gebirges so nahe und hart an das südeuropäische Meeresbecken heran, als mit dem Karst an die Adria. Das nordische Nadelwaldland des Karstes, die Fichtenwildnisse der Umgegend von Adelsberg und Planina, sind nur siebenunddreißig Kilometer von Triest, die urwaldgleichen Forste der Ternovaner Hochfläche nur einundzwanzig Kilometer in der Luftlinie vom Ufer der Adria entfernt. Darum muß man jemanden, bei dem es auf Überraschung abgesehen ist, auf diese Reise schicken. Es ist auch seit mehr als einem Jahrhundert in Büchern, welche sich mit diesen Gegenden befassen, auf das plötzliche Auftreten der südeuropäischen Natur mit der Meeresschau von Optschina (obwohl es dort im Halbkreise noch mehrere weit überraschendere Bilder gibt) hingewiesen worden. An den Seen Oberitaliens findet man, in kleinen Maßstab übersetzt, ähnliche Schaustücke des Südens. Man erreicht sie aber nicht unvorbereitet wie hier.

Doch lassen wir die Landschaft und gehen zu den Menschen und ihrem Gebahren über.

Aus der Phänologie der Gewächse weiß man, daß ein paar Grade mittlerer Jahreswärme mehr oder weniger von größtem Einfluß auf die Erscheinungen der Pflanzenwelt sind. Diese Wahrheit gilt in noch höherem Grade von den Erscheinungen des Menschenlebens. Das trifft auch für die Winterwärme zu. Man sollte meinen, daß es für die Bräuche der Menschen nicht viel ausmachen könne, wenn der Wärmemesser im Mittel für den Monat Januar um fünf oder sechs Grade weniger oder mehr zeigt. Es scheint wenig, aber dieses Wenig ist alles für viele Pflanzen, wie für die Menschen.

Um so viele Grade mehr, das bedeutet, daß sich eine mittlere Schneedecke nicht halten kann, und daß die große Mehrzahl von Menschen es unterläßt, ihre Wohnräume künstlich zu erwärmen. Oft fragt man sich, wenn man fröstelnd in irgendeine der ungemütlichen Stuben dieses Landes sitzt, warum man der unheimlichen Temperatur nicht mit ein paar brennenden Scheitern nachhilft. Es ist die Macht der Gewohnheit, welche das verhindert. Man ist zu faul, man kommt nicht dazu, es ist für die kurze Zeit nicht der Mühe wert.

Man sieht hier das Gegenstück von dem Brauch, der in manchem Bauerngehöfte unserer Hochthäler beobachtet wird. Dort, wo das Eis der Gletscher aus der Nähe hereinfunkelt, vermeinen die Leute, daß sie den Ofen immerfort füttern müssen. Weil sie zehn Monate hindurch einheizen, während welcher sie Frost oder Kühlung dazu zwingt, unterlassen sie es auch in den zwei Monaten, in denen einem anderen Menschen dort ein warmer Ofen ganz und gar unnötig vorkommt.

Hier im Süden ereignet sich umgekehrt das Nämliche. Die Erscheinung der Kälte hat so knappe Zeitgrenzen, daß sie es nicht über sich bringen, sich eine solche Umwälzung im Haushalt anzuthun, der man sich beispielsweise bei uns unterziehen muß, wenn wir aus dem Leben in frischer Luft zum Ofendasein übergehen. Es macht sich das Beharrungsvermögen geltend. Ich möchte des Vergleiches halber auf einen Menschen hinweisen, der, eine Zigarre rauchend, im Gespräche bei Freunden sitzt. Er sieht, daß ihm das Feuer seiner Cigarre ausgegangen ist, aber er behält sie, obwohl er gern rauchen möchte, fortwährend im Munde, er „raucht kalt", weil es ihm in der Gewohnheit des Gesprächs zu unbequem ist, sich nach einem in der Nähe befindlichen Feuerzeuge hin auszustrecken.

Außerdem gibt es in jenen südlichen Ländern, in welchen die Umwölkung viel geringer ist als im Norden, eine

vorzüglich wohlfeile Art, sich zu erwärmen. Die meisten Menschen sind mehr oder minder Sonnenbrüder, und die Zeit, welche unsere germanischen Landsleute im Wirtshause zubringen, verwenden sie, indem sie sich je nach der Tageszeit an diese oder jene schützende Mauer hinstellen und sich gleich Eidechsen dem Lichte aussetzen. Im schattigen Hause ist es kälter als draußen, und obendrein haben sie das von jedem Südländer begehrte Vergnügen des Anblickes der Menge. Daß man, um sich vom Frieren zu retten, aus der Stube ins Freie gehen soll, ist eine derjenigen Gewöhnungen, denen sich der nordische Geist unter den mancherlei Dingen, welche ihm in diesem fremden Element vorkommen, vielleicht am langsamsten anbequemt. Viele kommen auch gar nicht dazu, sondern stellen sich, so gut es gehen will, eine Ofenwärme her — wozu sie, nebenbei gesagt, sich die Reise nach dem Süden hätten ersparen können. Doch die von zu Hause gewohnte Ofenwärme hat die Hautoberfläche verzärtelt und verweichlicht. Selten geht es ohne Schnupfen, von dem einer dem andern folgt, und sonstige kleine Leiden ab, wenn der nordische Gast das hesperische Land betritt. Steht er demnach in Bezug auf Ertragen solchen Lufteinflusses hinter dem Südländer zurück, so könnte er hinwieder zu Hause den Triumph erleben, daß ein solcher in der Luft seiner Stammkneipe, in welcher er selbst sich wie ein Fisch im Wasser fühlt, nach einer Viertelstunde unfehlbar blaß und krank wird.

Eine Sache, durch welche das Urteil des Wintergastes in Bezug auf die Auswahl einer Raststätte sich wesentlich verwirrt, ist das Verzeichnis der Temperaturen, welches er in den Zeitungen vorfindet. Die nach einer Schablone mitgeteilten Temperaturbeobachtungen für manche dieser Örtlichkeiten geben kein treues Bild. Insbesondere kommen Bozen-Gries und Meran, auch Arco, bei derlei Ziffern zu

kurz. Die Temperaturen werden zu einer ungeeigneten Zeit, des Morgens sieben Uhr, abgelesen, und selbst von den Stationen, welche die höchste Temperatur ihres ganzen Tages melden, erfahren wir die Ziffer derselben nur aus einer Ablesung im „Nordschatten".

Aus dieser Temperatur des Nordschattens aber gewinnt man in Ländern, deren Charakteristikum der reine Himmel, der grelle Sonnenschein und damit ein starker Unterschied zwischen besonnten und beschatteten Stellen ist, nur eine mangelhafte oder gar falsche Vorstellung. Die Meraner haben deshalb Recht, daß sie ihre Frühtemperaturen in den Wiener Zeitungen nicht melden lassen. Leute, welche die Verhältnisse nicht kennen, würden durch solche Mitteilungen gänzlich beirrt werden. Denn der Wärmeverlust während der Nacht durch Rückstrahlung ist unter jenem heiteren Himmel des gebirgigen Binnenlandes, wo nicht die Meerluft sänftigend einwirken kann, ein bedeutender. Wer sollte es den sechs oder sieben Graden Kälte, die von dort her des Morgens nicht selten gemeldet werden, ansehen, daß man sechs Stunden später in der Sonne, freilich nicht im Nordschatten, mit vierundzwanzig und noch mehr Grad Wärme sitzt? Die Sonne macht dort den Kurort, nicht die Thermometerschablone der meteorologischen Anstalten. Weil nun aber doch nach der sogenannten mittleren Temperatur gefragt wird, so sei nochmals darauf hingedeutet, daß die Ziffer derselben für diese Gegend mit grellem Sonnenschein und hellen Winternächten allerdings als eine Fiktion erscheint, dagegen für uns hinsichtlich der Wärmeverhältnisse von Örtlichkeiten, die etwa am Ocean, unter trübem Himmel, unter dem Einflusse des Golfstromes liegen, belehrend sein kann. Denn, wenn wir für erstere die Temperaturen aller Stunden des Tages und der Nacht zusammenzählen und die Summe durch vierundzwanzig dividiren, so bekommen wir eine Temperatur heraus, die in

Wirklichkeit zu keiner Stunde geherrscht hat. Eher mögen wir es noch mit den „höchsten Temperaturen" versuchen, obwohl diese, wie erwähnt, im Nordschatten abgelesen uns auch den Eindruck der unmittelbaren Besonnung nicht deutlich machen.

Pflanzenformen wie Ölbäume und Cypressen bedeuten in den Augen der Mehrzahl sämtlicher Reisenden wenig, weil nur eine Minderheit das Glück hat, mit dem Sinn für eine auch nur oberflächliche Beobachtung der Natur ausgestattet zu sein. Dagegen wird dem Ankömmling im Süden alsbald die geringe Anzahl von Winterröcken und die luftige Gewandung so vieler Menschen auffallen. Wenn schon unsere Voreltern, die bei ihrer langsamen Beförderung tagelang damit zubrachten, über die Alpen zu kommen, angesichts der andersgestalteten Lebensformen sich für überrascht erklärten, so wird uns heutzutage das Schaustück noch unter ganz anderen Bedingungen aufgetragen.

Während zur Abfahrtsstunde des Eilzuges die Bogenlichter des Bahnhofes gegen den rußigen Nebel ankämpften, der über der Schneesuppe der Straßen lag, hören wir einige Stunden später, während die Funken an den geschlossenen Reihen der Fichten vorüberstieben, aus dem Walddickicht die Eule mit lachender Gespensterstimme sich vorzeitig des kommenden Frühlings freuen. Und am Morgen blendet auf dem Stadtplatz die Sonne, die auf das Treiben des Marktes, auf die weißen Segel, auf die Schaumstreifen des Meeres fällt. Die Segel sind zum Trocknen an den Masten aufgezogen; der Orangenverkäufer schlägt vor Verwunderung über die Schönheit seiner eigenen Ware, die, aufgehäuft vor ihm, rotgoldig von der Sonne beschienen wird, die Hände über dem Kopfe zusammen und brüllt: O, che belle narance! Er muß brüllen, um das tausendstimmige Geschrei des Marktes zu übertönen, die Rufe derjenigen, welche ägyptische Datteln und Artischoken aus der Barke, die nebenan

im Kanal liegt, griechische Feigen, Caramelli*), Pettorali**), Blumenkohl von den benachbarten Feldern, Paradiesäpfel ausrufen. Im offenen Kaffeehaus schieben sich die Geschäftigen, die Müßiggänger, die Hausierer, die Blumenverkäufer durcheinander — der nordische Winter-Dämon Zug wird hier weder gefürchtet, noch gekannt, noch sogar beim Namen genannt. Und was ist die Schuld an allem dem? Daß die mittlere Januar-Temperatur nicht, wie dort, wo wir am Abend fortgefahren sind, drei Grade unter dem Gefrierpunkt, sondern fünf über demselben liegt — bei welch' letzteren fünf der Nordländer nicht minder friert als bei den drei, die jenseit der Null liegen.

Draußen auf dem Meere treiben die Menschen in Fischerbarken ihr Handwerk. Auf Gartenbeeten grünen junge Salatpflänzchen, auf den Erdstufen der Abhänge unter den grünen Ölbäumen werden Reben aufgebunden.

Es kommt die Essenszeit. Der Ankömmling speist neben einem lodernden Feuer neben einem langen Tische, auf welchem Fleischstücke, Gemüse, Früchte, Meerkrebse, Fische, alles in Nachbarschaft von Blumen und mit Lorbeerblättern verziert, roh vor ihm aufgehäuft sind — ein Speisezettel, in lebhafte Wirklichkeit umgesetzt. Der Wein wird aus dem Fasse herbeigeholt, die Leute, welche über den gepflasterten Boden aus und ein gehen, scheinen die Osteria als Fortsetzung der Straße zu betrachten. Gestern um diese Zeit haben auf den Teppich leise tretende Kellner mit vernickelter Ofenschaufel Kohlen in den Füllofen, das neueste Wunder moderner Heiztechnik, geschoben, haben die mit gelbem Lack besiegelte Flasche fremdländischen Weines vor ihn hingestellt und flüsternd, um die Ohren der an damastbedeckten Einzel-

*) Zuckerglasirte Früchte an Stäbchen.

**) „Brust"-Früchte, gekochte Birnen an Stäbchen.

tischen herumverstreuten angesehenen Gäste nicht zu reizen, die vom „Menu“ abgelesenen Befehle wiederholt und beantwortet.

Als der Gast aber Nachmittags hier längs der Straße hinausging, neben welcher die glatten klassischen Baumideale, der klare scharfe Aufbau des Lorbeergeästes in die helle Luft gleich Silhouetten emporragen, da ist ihm der arme Mann eingefallen, bei welchem er sich gestern in der nämlichen Nachmittagsstunde vor seiner Abreise noch verabschiedete. Der kleine Ausschnitt eines Fensters war geöffnet, um den matten, winterlichen Sonnenschein einzulassen. Draußen auf dem mit Schnee bedeckten Blumenbrett vor dem Fenster, aus dessen Töpfen einige vergilbte Stengel hervorragten, war eine Stelle freigemacht, um Hanfsamen und Gerstenkörner für die hungernden Vögel hinzulegen. Der kranke Mann aber hatte sehnsüchtig auf das weiße Gärtchen vor dem Hause hinausgeblickt und gesagt: „Gern möchte ich sterben, wenn meine Augen nur noch einmal draußen den grünen Rasen sehen könnten. Aber es ist wohl lange Zeit bis dahin, eine lange, lange Zeit. Ich werde das Frühlingsgras nicht mehr erblicken.“

Und während der Wanderer diese Erinnerung bei sich erwägt, und wie er an die hungernden Vögel denkt und an den Kranken, da taucht hinter dem grünen Schlingstrauch eine rote Mütze auf und unter ihr das braune Gesicht eines abgerissenen Kerls. Im nächsten Augenblick blitzt es auf, und eine Amsel fällt blutend mit zerschossenen Flügeln vom Lorbeerbaum herab.

„Gebraten sehr gut mit Polenta!“ ruft dieser in seiner Freude über das gelungene Jagdstück dem vorüberschreitenden Fremdling zu. — — —

Nach solcher Fahrt und solcher Anregung ist gut schlafen. Am nächsten Morgen aber erscheint ihm das Stück Welt,

welches ihm zu überschauen gegönnt ist, nicht minder verändert als in den vergangenen Frühstunden. Das lichte Meer ist schwarz geworden. Bleiernes Gewölk überlagert den ganzen Himmel, Staub wirbelt auf den Wegen empor, eine Luft, welche sich anfühlt wie die Berührung einer Eisplatte, drängt sich an den Körper. Das Wunder dabei scheint, daß der Wärmemesser noch über dem Gefrierpunkt steht. Jeder, der im Süden war, kennt diese giftige messerscharfe Luft, für welche wohl die Nerven Empfindung haben, aber nicht das Quecksilber in seiner Glasröhre. Er murrt über das Rätsel. Doch haben schon viele vor ihm gemurrt, aber noch keiner hat es herausgebracht, warum dort jenseit der Alpen der Nordländer auf einer Wärmestufenleiter schaudert, welche ihn daheim nicht anficht. Es ist über Nacht wieder alles anders geworden, der Himmel, das Land und die eigene Laune. Nicht nur der Leib, sondern auch das Gemüt fröstelt in der kaltgestimmten Umgebung. Derselbe Flügelschlag, welcher gestern sich der Sonnennähe freute, wendet sich jetzt geschreckt, in Heimweh umgewandelt, den verlassenen Lieben jenseit der Berge zu.

Noch grimmiger lassen sich die nächsten Tage an. Abgedämmte Strecken des Hafens bedecken sich mit Eis, ein grimmiger Nordwind vergilt die wehmütigen Gedanken, welche nach Hause über die Berge flogen, mit eisigen Grüßen aus der Heimat. Die vorher so farbenreiche und von Leben erfüllte Stadt sieht aus, als ob ihre Bewohner verschwunden wären. Die Menschen verkriechen sich vor dem Nordwind wie die harmlosen Geschöpfe des Feldes vor einem Raubtier. Dem Wind allein werden die Straßen überlassen, und sein Triumphgeheul beweist, daß er sich freut über diese Freiheit.

Wenn man am nördlichen Rande unseres Mittelmeerbeckens, in der Provence, in manchen Teilen Liguriens, im

österreichischen Küstenlande, den einen und anderen Abhang ansteigt, so findet man manchmal, daß gewisse Stellen des Berges, der mit Gestrüpp und elendem Niederwald oder auch mit Kastanienbäumen bedeckt ist, eine gewisse regelmäßige Abstaffelung aufweisen, welche durch Menschenhand hervorgebracht worden sein muß. Und so ist es auch. Hier standen vor langen Zeiten einmal Ölbäume, und man hatte, um ihre Pflege zu ermöglichen, dem steilen Hange künstliche Absätze gegeben, so daß jeder Baum auf einer wagrechten Stufenfläche stand, von denen sich eine über der andern längs des ganzen Berghanges hinzog. Nur an wenigen Stellen erblickt man noch Spuren der Vormauern, von welchen jene Flächen gestützt wurden. Zumeist sind sie verfallen, von darübergerutschtem Erdreich verschüttet, oder auch durch ein Dickicht von unvertilgbarem Dorngestrüpp verdeckt.

Wenn man derlei sieht, so weiß man, daß hier einmal Ölbäume standen, für welche man den Abhang in dieser Weise bearbeitete. Diese Ölbäume sind an einem strengen Wintertage vor vielen Jahrzehnten oder vor Jahrhunderten erfroren. Der Besitzer hatte keine Lust, die Pflanzen zu erneuern.

Ein solches Schaustück lehrt, wessen der Winter an jenen hesperischen Ufern fähig ist. Es lehrt aber auch zugleich, daß sich solche Ereignisse nicht allzu häufig wiederholen. Das zeigen dem Beschauer die weiten Ölhaine, die er grünend vor sich sieht. Es lehrt es auch dieser und jener dichte Wald von Lorbeer. Denn, wenn sich der parnassische Baum auch gefallen läßt, daß man sein Laubwerk herabreißt, um Kränze für unheilige und gemeine Menschen daraus zu machen, so duldet er doch keinen langdauernden Angriff aus den rauhen winterlichen Bergen. So steht er als Zeugnis da und als Thürpfosten des Landes, in welchem sein Schatten auf so viele Denkmale und Götterbilder fällt.

Der Südwind ist die unausbleibliche Gegenwirkung gegen jenen Strom, der aus den Gebilden des mächtigeren Winters kommt. Eines Morgens sieht der Erwachende die Steinfliese seines Zimmers feucht, als ob Sprühregen darauf niedergefallen wäre. Der dunstige Mittagswind ist ins Land gekommen. Wie die lebendigen Wasser des Krainer Wundersees am Fuße des Ahornberges sich vor der Ungunst der Jahreszeit zurückziehen, dann aber wieder mächtig mit einem Schlage aus ihren Schlüften hervorbrechen, so speien die Steinpforten der finsteren Gassen abermals Menschenströme aus. Das Geschrei der Zahllosen, welche sich auf den Straßen und Märkten, auf den breiten Steindämmen am Ufer des Meeres herumtreiben, vermengt sich mit den tausend Stimmen des Südsturmes, dem Anschlagen der Wellen, dem Knarren der Taue, dem Schwirren in den Masten, dem Gekreische der Möven, die im Hafen fischen, dem Pfeifen der Dampfer, welche der Wind weit aus dem Meere hereinträgt. Von solchen Vorstößen des Frühlings wird an diesen Gestaden jeder Monat, ja schier jede Woche der, wenn auch gezähmten, Herrlichkeit des Winters unterbrochen, bis diese selbst durchbrochen, zertrümmert und verweht nach Norden entschwindet. Aber der Frühling ist ein rücksichtsloser Sieger. Er schlägt den Feind nicht nur, er verfolgt ihn rastlos.

Die Geschichte der großen Kriege am Anfange unseres Jahrhunderts überliefert uns, daß ein französischer Heerführer*) ungefähr hundertundzwanzig Tage brauchte, indem er, fortwährend in Gefechte mit dem nach Norden sich zurückziehenden Feinde verwickelt, ihm nachdrängend und ihn vor

*) Marmont, der im März aus Süddalmatien aufbrach und am 6. Juli 1809 sich an der Schlacht von Wagram bei Wien beteiligte.

sich herschiebend, von den Ufern der Narenta aus die der Donau erreichte. Der Frühling braucht die halbe Zeit. Denn in zweiundfünfzig Tagen dringt er von Lesina, in vierundzwanzig von Triest nach Wien vor.

Dort unten, bevor er die Alpen erreicht, hat er leichtere Arbeit, denn Istrien hat, was wir aus den Arbeiten unserer Gelehrten wissen, im Winter wie im Sommer gerade noch einmal so viel sonnige Stunden als das Donauland. Und fort und fort weiter gegen Norden geht mit den daherbrausenden Winden der Zug. Krachen und Stöhnen begleitet den Kampf. Endlich erreicht er das Nordmeer und Skadi, die Wintergöttin, welche dem grimmen Frost der Berge hold ist, trennt sich von ihrem sanften Gemahl Njördhr, welcher das Wallen der freien Flut und das Singen der Schwäne über den lauen Wassern liebt. Es erschrecken sie mit ihrem Geschrei die zurückgekehrten Vögel und sie flüchtet sich nach Riesenheim zu den Wölfen des Gebirges.

Unvergeßlich bleibt wohl Jedem, der einmal bei Anbruch unseres Winters eine der oben erwähnten Schnellfahrten über die Alpen gemacht hat, die eigentümliche Wirkung der Gegensätze.

Der Dampfwagen jagt dahin durch die Flußthäler der Alpen. Allenthalben Nebel und Trübung. Der Rauch der Lokomotive windet sich um die Baumwipfel, von welchen der Wind die letzten gelben Blätter herabreißt. Zwischen den bereiften Wiesen ziehen sich die halbgefrorenen Straßen hin, auf welchen der Bauer das Brennholz oder die Krautköpfe der Stadt zuführt. Sogar die Lärchen an den Hängen haben schon ihr gelbes Gewand angezogen und bald werden ihre Nadeln in den ersten Schnee herabfallen. Es geht eine wirkliche Allerheiligenstimmung durch die finstere, naßkalte Welt.

Es ist dunkle Nacht geworden und der Zug nähert sich dem Meere. Nebel ist keiner mehr zu sehen, dafür aber

flammt der Süden im Augenblick auf, daß der Himmel als feurige Wand dasteht. Der Reisende, welcher vorher nicht einmal die Wände des Felseneinschnittes, in welchem die Bahn eingelegt ist, zu unterscheiden vermocht hat, sieht jetzt urplötzlich für einen Augenblick Schiffe weit draußen im Meere in der Beleuchtung der Blitze. Sofort aber umgibt ihn wieder die taube Nacht, bis ihm abermals von den Flammen des Himmels in der Ferne die Meeresfläche oder beschneite Hochgebirge enthüllt werden. Zugleich weht ihn eine Luft an, die aus einem mit Wasser geheizten Warmhaus zu kommen scheint.

Der November ist der Regenmonat des Südens. Diese Regen rieseln aber nicht langweilig herab und nehmen nicht Tage in Anspruch, um das Blechbecken einer meteorologischen Station mit ein paar Millimeter Niederschlägen anzufüllen, sondern sie rauschen tapfer, mit nichts anderem vergleichbar, als mit den Wolkenbrüchen der nordischen Gewitter im Hochsommer. Dazwischen leuchtet es weithin über den Himmel. Es sind nicht einzelne Blitze, die im Zickzack herabzüngeln, sondern Flammenmauern, welche urplötzlich ganze Quadranten, ja, Halbkreise des Himmels einnehmen. In gewissem Sinne kann also der Reisende in Spätherbsttagen wohl sagen, daß er vom Regen in die Traufe gekommen ist.

Es verhält sich aber damit doch anders, als nach dem ersten Anschein es sich geben wollte. Wenn der Reisende am nächsten Tage an das Meer hinaus geht, um die Wellen zu sehen, deren dumpfes Anschlagen sich mit seinem nächtlichen Träumen vermengt hat, so wird ihm das deutlich, was ich die Poesie des Scirocco nennen möchte. Die Brust kann sich nicht genug antrinken von dieser seidenweichen Luft, welche nicht nur den salzigen Athem des Meeres mitbringt, sondern auch noch Gerüche, Düfte, die aus fernem Südlande über das Meer mitgenommen sein mögen. In langen Reihen

wälzen sich die Schaumkämme heran, mancher Zweig, an dem noch die Beeren hängen, ein unbekanntes, vom Fremdling nie gesehenes Strauchwerk, treibt daher, von der südlichen Strömung vielleicht aus einem Flusse im Lande der Palmen hieher getragen. Kaum weht der Wind fühlbar, dennoch bäumen sich die Wellen an den Klippen hinauf und fallen aus ihren ausgenagten Becken in gesammelten Sturztraufen zurück. Der Himmel ist dabei von wunderbarer Farbe. Wenn ihn auch an mancher Stelle schwarzes Gewölk überzieht, so glänzen doch allenthalben licht-, dunkelblaue, orangenfarbene und goldgrüne Streifen auf ihm. Von diesen Streifen fällt der Widerschein auf die aufgewühlten Wasser herab und bildet in ihnen Farbeninseln, denen niemals ein Maler gerecht werden kann.

Dieses wunderbare Schauspiel wird für denjenigen, welcher genießt, nach kurzer Zeit mit Flutregen, Böen, Donner und Blitz abschließen. Dennoch braucht er deshalb den Tag nicht verloren zu geben. Dasselbe wiederholt sich im Lauf desselben noch vielleicht zehnmal, immer wieder die nämlichen Abwechslungen von Lichtern und Farben ihm vor die Augen führend. So ist eigentlich die Spätherbstzeit im Süden eine Art von April. Von diesem unterscheidet sie sich durch die kurzen Tage, durch die weiche Luft, durch die Menge des niederstürzenden Wassers und durch die geheimnißvollen Stimmungen, welche von der niedrig stehenden Sonne durch die Dünste des Himmels wie über die Erde und das Meer hin verbreitet werden. Immer aber wird demjenigen, der unmittelbar aus dem Norden herabgekommen ist, der Unterschied in der Wärme auffallen. Die Schwüle, welche ihm am Gestade des Meeres entgegenhaucht, ruft die Erinnerung an die jenseits der Berge bereits überstandene Herbstkühle gegensätzlich wach.

Etwas anderes aber, woran sich die Blicke des Fremd-

lings noch bis in den Christmonat hinein erfreuen, das ist das grüne Laub, welches noch immer nicht von so manchem Wipfel weichen will. Ich meine damit nicht diejenigen Bäume, deren Blätter überhaupt im Winter nicht abfallen, wie etwa Lorbeer, Rhamnus, Evonymus und ähnliche, sondern andere blattfällige Pflanzen. Noch um Mitte November ist auch manchem Feigenbaum der Herbst kaum anzusehen. Die Maulbeerbäume würden noch im grünen Schmucke dastehen, wenn der Mensch sie nicht zum zweiten Male plünderte. Nachdem er ihre ersten Blätter im Mai den Seidenwürmern als Futter vorgeworfen hat, reißt er jetzt die zweiten ab, um seine mageren Rinder Schafe oder Ziegen zu füttern.

Die großen Trauerweiden unterscheiden sich in ihrem Aussehen noch kaum von demjenigen, welches sie im Sommer darboten. Diese schönen Bäume, echte Wahrzeichen eines wärmeren Himmels, stehen überhaupt kaum drei Monate blattlos da. Auch viele Sträucher, wie beispielsweise Brombeeren, die im Norden ihre Blätter während des Winters verlieren, behalten dieselben in südlichen Gegenden. Wie sehr übrigens gerade das Grün wohlthätig auf denjenigen wirkt, der noch die kahlen, durch den Reif und den Herbstwind verödeten Parkanlagen und Gärten des Nordens in der Erinnerung hat, das sieht man an solchen Orten, wo die immergrünen Bäume im allgemeinen vorherrschen und noch dazu durch die Einwirkung des Gärtners andere, welche mit ihren leeren Zweigen den Eindruck stören würden, schon von jeher nicht aufkommen. So hat man beispielsweise Recht daran gethan, daß man am Strande von Abbazia die Roßkastanien beseitigte. So schön sich dieser Baum mit seinen großen, saftgrünen Blättern und Blütentrauben in einem nordischen Mai ausnimmt, so wenig paßt er mit seinen nackten Ästen, an welchen hie und da noch ein braunes, verfaultes Blatt hängt, in einen südlichen Winter hinein.

Ich habe geflissentlich länger bei der Schilderung eines trüben Sciroccotages verweilt, weil es im November und Dezember nichts Seltenes ist, daß der Flüchtling des Nordens nicht von der oben erwähnten blendenden Sonne, sondern von der angedeuteten Verfinsterung und dem Aufruhr des Meeres empfangen wird. Der Winter dort unten ist ein Kaleidoskop. Heute ist ein Tag bitterer Enttäuschung, scheint aber morgen die Sonne auf die glänzenden, lederartigen Blattflächen eines solchen Gartens mit seinen Granatbäumen, immergrünen Eichen, Ciststräuchern, Tamarisken, Mastixbäumen, Öl- und Erdbeerbäumen, so hat die Einbildungskraft nicht die geringste Anstrengung zu machen, um sich einen Sommertag zu vergegenwärtigen. Es sind dies jene Schaustücke, welche den nordischen Gast, der Briefe nach Hause schreibt, die dort Eindruck hervorbringen sollen, gerne verleiten, im Enthusiasmus des Guten etwas zu viel zu thun. Der südliche Winter ist ein wetterwendischer Geselle. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben. Flutregen und Sturm werden die immergrünen Wipfel durchwühlen wie die tiefblaue Meeresfläche. Dann werden Briefe geschrieben, die sich eben so tief unter dem Äquator einer gleichmäßigen und vernünftigen Gemütsstimmung halten, als vorher über demselben. Solche Impressionisten des Augenblicks sind es, durch welche die Vorstellungen der Fernstehenden verwirrt werden.

Doch ist es nicht mehr der Anblick der Bäume allein, welcher den Fremdling so oft über die Zeit hinwegtäuscht, in der daheim das Eis des stummgewordenen Waldbaches glitzert. Auch die Blumen verlassen ihn nicht. Noch immer sieht er die Dolden der roten Spornblume, die blaue Veronica, die purpurroten Kelche des indischen Blumenrohrs, die Winterlevkoje, während Erdbeerbaum und die Schneeballen des Laurus Tinus ihre Kelche zu erschließen beginnen.

Es fehlt nicht an Blumen. Diese wirken mit, um so

manchem Wintermittage, an welchem die Sonne scheint, jenen farbigen Charakter zu geben, durch welchen sich die Scenerie der Winterkurorte mehr von den gewöhnten Stadtumgebungen unterscheidet, als man es in der warmen Jahreszeit von einer Sommerfrische sagen kann. Wenn wir uns zum Beispiel an einem schönen Mittage des Dezembers Abbazia vorstellen, wie die eine und die andere schöne Blume zwischen den hohen Agaven blüht, daneben die roten Sonnenschirme der lustwandelnden Frauen, die saftgrünen Rasen und hinter allem dem die blaue Fläche des Meeres, welche gleich einem Spiegel mehr Licht und Wärme zurückwirft als einsaugt, und dann das mit dem gewöhnlichen Winteranblick eines städtischen Spazierganges zur selben Stunde vergleichen, so müssen wir sagen, daß das Bild dem Städter viel exotischer vorkommt, als wenn er etwa im Sommer den Stadtpark mit einer Promenade in Ischl oder Reichenhall vergleichen wollte.

Wie die Sonne hinter den Rücken eines Berges tritt, so ist es aber mit der ganzen Herrlichkeit urplötzlich aus. Die Wirkung dieses Vorganges macht ungefähr den gleichen Eindruck, wie wenn man eine farbenreiche Freske plötzlich übertüncht sähe. Ein grauer Ton füllt mit einemmale die Landschaft aus. Die durch die Sonne verwöhnten Spaziergänger überkommt es wie ein Frösteln. Am Meeresufer erscheint dieser Übergang allerdings nicht gar so schroff, wie im Hochgebirge. Doch empfinden ihn viele, insbesondere diejenigen, welche in einer durch Stubenwärme verweichlichten Haut stecken, hinlänglich stark, um sich sofort in eine geheizte, mit Teppichen, Doppelfenstern und anderen „Abschlußvorrichtungen" versehene Stube jagen zu lassen. Was alle diese Apparate anbelangt, so kann gelegentlich bemerkt werden, daß die Besitzer solcher Gaststätten für nordische Zugvögel gezwungen sind, sich auch denjenigen Wünschen und

Anforderungen derselben anzubequemen, welche sich für diese selbst als die verderblichsten erweisen.

Es gibt Leute, die ihr Haus, und was dazu gehört, immer, gleich einer Schnecke, mit sich ziehen. Es gibt Andere, welche dagegen den Vorteil auszunützen trachten, den die Versetzung in eine andere Zone sich sicherlich bietet, wenn man sich ihren Eigentümlichkeiten anbequemt. Die Stubenluft aber, deren Genuß nur dann unterbrochen wird, wenn es im Sonnenschein draußen mindestens ebenso warm ist wie im Zimmer hinter dem Füllofen, ist ein Medium, wegen dessen man weder an den Strand der Adria, noch sonst irgendwohin zu reisen braucht. Und es handelt sich dabei meist nicht einmal um Kranke, sondern um Gewohnheitsmenschen.

Die Südländer rühmen ihren St. Martinssommer, den wir den alten Weibersommer nennen und um etwa sechs Wochen früher feiern. Daß zu einem solchen Sommer nicht nur stille, wolkenlose Tage, sondern auch Stürme und Flutregen gehören, habe ich schon oben angedeutet. Ebenso habe ich schon gesagt, das solche Tage selten vorüber gehen, ohne daß stundenlange Zwischenräume mit glänzendem Sonnenschein sich zwischen das eine und das nachfolgende Unwetter einschieben. Wer sich da ermannt und vom Tarok weg hinausgeht auf die Wege, welche sich längs des Meeres, längs der Lorbeern, Steineichen und Cedern hinziehen, der handelt nicht nur dem Zwecke entsprechend, welcher ihn hieher geführt hat, sondern er verschafft sich auch einen Genuß, wie er nur von solchen Landschaften geboten wird.

In der Schlucht, aus welcher ein jetzt reichlicher, im Sommer dagegen spärlicher Bach dem Meere entgegenrinnt, das ihn mit langen Wellenreihen auf dem flachen Strande aufhält, begrüßt den Gast freilich nicht, wie es sechs Monate später geschehen würde, vielstimmiger Gesang der Nachtigallen. Dagegen duftet ihm Zitronenkraut, Satureja, Thy-

mian und Lavendel aufgefrischt entgegen. In der niedrigen Wintersonne glänzen an Ölbäumen und Cypressen siebenfarbig die schweren Regentropfen, welche der letzte Gewitterschauer auf sie herabgeschüttet hat. Tief neigt sich dort, wo das süße Wasser sich mit der Salzflut zu vermengen beginnt, unter dem Andrange des salzigen Hauches das hohe Schalmeienrohr, das noch heute mit dem Namen (Arundo donax), den es von der gelehrten Botanik bekommen hat, an die sanfte Bewegung des Schaftes erinnert, die vor allem an ihm den Augen der Griechen auffiel . . . .

. . . Oder der Fremdling verfolgt aufwärts gehend, wo mit jeder Windung des Pfades sich ein weiterer Blick über das Meer und seine Felseninseln aufthut, jene Anstiege, die bis auf bedeutende Höhen des Gebirges führen. Von Abbazia aus hat man jetzt mehr als einen derartigen angelegt, auf welchem, mitten zwischen immergrünem Laubwerk für den beschaulichen Wanderer leicht sich der Einblick in das Wesen der Natur ebenso vertieft, als sich räumlich fortwährend der Gesichtskreis ausdehnt. Es ist eine wahre Wohlthat, zu solcher Stunde, wenn es gelungen ist, der winterlichen Last des Berufslebens und des Erwerbes eine beschränkte Zeit abzugewinnen, einsam auf den grünen Höhen hinzugehen, die Brust im Salzhauch und in der Bergluft zu baden und dem Geiste ein ruhiges Nachsinnen zu gönnen. Ich erinnere den Leser an jenes „Idyll“ des Sängers der Lusiaden:

„Umringt vom heimatlichen Lorbeerwald,
Verstreut das Thal hier wonnereichen Schatten,
Wenn auf der Mittagshöh' die Sonne strahlt,
Und auf dem Grün der anmutreichen Matten
Ahmt klarer Thauestropfen lichter Kranz
Die schönen Perlen nach, die schimmersatten.“

Es ist vorhin von mir angedeutet worden, daß sonnige Stunden in solchem Buschwald sehr leicht im Fremdling die

Täuschung hervorbringen können, als befinde er sich inmitten der Sommerszeit. Es bedürfte aber nur einer Kleinigkeit, nämlich eines Wunders, welches ihn plötzlich in einen wirklichen Sommertag dieses Strandes versetzte. Alsdann würde selbst dieser Garten, dessen Erscheinungen seine Sinne so mannigfach angeregt haben, ihm schier winterlich und öde vorkommen. Wer über die Wirksamkeit einer solchen Vergleichung nachdenkt, der findet darin vielleicht eine Hindeutung auf die Erfahrung, welche sich dem Menschengeist erschließen würde, wenn es ihm gegeben wäre, alle Herrlichkeit der Erde vom Standpunkte einer anderen Weltordnung aus zu überschauen. Vielleicht erschiene auch sie alsdann trübselig und alles, was sie bietet, nur als Vorbild einer kommenden Entwicklung, aus welcher die Stürme verbannt sind, und in der ein volleres Licht leuchtet, welches durch die Durchblicke desselben durch winterliche Dunsthaufen nur geahnt, aber nicht erfaßt worden ist.

---

## II.

### Unterschiede des Seebadlebens im Norden und im Süden.

Die Hände über dem Kopfe würde der Verfasser einer Gesundheitslehre zusammenschlagen, wenn er mit ansehen müßte, in welcher Weise so viele Venetianer das Baden im Meere betreiben. Man sagt uns, es sei notwendig, ausgeruht und nüchtern in die süße oder salzige Flut zu steigen. Wir glauben das und folgen solcher Vorschrift, indem wir die Stunden vor Mittag abwarten, oder auch diejenigen, die einer Siesta folgen. Ein großer Teil derjenigen, die sich des Meeres wegen zu Venedig aufhalten, so wie auch der Eingebornen, hält sich an einen anderen Brauch.

Wer jemals die Schwüle einer Lagunennacht genossen hat, erinnert sich wohl an die seidenweiche Luft, die sich anfühlt, als wären mit der Hand Stücke daraus wegzunehmen und zu kneten, weiß aber auch, daß selbst diese Luft, verglichen mit der des Tages, immer noch eine Art von Sommerfrische bedeutet. Erinnert man sich der sonnigen Tagesstunden, so möchte Einem noch nachträglich, wie durch Selbstsuggestion, der Schweiß über die Wangen rieseln. Da steht das Bild vor uns: die schweigsamen Kanäle mit ihrem modrigen Aushauch, mit den grellen Grenzen zwischen Licht und Schatten auf dem Mauerwerke, die brütende Totenstille. Über die morsche Mauer des einen und anderen Hausgärtchens nickt eine Granatblüte, lautlos gleitet die seltene Gondel. Manchmal klappt plötzlich eine Thür auf, und irgend ein halbwüchsiger Knabe stürzt sich ohne jede Badewäsche in das übelriechende Wasser, auf welchem Artischockenstengel und andere Überreste der Kochthätigkeit umherschwimmen.

Mit dem Abend ändert sich das. Der Abend bedeutet den Anfang der Erholungszeit. Auf dem Platze vor der märchenhaften Kirche beginnt es von Lichtern zu wimmeln, und die ganze Stadt kommt herbei, um sich auf den glatten und reinlichen Steinfliesen zu ergehen. In glänzenden Sälen überdauern Gelage und Schmausereien weit die Mitternacht. Der Sommertag ist in Schlaf hingebracht worden, deshalb kann ein solches Wachen nicht als Anstrengung gelten. Man entrinnt auch dadurch der Stechfliegenmarter, von welcher jetzt der einsame Schläfer gepeinigt wird. Denn das Gute muß man diesen Verderbern der südlichen Sommer nachsagen, daß sie bei Tage ihre Opfer in Ruhe lassen, nur den nächtlichen Schlaf stören und sich auch nicht gern in bunter, lärmender, bewegter Menschenmenge, sondern lieber in der Stille des Ruhegemaches zeigen. Schon dieser Plage wegen, die über dem Brackewasser der Lagunen ärger ist als irgend wo

anders, läßt es begreiflich erscheinen, daß man die Ordnung der Tageszeiten gern umkehrt.

Wer auf dem Campanile stände, der sähe schon lange über den Friauler Bergen die Morgensonne glänzen, wenn manche geschmückte Gondel von der Riva abfährt. Das lange Gastmahl der Nacht ist vorüber, Männer und blumengeschmückte Frauen steigen ein, und die Gondel strebt der langgezogenen Düne des Lido entgegen. Wie es bei solch üppigen Gelegenheiten die Sitte verlangt, hängt ein Stück des bunten Teppichs nachgeschleppt ins Wasser hinein.

Am Lido geht es zunächst in den mächtigen Pfahlbau, als welchen sich die Badeanstalt darstellt. Wer dort beim Frühstücke sitzt, erblickt durch die Zwischenräume zwischen den Brettern des Bodens das weiße Licht der Schaumwellen, welche über dem flachen Sandstrande zerrinnen. Dann wird über die Treppen in das Meer abgestiegen. Ein lustiges Treiben belebt die helle Morgenstunde.

Wenn das Fahrzeug den Rückweg einschlägt, so verspürt man trotz der Frühe bereits die Macht der Sommersonne. Es schläft sich dann gut in einem verfinsterten kühlen Steinsale, nach so vielen Stunden des Genusses, der Unruhe, des Nachtlebens und des Morgenbades.

Das alles unterscheidet sich vom deutschen Badeleben, so wie sich ein Sommer nördlich der Alpen in Farbe und Gestaltung von einem südlichen unterscheidet. Des stärksten Gegensatzes halber kann man sich zunächst einen Badegast in unseren Bergen vorstellen, wie er eine oder zwei Stunden vor Mittag auf dem schmalen Wiesenpfade hinschreitet, neben welchem dort, wo der dichte Schatten der Tannen auf die Farnkräuter fällt, der Morgenthau noch immer nicht vertrocknet ist. Vor ihm flutet es leise zwischen den grauen Weiden. Über den Bach, welcher dem See entströmt, fliegen die Libellen durch das Röhricht — ein kühlender Wind folgt

dem Wasserlaufe, das verschiedenartige Grün auf der Berghalde drüben verliert schier seine Abtönung im Sommerdufte.

Es gehört nicht viel Einbildungskraft dazu, um sich die ganze Weite des Unterschiedes zwischen diesen beiden Badebildern im Süden und im Norden, in einer unserer grünen Alpenlandschaften, vorzustellen. Nicht so leicht ist es, den Unterschied zu beurteilen, welchen die Lebensgestaltung in dieser Hinsicht zwischen dem Rande des Mittelmeerbeckens im weiteren Sinne und den niederländischen oder deutschen Küsten aufweist. Denn hier wie dort ist Meer. Aber die wogende Fläche des einen verhält sich zu der lichtverklärten Flut des anderen wie ein Lied der Edda zu einem Gesange des Ariosto. Dort die hellgrünen Wellenmauern, welche vorgebeugt donnernd an den Halligen zerfallen, hier rhythmisches Anschlagen der lauen Wasser, aus deren fernen Gesichtskreisen rosig und warm überhauchte Eilande herschauen, zwischen denen man sich gern einen stillen Zug von Meergöttern und Nereiden denkt.

Noch lange nicht so beträchtlich ist der Unterschied zwischen der Umrandung der Badeflut an den flachen Lagunen Venedigs und jenem Nordmeere, als zwischen den vielgebuchteten südlichen Felsklüften Istriens und eben jenem friesischen Sandufer. Auf diesem letzteren erblickt man die Natur des Nordens in ihrer feierlichen Dürftigkeit.

Der richtige Badestrand im Süden wird nicht von flachen Laguneninseln, sondern von einer Felsenküste dargestellt, wie sie insbesondere die Umrandung der istrischen Halbinsel darbietet. Wer diese nicht kennt, möge sich an die Gestade der oberitalienischen Alpenseen erinnern. Da sind in den Kreidekalk hinein vom Anschlage der Flut große und kleine Wannen gebrochen. Bis ans Wasser her reicht der Schatten der Ölbäume, unter welchen Melissenkräuter blühen. Doch in dem, was unter den Wellen sich hindehnt, hat der

istrische Strand Ähnlichkeit mit den Ufern des Nordmeeres. Der Grund besteht aus Sand, auf dem es sich bis weit in das Meer hinein wie auf einem Teppich fortgeht. Der eocäne Sandstein, der „Tassello", welcher sich einst wie eine Hülle dem Kreidekalk auflegte, ist durch den Wellenschlag zerrieben worden und bildet jetzt den Meeresboden. So in Val Cove bei Rovigno, so in Abbazia, so fast allenthalben im Quarnero, in welchem zudem ganze Inseln, wie Sansego, als Sanddünen-Bildungen eines verschwundenen, nun unter das Meer hinabgetauchten Flußdeltas sich bis heute emporheben.

An der Ostküste von Istrien, insbesondere in Abbazia reicht der Laubwald fast überall so weit, als es der Schaumschlag der Salzflut gestattet, welche die Klippen zerstört. Meist sind es Zerr-, hier und dort auch wollige Eichen, an vielen Strandstellen auch Lorbeerdickicht. Die Gänge durch dieses letztere sind die schattigsten, denn ihre geschlossenen Wipfel lassen keine Sonne durch.

Im Norden geht man dem Winde entgegen, der über die mageren Gräser der Falaise oder der Halligen und Watten von Salzhauch beladen schwirrt; man achtet auf das Gezeite, man sieht den Weg, auf dem man gestern über die Sandgeleise hingefahren ist, von steigender Flut überwallt, oder schreitet über den Tang hin, welchen die Ebbe zurückgelassen hat, und hört das Knistern der Wasserblasen, die hinterher über dem weichen Grunde zerplatzen. Man steigt in den Karren hinein, der den Wellen entgegengeschoben wird, und setzt sich, nachdem die anfänglichen Anwandlungen von Furcht nach einigen Tagen überwunden sind, dem polternden Anprall des Meeres aus.

Das ist im Süden alles anders.

Sehen wir ab von der Lagune, wie sie uns beispielsweise Venedig oder Grado darstellt, und fassen wir den Felsenstrand von Abbazia in die Augen. Dort beginnt

das Badeleben schon zu einer Jahreszeit, zu welcher sich an den Nordküsten noch nichts rührt, und dauert noch fort, wenn nach den Schwalben dort oben schon längst die Gäste fortgezogen sind. Das erklärt sich ohne weiteres nicht nur aus der Wärme der Luft, sondern namentlich aus der des Wassers. Wissen wir doch aus gelehrten Werken*), daß die durchschnittliche Wärme des Wassers in der Adria während der betreffenden Monate um zwei bis vier Grad höher ist, als die des Wassers im atlantischen Weltmeere, um sechs bis neun höher als in der Nordsee und um sieben bis zehn höher als im baltischen Meere. Offenbar können also die Leute längere Zeit im Wasser bleiben und ihren Badeaufenthalt auf einen längeren Zeitraum hin verteilen. Dann kommt aber auch noch das Wasser hinzu, welches vom Himmel fällt. Darüber ist nicht viel zu sagen. Denn jeder kennt, wenigstens aus dem geographischen Schulunterrichte, den kühlen Regensommer der Nordsee und die duftdurchhauchte Sonnenzeit des Südens.

Entsprechend den kleinen Buchten, welche das Meer in den Kreidekalk des Karstes eingeschlagen hat, gestaltet sich das Badeleben im Süden abgeschlossener, einsiedlerischer, als an den weiten Dünen des Nordens, wo die Menschen von der Unermeßlichkeit des Gesichtskreises so zu sagen zusammengedrängt und auf einander angewiesen werden. Begleiten wir einmal einen Badegast, der sich am istrischen Strande aufhält.

Wenn er morgens sein Obdach verläßt, durchschreitet er den Garten und erfreut sich an der Kühlung, welche durch Thau und durch die Bindung der Wärme hervorgebracht wird, die mit der Verdunstung über der weiten Wasserfläche zusammenhängt. Er nimmt zunächst ein Luftbad. Nicht nur die ungezählten Blüten teilen der Luft ihren Duft mit, son-

*) Leichtenstern: „Allgemeine Balneotherapie“.

dern auch alle die Blätter des Waldgartendickichts, die lederglänzenden Blätter mit ihren flüchtigen Ölen, die Myrten und die Kampherbäume, der Lorbeer und die hohen Oleanderwipfel, dann all die Nadelhölzer, die Zedern und Araucarien, die Pinien und Cypressen. Der Blick dagegen sonnt sich in einem Lichtbade. Denn da draußen glänzen die dreieckigen Schaumblitze der Zitterwellen und weiterhin versinken Wasser, Luft und Küsten in ein einziges Tiefblau.

Der Fremdling sucht irgendwo im Dickicht, durch welches der Sonnenschein nur in den schmalsten Streifen den Boden erreicht, eine Marmorbank und setzt sich durch ein Dichterwerk über die Zeit hinweg in akustische Verbindung mit den alten Sängern, die an den Küsten dieses Meeres gelebt haben, als von den Bergen herab und aus den Wogen empor den Menschen sich noch Götter zeigten — er lauscht dem Phonogramm, welches sie ihm aus der Verklärung durch Zeit und Raum senden — oder er horcht dem Meere zu, welches noch immer dasselbe Lied singt wie damals, als dort unten die zauberkundigen Königinnen auf den Inseln herrschten. Es ist ein Lied von leichtem Tonfalle, nicht dem nordischen Stabreim gleich, dessen Rhythmik sich, kurz abgebrochen, steil erhebt und wieder abfällt, um sich alsbald zur folgenden Verszeile emporzustrecken, sondern ein Lied, sanft abgemessen, welches dem Zuhörer weder Überraschung, noch Unruhe bereitet.

Da ist nicht die dürre Strandheide, oder die fette Wiese des Nordens mit dem glänzenden Mastvieh und den unbeholfenen Bewegungen ferner Windmühlen. Unter dem kühlen Himmel, der sich nicht minder selten völlig aufhellt als das Meer, stehen dort die rotbetünchten wohnlichen Strandhäuser in denen ein eisernes Geschlecht wohnt, welches mit der unheimlichen See den Kampf um die Scholle führt, von welcher es sich nährt. Hier schimmert durch die dunklen Schattengewölbe manch lichtes Marmorbild.

Die Stunde des Bades kommt heran, und der Gast steigt über Treppen in die laue Flut hinab. Er treibt sich um die Felsblöcke herum, an welchen die jodduftigen Algen hängen, er sieht das gebrochene Schimmern perlglänzender Muschelbruchstücke auf dem festen Sandgrunde, er hört im Frühjahre die Stimmen des Kuckucks und der zahllosen Nachtigallen sich mit dem Geflüster des Meeres vermengen, im Sommer die Cicaden von den nahen Bäumen rufen, während ihn eine wohlige Flut überspült, deren Dünung gerade im rechten Verhältnisse zum menschlichen Wünschen und Behagen sich bewegt. Geselliges Getümmel im Wasser findet er selten — es ist, als ob der Glanz dieser Uferwelt und ihre akademische Ruhe den Gast einladeten, an den Wohlgerüchen des Ufers und der Wellen sein ausreichendes Genügen zu finden.

Ein brütender Mittag, welcher in Ruhe zugebracht wird, lange, laue Abendstunden mit ihrem Pflanzenhauche und die Stille der Nacht, während welcher ein reicher Sternenhimmel aus dem Meere zurückglänzt, trennen, meist in vielen Wochen unwandelbar, einen solchen Morgen vom anderen.

Hier an der Felsenküste ist während der Nacht nichts von den Plagen der Lagunenufer fühlbar. Ein Ausgleichungswind, hervorgerufen durch den Gegensatz der Frische oben auf den Höhen der jäh aus dem Meere ansteigenden Steilgebirge und der Luft über dem erwärmten Strande, senkt sich in den Nachtstunden, einem breiten Wasserfall ähnlich, kühlend herab. Er ist es auch, welcher die nächtlichen Mücken verscheuchen würde, wo ihnen nicht schon durch den diesen Tieren unleidlichen Kampherausbauch der Lorbeerwälder und anderer Gewächse ihr Treiben gelegt wäre.

Wo ist es nun schöner, am Nordmeer oder am Rande des Mittelmeer-Adria-Beckens? Darauf werden die Menschen je nach ihren Neigungen und Anlagen stets verschiedene Ant-

worten geben. Immerhin aber darf man auf einen Irrtum aufmerksam machen, welcher in Bezug auf die Wärmeverhältnisse zu Ungunsten des letzteren allgemein gehegt wird. Man fürchtet sich vor der südlichen Hitze. Lassen wir aber die Ziffern der Tabellen sprechen, die man tagtäglich in den Zeitungen findet, so erfahren wir, daß diese an unseren Küsten, wenigstens dort, wo die Luft der jäh abfallenden Hochflächen mitwirkt, den Tag über kaum höher ist als in den Städten des mittleren Europa. Zudem ist Hitze und Hitze nicht einerlei. Der Sauerstoffgehalt der Luft und deren Trockenheit, die Ausdünstung des dichten Pflanzenwuchses bewirken bei gleichen Wärmegraden eine Empfindung, die völlig von der verschieden ist, die sich unter anderen Umgebungen einstellt. Die Nerven verspüren verschiedene Dinge, von welchen das Thermometer nichts weiß. Viel lauer und schwüler sind freilich die Nächte im ebenen Lande des Südens, insbesondere an den Lagunenküsten, die so weit von den Abdachungen der Berge vorgeschoben sind. Wo sich aber alsbald vom Meere aus ein bewaldetes Felsland emporstreckt, das, wie an der istrischen Ostküste, unten nur einen ebenen Uferstreifen läßt, der keine zweihundert Meter breit ist, selbst aber fast bis zur Höhe eines Sonnwendstein aufsteigt; dort gibt es keine nächtliche Lagunenplage, so wenig als es auf dem festen Felsen Bakterien, Mikroben oder stehende Tümpel gibt. Dort fällt die erwähnte Kaskade erfrischender Luftströmung herab, und dort ist es deshalb, wo der südliche Sommer ohne seine gefürchteten Zuthaten in all seiner noch so wenig geschätzten Herrlichkeit genossen werden kann.

Noë, Heinrich,

Bergfahrten und Raststätten

München 1892